

Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte. - 20.1969

Landesgeschichtl. Vereinigung
Berlin
1969

Seiten 17-32 fehlen im Original

Archiv.

JAHRBUCH
FÜR BRANDENBURGISCHE
LANDESGESCHICHTE

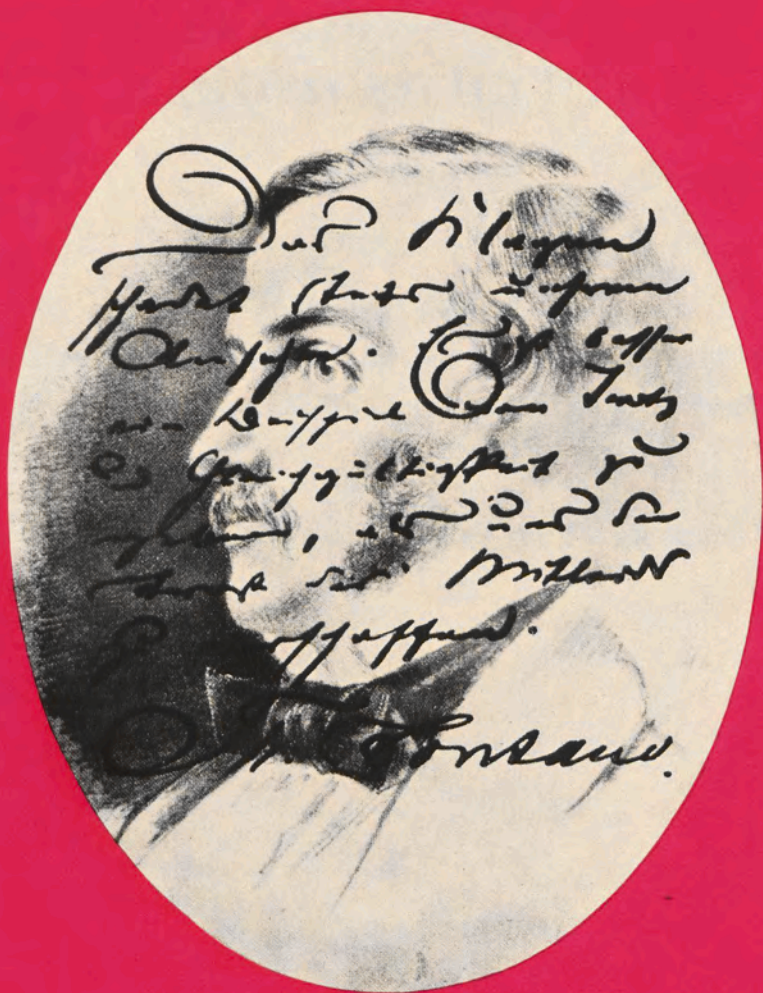
20. BAND

BERLIN 1969

Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte

20/1969

Plakatentwurf für die Fontane-Ausstellung der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg, geschaffen von Bernd Wille, Staatliche Akademie für Grafik, Druck und Werbung.



* 30. Dezember 1819

THEODOR FONTANE

zum 150. Geburtstag

JAHRBUCH
FÜR BRANDENBURGISCHE
LANDESGESCHICHTE

20. BAND

Herausgegeben

im Auftrage der Landesgeschichtlichen Vereinigung
für die Mark Brandenburg e.V. (gegr. 1884)

von

GERHARD KÜCHLER und DR. WERNER VOGEL

BERLIN 1969

Redaktionsschluß für Band 21

1. Juni 1970

Schriftleitung: Dr. W. Vogel, Berlin 26, Elsenpfehlstraße 46, Ruf: 412 58 05

*Auslieferung: Fontane-Buchhandlung Dora Pohlmann, Berlin 44, Selchower Straße 33,
Ruf: 62123 00*

Druck: Paul Funk, Berlin 30, Stauffenbergstraße 11-13, Ruf: 13 41 44

Klischees: Dr. S. Toeche-Mittler, Berlin 61, Friedrichstraße 219/220, Ruf: 18 60 99

INHALT

Walter Keitel:	
<i>Au fond — Grundlagen zu Theodor Fontane</i>	9
Dr. Hermann Fricke:	
<i>Theodor Fontane als Begründer erwanderter Landesgeschichte in Brandenburg (mit 2 Abb.)</i>	16
Erich Biehahn:	
<i>Ein denkwürdiger Reim Fontanes</i>	25
Helmuth Nürnberger:	
<i>Theodor Fontane und Karl Friedrich von dem Knesebeck. Ein Gedicht Friedrich Schlegels in Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ („Adels Sitte“)</i>	27
Gerhard Küchler:	
<i>Fontane-Denkmäler, Fontane-Bildnisse (mit 12 Abb.)</i>	41
Dr. Ruth Westermann:	
<i>Gastlichkeit und Gaststätten bei Fontane (mit 2 Abb.)</i>	49
Dr. Wolfgang Ribbe:	
<i>Zeitverständnis und Geschichtsschreibung bei Theodor Fontane</i>	58
Fritz Bönnisch / Dr. Heinz-Dieter Krausch:	
<i>Aus der Geschichte des Tiergartens bei Altdöbern (mit 3 Abb., 1 Karte)</i>	71
Folkwin Wendland:	
<i>Der Lustgarten am Berliner Schloß (mit 11 Abb.)</i>	94
Bücherschau	140
Jahrbuch für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte (H. G.)	
Alma mater Joachimica (Gerhard Küchler)	
Johannes Schultze: Die Mark Brandenburg, Band 5 (Dr. Eberhard Faden)	
Rudolf Lehmann: Urkundeninventar zur Geschichte der Niederlausitz bis 1400 (Dr. Werner Vogel)	
Hans Droysen: Der Briefwechsel Friedrichs des Großen mit der Gräfin Camas und dem Baron Fouqué (Gerhard Küchler)	
Walther Brandt: Vom feurigen Elias und der sanften Elise (Winfried Bliß)	
Potsdam und seine Umgebung (Gerd Gnewuch)	
Harald Müller: Zur Geschichte der Stadt Potsdam von 1789—1871 (Arne Hengsbach)	

Beiträge zur Potsdamer Geschichte (Dr. Werner Vogel)
 Franz Lorenz: Die Musikerfamilie Benda (Wilhelm Sasse)
 Joachim Toeche-Mittler: Armeemärsche (Wilhelm Sasse)
 Walter Stengel: Zeitvertreib (Kurt Pomplun)
 Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 16/17, 1968
 (Dr. Werner Vogel)
 Hartmut Harnisch: Die Herrschaft Boitzenburg (Dr. Werner Vogel)
 Walter Gerschler: Das preußische Oberpräsidium der Provinz Jülich-
 Kleve-Berg in Köln 1816—1822 (Dr. Werner Vogel)

Gerhard K ü c h l e r :

Aus dem Leben der Vereinigung 153

Inhaltsverzeichnis für die Bände 1—19 (1950—1968) 155

Der Aufsatz von Hans-Werner Kl ü n n e r : Fontanes Wohnstätten in West-Berlin, hervorgegangen aus einer entsprechenden Führung des Verfassers, kann aus technischen Gründen leider erst im nächsten Band veröffentlicht werden.

Au fond — Grundlagen zu Theodor Fontane

Es war vier Uhr nachmittags. Dieselbe Zeit also, zu der den hinterbliebenen Poggenpuhls die Sonne durch die Silberpappeln schien, als sich vor Jahrzehnten die Winzigkeit von acht Studenten zur Vorlesung über Physiognomik in der zweitgrößten deutschen Universität begab. Was sie wohl alle aus der ersten Vorlesung als tiefsten Eindruck mitgenommen haben, ist das beunruhigende Wissen, wie unendlich selten der einmal lebenswichtigste physiognomische Sinn geworden ist. Ich habe ihn später, mit einer gewissen Freudigkeit des Wiedererkennens, in einem wunderschönen Aufsatz von Paul von Szczepanski zum unmittelbar zuvor eingetretenen Tod Theodor Fontanes aufgefunden. Der Aufsatz steht in der Zeitschrift „Über Land und Meer“, 1898. Ich lese diese alten Zeitschriften, um zu Fontane zurückzufinden, denn wie könnte ich so ungezogen sein zu erwarten, daß er sich in unsere Zeit begäbe. Dort lese ich und ich lese es oft:

„Fast ein Achtzigjähriger — er war am 30. Dezember 1819 geboren — ist Theodor Fontane gestorben. — Sanft hat der Tod den Dichter hinübergewonnen, als hätte auch er ihn geliebt, wie alle Menschen ihn liebten, die ihn persönlich oder seine Bücher kannten, und wie ihn viele liebten, die nur von seiner Erscheinung bezaubert waren, die ihn nur in dem Straßengewühl der Gegend des Potsdamer Platzes gesehen hatten, die nicht wußten, wer der alte Herr war, und denen seine Erscheinung doch unvergeßlich blieb. Er hatte etwas von einem alten General und von einem alten Geheimrat an sich, eine Mischung, die auffallen mußte, weil sie selten ist, und sein ganzes Wesen war der Typus bürgerlicher Vornehmheit. In seinen jugendfrischen Augen aber leuchtete die Liebenswürdigkeit seiner Natur, die Milde des Alters, die Freiheit des Geistes, die sich auch seiner Erscheinung aufgeprägt hatte. Das machte es wohl, daß viele in jener Gegend ihn liebten, die ihn nur gesehen hatten und den Zauber seiner Persönlichkeit spürten, ohne daß sie wußten, wer er war. Ich habe seine Erscheinung oft beschreiben hören von Leuten, die ihm auf der Straße begegnet und entzückt von ihm waren, ohne zu wissen, daß sie Theodor Fontane begegnet waren.“

Vor diesem Bild hier werden sich unsere Worte über Theodor Fontane ausweisen müssen, so wie sie sich rechtfertigen müssen vor den Augen der letzten Fontanezeugin, Frau Gertrud Schacht aus Berlin, die uns im letzten Jahr verlassen hat, in der Tiefe beunruhigt von dem, was an ihr Ohr gedrungen war. Es ist eine ernste und mit Schicksalsschritten umgangene Tätigkeit, über Theodor Fontane zu schreiben, eine Tätigkeit, der niemand froh werden kann, dem das Bild Paul von Szczepanskis nicht vor Augen steht.

Wenn hier vor allem die sogenannten „negativen Instanzen“ aufzuzeigen sind, so geschieht dies darum, weil Francis Bacon, der Philosoph, ihre eminente Bedeutung im Wahrheitsbereich aufgezeigt hat. Negativ sind sie aber nicht in einem philosophischen Sinn, sub specie aeternitatis, sondern nur negativ im Geschmacksinn einer Zeit, die 150 Jahre von der Geburtszeit Fontanes trennen. Wir leben in einer Zeit, von der Fontane gesagt hatte, daß er sie nicht mehr erleben wolle.

„Freilich ist es jetzt Mode geworden, bei dem bloßen Worte ‚Idealität‘ zu lachen. Aber was kommt dabei heraus? Überhandnahme jeder äußeren und inneren Verwilderung. Entchristlicht ist die Welt bereits; entgöttert man sie auch noch von dem, was uns die Griechen hinterließen, so werden wundervolle Tage anbrechen. Ich mag sie nicht mehr sehen.“

Und er fügt hinzu, daß das äußerlich Grobe wohl immer den Tag bestimmt habe, daß es aber das innerlich Feine gegeben habe, das die Zeit bestimmte. Und er meint damit die Kultur als Inbegriff des Feinen, das Ohr für das Rieseln auf die Platanen, das Effi Briest in die Ewigkeit sehen ließ. Nur aus der Beengung durch die Tagesgrobheit heraus ist jenes tiefe Atemholen verständlich, das durch die Worte läuft: „Die Zeit dürstet nach Wahrheit und ist des Redensartlichen herzlich müde.“

Es ist Metaphysik in diesem Durst, denn wo immer das Wort Wahrheit — „Richtiges gibt es nicht“ — angesprochen wird, lebt jenes Griechische darin, nach dessen Untergang Fontane nicht mehr leben wollte, jenes Griechische, das auch um die feinen tragiknahen Worte und Begriffe der Heiterkeit und des Darüberstehens wie ferne Lichter kreist. Wer diesen abgründig tiefen Begriff der Wahrheit nicht mehr versteht oder mit dem Kathederwort der Richtigkeit verwechselt, der wird Fontane auch nicht in seinen tiefsten Bereich folgen können, der der Bereich der Tragik ist, der Tragik des zugestellten Wegs zum Lebensziel, zum Glück. — „Efeu, noch spärlich, umrankt das Gestein. Ich pflückte ein Blatt . . .“

Im neunzehnten Jahrhundert waren noch die Schritte Goethes Gegenwart und Schiller hatte noch Jahre darin. Es war noch ein Jahrhundert, in dem es unerhört erschienen wäre, einen anderen Höchstwert als den der Kultur auszurufen, ein Jahrhundert voller geheimnisvoller Schöpferkraft, ein Jahrhundert voll des Wissens um das Genie. Aus diesen Räumen her kommt die Kraft, ein Urteil comme philosophe zu fällen.

„Ich kann mit Ausnahme des Technischen und Naturwissenschaftlichen (wiewohl auch hier die großen Dinge der Vergangenheit angehören) nirgends einen Weltfortschritt wahrnehmen.“

Die Kultur hat keinen Fortschritt, sie wechselt ihr Gesicht, sie nähert sich oder entfernt sich. Sie hat in Homer und Sokrates ihre Spitzen, sie ist uns, wie Fontane sagt, von den Griechen hinterlassen. Wir erschrecken davor, daß er auch im Technischen und Naturwissenschaftlichen die großen Dinge in die Vergangenheit legt, aber unter großen Dingen versteht er ja immer Dinge, die Metaphysik um sich haben, einen Geheimnis- und Andachtsrand, etwas, das zur Demut ruft. Wo ist es? — — — „Die Kanonen werden besser“ . . . die Zugmaschinen stärker, die Reichweiten größer. Aber wird nicht das Nachdenken flacher, sucht es nicht gar die perniziöse Nähe des Zwecks, der Absicht —? Fontane hat uns eine klare Grenze hinterlassen, die Grenze des Chevaleresken und des Merkantilen, und er meint, daß der Unterschied beider der des Gebens und Nehmens wäre. Er wird niemandem zuraten können, im Rayon der Kultur etwas nehmen zu wollen. Auch die ernsthafte Beschäftigung mit einer so ausschließlich zur Kultur gehörenden Persönlichkeit, wie er sich uns darstellt, wird nicht aus dem Ephemereren hinausgelangen, wenn sie sich nicht des officium nobile bewußt ist, wenn sie das rigorosum des Chevaleresken nicht besteht. Nirgends ist auch die Orthopädie glückloser als bei einem Dunkelschöpfer.

Fontane hat es selbst gefühlt, wie man dem Rätsel der Persönlichkeit nahe kommt. „Das ist dichterische Intuition!“ Mit welcher Spontaneität brach es aus ihm heraus, als er die Bismarckdarstellung des Dichters Henrik Sienkiwicz las — — — „schlägt alle Historiker aus dem Felde, schlechtweg großartig.“

Das Organ für eine Dunkelschöpfung, für etwas wie mit einem Psychographen Geschriebenes, wird wohl ein Dunkelhören sein müssen, ein Instrumentarium, das in einem sehr engen Konnex zu der kardinalen Fontane-Konfession steht: „dunkle Gefühle, die sind fein“. Daß sie auch wahr sind, ist für Fontane keine Frage, ja, das Einssein von Feinheit und Wahrheit ist sein Urgesetz.

„Jeder Schriftsteller, wenn er diesen Namen verdienen will, sei ein Apostel der Wahrheit. Es versteht sich von selbst, daß wenn ich von Wahrheit spreche, nur die subjektive gemeint sein kann.“

Es versteht sich auch von selbst, daß die Wahrheit im Lebensbereich nur aus einem Subjekt kommen kann, einem Subjekt allerdings, das seine feinen Wurzeln tief in den Dunkelboden zu senken weiß.

Der nähere Horizont für Fontanes Natur ist die Feinheit und der Adel des Hugenottentums, „jene echte Vornehmheit“, aus der alle Ethik kommt. Eine Ethik, die aber niemals des ästhetischen Reizes entbehren kann — das steht Fontane und den Franzosen fest. Als kleine, verschwindende Minderheit haben sich die Hugenotten, durch die Größe ihrer Herzen bewegt, von der „gestaltlosen“ Masse gelöst, haben ihr Vaterland, das ihnen in ihrem Seelenreichtum mehr war als den andern, verlassen, um sein zu dürfen, was sie waren. Nämlich: anders.

„Die Natur adelt; alles andere ist Unsinn.“ Mit diesem Wort sieht Theodor Fontane unbewußt zu ihnen zurück und — nicht zum wenigsten — in sich selbst hinab und fordert für sie Adelsrang. Es bebt etwas Ungenanntes in den erregten Worten der Frau v. Carayen im Rangstreit zwischen dem Adel ihrer Heimat und dem im neuen Umkreis vorgefundenen, es bebt auch im Bekenntnis Theodor Fontanes zum psychologischen Dunkelblick von Dumas fils (von dem der „blondlockige Poet“ nichts weiß), es bebt in dem am Unverständnis französischer Feinheit gegenüber hochauflammenden „Wie stolz und glücklich bin ich, daß meiner Ahnen Wiege im Languedoc, ja sogar in der Gascogne gestanden hat.“ Nicht die Worte, der Ton und Unterton ist es, der um die Respektierung des Adelsranges der französischen Hugenotten kämpft, die in Deutschland — und sollte dies nicht wiederum Adel verraten! — ihren verlorenen Schatten suchen.

Es ist für den Dunkelhörer von geradezu erregendem Interesse zu verfolgen, wie Fontane — sich nach allen Seiten kaschierend und sich Nähernde verbellend — um diesen Adelsnachweis im persönlichen Bezirk herumstreift (ungeachtet der Erklärung, daß es in der Tat auch eine Art Künstleradel gäbe).

Die Logik ist eine sehr feine und daher unendlich rar in Anspruch genommene Wissenschaft. Sie muß uns nah zur Seite bleiben, wenn wir im zweiten Kapitel von Fontanes „Meine Kinderjahre“ hören, wie der Vater Louis Fontane in seinen Erzählungen eine Verbindung der Fontanes zum Marquis de Fontanes herzustellen wußte, wie seine Frau Emilie wiederum zu Kardinal Fesch. „Ein Schauspiel für Götter“ nennt Fontane diesen Wettstreit. Den Wettstreit wohlgerne und nicht des Vaters Angeln nach den Adelszeichen. Am Eingang zu dem allen hat Fontane mit der Postierung der Zinngießer links und rechts ein Bravourstück an Kaschierungskunst geleistet. Doch warum versteift sich denn Fontane so ganz und gar auf den Marquis de Fontanes, schiebt alle erdenklichen Vermutungen des Vaters für die These vor, ohne auch ein Wort nur über die

Linie zum schmucklos klingenden Namen Fesch vorzubringen. Ja, er hat diese Argumentation der Mutter ganz vergessen, während ihm doch das letzte Detail der Marquis de Fontanes-Historie so unvergeßlich in Erinnerung blieb. Und als ob denn irgend etwas, was der Vater sagte, im Sohn nicht Resonanz gefunden hätte — und nun gerade das Persönlichste! Es gibt einen ganz feinen apagogischen Aspekt noch zu der Sache. Vorausgegangen dieser Niederschrift war ein peinlich empfundenes Wort von Rittershaus, der an Ibsen immer noch den trippelnden Apotheker sehen wollte; Fontane ging es wie lähmend durch die Glieder: „merkt man es auch?“ Nun hat er diesem Rückwärtsspiegeln von dem „Gotha“, den er in seinen Werken vor dem Leser öffnet, zu irgendeinem geheimen Wunsch und Untergrund am Schluß noch vorgebeugt, hat diesen möglichen Gedanken mit rascher Hand kupiert, zieht sogar seine Geschwister, die doch in „Meine Kinderjahre“ gar nicht aufgenommen werden, zur Überdeckung seines Ichs heran und meint, „wir Kinder“ hätten dem allem kritisch gegenüber gestanden. Doch wenige wissen besser das Maßbewußtsein abzuschätzen, das die Kritik verlangt, als Theodor Fontane selbst, und kennen die Diskrepanz des Kritischen von Kindern und von Jugendlichen so wie er. Wie unkritisch war er den Anekdoten des Vaters gegenüber, die er für immer in seinem Innersten barg! Jenes Vaters übrigens, in dessen mächtiger Gestalt — die Strohhalme sollen doch zeigen, woher der Wind weht — er doch den „typischen französischen Kürassier-offizier“ und nicht den Kürassier sah! Doch alle Vorsicht war umsonst, der Mann des „Ulks“ war nicht ganz ohne Witterung: „Und will er bürgerlich nicht bleiben. / Kann er sich auch *von Tane* schreiben.“ Ohne der zahllosen Adelsnamen im gesamten Werk Fontanes zu gedenken, ohne die Trauerfahne in „An meinem Fünfundsiebzigsten“ — die Tochter Mete schrieb etwas an ihre Freundin, das die Sache aufklärt — eingehender zu betrachten — von Aufschluß ist es jedenfalls, daß ihm, Fontane, beim Denken an die Tochter die Montmorencys und die Lusignans in den Bereich der Phantasie geraten. Doch nirgendwo taucht der Marquis de Fontanes auf, er bleibt in seiner Truhe.

Aus diesem fond heraus versteht sich vieles, zuletzt der alte Herr von Stechlin und vielleicht auch der „andere“, der Feilenhauer Torgelow, die Theodor Fontane — den einen sterbend, den anderen weiterlebend — ans Ende des Fontaneschen Jahrhunderts schiebt. Ins nächste blicken Fontane, der alte Stechlin (und vielleicht auch der Marquis de Fontanes) zusammen so — generaliter natürlich —. „Der gesteigerte Besitz ist da, aber von der zweiten Hälfte des Weges, von der Entwicklung zur Aristokratie, der echten natürlich, wo das Geld wieder anfängt, ganz anderen Zwecken zu dienen als dem Bier- und Beefsteak-Konsum — von dieser Entwicklung unserer Zustände sind wir weiter ab denn je.“ —

Daß die Stille der Geburtsort der Dichter ist (wie die Abgeschiedenheit der Philosophen) ist eine der Wahrheiten, von deren spezifischem und nicht graduellem Unterschied zur Richtigkeit (Kant fand einen solchen Unterschied auch zwischen Dichter und Schriftsteller) die Rede war. Und wieder gewinnt eine fin-de-siècle-Bemerkung Theodor Fontanes poeta vates-Bedeutung: „Der Lärm, all das wüste Treiben, die Jagd nach dem Glück und die Brücke, die bricht.“

Aus dem Neu-Ruppin des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts hätte Fontane seinen charakteristischen Gedichttitel holen können: „alles still“. Die Bewegungen waren ins Innere des Menschen gelegt und darum tief. Keiner dieser Eindrücke schwindet wieder ganz dahin, und es wird schwer sein, aus Theodor Fon-

taner Werk zu widerlegen, was er selber schwört: daß in dem ersten Lebensjahr der ganze Mensch stecke. Die ersten Kinderjahre waren für ihn die entscheidenden Jahre, womit sich Fontanes naive Natur dartut. Kann ihn doch für sein ganzes Leben kein Wort besser kennzeichnen als das, daß auch das Naive seine Pointen habe. Aus dieser Naivität heraus muß er Goethe als in allem recht behaltend und Schiller als Konrektorseele bezeichnen. Die Naiven bleiben „ein Kind“, wie er es von sich und dem alten Stechlin sagt; die aus der zweiten Kindheit, der Jugend, lebenden „Sentimentalischen“ können dramatischer sein. Nach „dem Gesetz“ blieben die dramatischen Versuche Fontanes bedeutungslos und die Jugendlichkeitstrompeten verstimmt. Diese „Ipecacuanha“ gegen „schwer-mütige“ Momente ist — besonders von der Jugendpsychologie her — reizvoll zu betrachten. Die Solidarität mit seinem stellungs- und independenzlosen Ich bedient sich willkommener Zeitformen. In „Der Kranich“ und in „Ein Ball in Paris“ hat er sehr früh ein echt Fontanesches und ein echt hugenottisches Gedicht gegeben.

Die Stille Neu-Ruppins und — o das Meer! — Swinemüdes wird eine „wehmütig schwermutsvolle“ durch die Verschiedenheit seiner Eltern, die zu ihrer Trennung führt. Fixierend wie selten einer trennt er in seinen Romanen immerzu ihre Verschiedenheit überspielende Naturen — nach dem Gesetz. Und wie oft er seine Lieblingsgestalten ob dieses Irrtums in den Tod drückt, zeigt auf, wie tief sein Kinderschicksal in ihn hineinsinken konnte und wie offen er dafür war, bis er dann ganz zuletzt im „Stechlin“ am Vorsprung saß und „in die Stille lauschte“, die sein Element war. Denn er war mit seiner ganzen Dunkel-natur nach rückwärts gewandt — „ja, die Erinnerung ist viel, ist alles“.

Er war ein Singleton und unveränderlich. „So und nicht anders“ hieß seine Konfession. Höheren Wert konnte er nur in dem finden, „was kein anderer mit einem teilt.“ Das war sein Kohinoor. „Denn das Ich und wieder Ich ist unser Leid, unser Druck, unsere Qual.“ Aber auch unser einziger und köstlichster Besitz, und wenn er meint, daß die Fontanes hartgesottene Egoisten sind, so gehört dies wie alles in den ästhetischen Bereich. Sie gehen um ihre eigenen Bosketts, und ihre Parks und hochfliegenden Gartenschaukeln sind nur für sie bestimmt. „Ich mied den Markt, ich mied den Schwarm.“

Dieser kleine Fontane bleibt in seinem Versteck, wenn die andern längst das Suchen aufgegeben haben, und wird zum „Blümchen Wunderhold“, der apartesten aller Pflanzen. Wie lange muß man das Gleiche üben, um ihn aus seinem Versteck herauskommen zu sehen? Sein Versteckspiel geht durch die Romane. „Der Mensch stirbt, wie er geboren wird.“

Es lag eine tiefe Berechtigung darin, daß Fontane so oft auf die Strohhalme verwies, die allein zeigten, woher der Wind komme. Feine Nuancen, unbemerkte Winzigkeiten — das ist sein Revier. Daß er „ein feines, vielleicht nur ganz feines Publikum“ dafür braucht, ist eine der natürlichen Folgen. Es ist hochinteressant zu beobachten, daß er ganz ästhetisch von der „gestaltlosen“ Masse spricht, während der theoretische Politiker Ludwig von Gerlach die Masse „bewußtlos“ nennt. Die „Müller-Schulzeschaft“ muß sein horror sein, ein horror vacui. Ist es ein solcher Strohalm, wenn er vom Ende seiner Tage her die Widersacher seiner Kindheit ganz unwillkürlich seine „proletarischen Feinde“ nennt? — „Das läßt tief blicken“, hört man vom Stechlin her.

Daß er von Anfang an „für etwas nicht ganz Alltägliches“ gehalten wurde, hat er uns nicht verschwiegen. O diese Schrattenthals, die sich alle gleichen! Sie sterben als andere, als sie geboren wurden. Keine Leitlinie, an der sich die Ahnungen vortasten, an der die Vorherbestimmung die Bahnen entlang ziehen, an der der Rückertvers wahr werden kann, daß ein Bild in uns stünde des, was wir werden sollen. Was soll aber einem Besonderen Erziehung und Bildung — das Besteck für die Waisenkinder?

Das Originale ist es, das in Zeiten seiner Bedrohtheit an die erste Stelle vor dem Schönheitlichen zu rücken hat. Kann sich die ästhetische Natur besser decouvrieren als durch das „Schönheitliche“ als Maß? Höchstens vielleicht noch in einem Satz wie dem: „O wie begreif ich die Kaiserzeit, die von dem Mann aus Bethlehem nichts wissen wollte. Gewiß hatte sie unrecht; aber für die Sinne ging von da ab eine große Welt unter und eine kleine kam herauf.“

Diese ästhetische Natur mußte aus dem Ästhetischen heraus dichten, werten, verbinden und trennen und aller theoretischen Natur ein Widersacher sein. „Wer den Adel abschaffen wollte, schaffte den letzten Rest von Poesie aus der Welt“ — wie urästhetisch ist es doch (neben einem kleinen Rückblick in die Kinderjahre). Urästhetisch die „stille Liebe“ (kennt er denn eine andere?) zu den „märkischen Junkern und Landpastoren“, wie urästhetisch der Blick voller *Dégoût* zur „Lügentrinität“ der Französischen Revolution, die er auf einem „Ball“ *Revue* passieren läßt. Wie pfeilgerade drängt alles auf das *suum cuique* zu als Rettungshalm vor „öder Gleichmacherei“. Dies aber ist preußisch, diese Losung und Devise steht auf dem schwarzen Adlerorden Preußens. In seinen Idealen ist Fontane preußisch und ästhetisch zugleich. „Friedrich II. auf Sanssouci bei Kaminfeuer und offenen Flügeltüren war immer mein Ideal.“

Der Kupferstich über dem Sofa in Swinemünde „*Frédéric le Grand retournant à Sanssouci après les manoeuvres de Potsdam, accompagné de ses généraux*“ könnte der Titel sein für einen nicht geringen Teil der Preußenlieder. Wie fixierend ist er doch. Wie zieht dieser Wind aus Fehrbellin und Leuthen hinauf bis zum Bismarckgrab und hinein in „Fester Befehl“. Er ist der Lebensatem der Bücher über die drei Kriege Preußens in der Fontanezeit.

Sie haben ihn als Schilderer auf den Plan gerufen, die Herrenhäuser Brandenburgs ebenso. Sein berühmtester Roman trägt einen Preußennamen aus dem Umkreis von Fehrbellin, den Namen der Briests, in die Weltliteratur, sein reifstes Werk schuf einen neuen Preußennamen aus dem Rauschen der alten Buchenwälder um Brandenburgs stillsten See. Es ist eine Ethik der Hugenotten, daß nichts länger ist als Dank (Fontane stellt in der Welt das Gegenteil fest). Die Hugenotten haben um die Nachkommen des Großen Kurfürsten gestanden. Vielfach und oft hat Fontane den Sprühregen seiner Persiflage auf Preußen und die Preußen hingelenkt, die Preußenkönige traf er nicht. Sein Urteil über den „Soldatenkönig“ im „Stechlin“ war so bedeutend, daß Hans-Joachim Schoeps es in seine „Geschichte Preußens“ aufgenommen hat. Das alte Gerümpel eines preußischen Edelmanns, der fünfhundert Jahre auf seiner Scholle gesessen hat, war seine Fundgrube und sein Odinswagen, die Modernismen des Dr. Strousberg — sein Vergnügen. „Ich bin nun mal Preuße, und freue mich es zu sein“, ließ er sich 1852 schon vernehmen. Als ein Sachse während der Okkupation bei St. Privat kein „Prussien“ sein wollte, lachte Fontane herzlich über die „Ehrpußligkeit“. Für das „belle France“ der nachlusignanschen Zeit war er mit 37 „vielleicht zu

deutsch, gewiß — zu alt“. „Ich bin Nordlandsmensch.“ Schicksal und Wind. Da lag La Rochelle, da lagen die Torfgräber-Dörfer, um die sich Preußen groß-siegte. Die Hugenotten waren wenige, Preußen war klein, nichts Kaiserliches am Küraß. Aus dem Sand der Mark wuchsen die „Wanderungen“, aus ihm erhob sich der Begriff der „historischen Lokalität“. Die eindringliche Beschäftigung mit den Kriegen des Jahrhunderts, als einziger Teil des Gesamtwerks in den „Kinder-jahren“ in Erinnerung gerufen und verteidigt — welchen Anteil hatte sie wohl daran, daß Theodor Fontanes beide Ältesten, dem dunklen Drange folgend, preußische Offiziersuniform trugen? — Nicht alle Hugenotten konnten sich so legitim in Brandenburgs Erde betten lassen.

Seine Bonhomie war das Gewinnende, das Paul von Szczepanski am Fontanebild geschildert hat, es war sein demokratischer Zug. Menschliches war ihm nirgend-wo fremd. Er lebte und starb seinem Wort: „Größe bewundert man, Sympathie erweckt nur das Edle.“ Wir werden uns Zeit nehmen müssen, darüber nachzu-denken. Es ist dies das Beste, was wir für uns und für Fontane tun können.

Fontane

Hinter Fürstenberg, so in Mecklenburg bald,
da liegt noch ein See im märkischen Wald.
Ein breiter silberner Schild, und grün
umkanten ihn Buchen: das ist der *Stechlin*.
Und seitwärts zwischen zwei Lindenalleen
steht auch ein Schloß — nicht für jeden zu sehn;
ein preußisch Gebäude, nicht prächtig noch laut.
Das hat sich Theodor Fontane gebaut.
Der steinerne Kasten ist eckig schlicht,
die Rampe (sehr präsentiert sie nicht!)
ist Rokoko. Aber zur Schönheit langen
zwei silberne Kugeln auf grünen Stangen —
so Schusterkugeln nett anzusehn,
die blank auf dem englischen Rasen stehn,
wann die Sonne drauf scheint, wahre Blitze entriegeln
und — dann so auch etwas die Gegend spiegeln.
Da hat sich Fontane zu guter Letzt
auf einen beschaulichen Sitz gesetzt.
Da inspiziert er in seiner Mark
oft Land und Leute, und sitzt im Park
und hat so manches Ding in der Welt
bekuckt und lächelnd zurechtgestellt.
So haust er, ein Freiherr, dem Leben in Pflicht
und dem Tode loyal und grad ins Gesicht.
Vielleicht (obwohl sie ihn totgesagt)
lebt er heute noch dort, wenn ihr nach ihm fragt.
Weiß schimmert der See, grün leuchten die Buchen
und die Lindenalleen — — ihr müßt nur suchen.

(Julius Bab: Lyrische Portraits. S. Fischer, Berlin 1912. Ich verdanke diesen Hinweis Herrn Fritz Gudsche, Wedel/Holstein. — W. K.)

Hermann Fricke:

Theodor Fontane als Begründer erwanderter Landesgeschichte in Brandenburg

Friedrich Fontane sandte mir den letzten Weihnachtsgruß vor seinem Heimgang auf einer Karte mit der Photographie des von Max Wiese geschaffenen Denkmals in Neuruppin. Ich hörte vor dem Denkmal die das kleinbürgerliche Wandern verspottenden Worte:

Nimm hin den Stock, das Wanderbuch,
Vergiß auch nicht das Taschentuch!

Es mag etwas Wahres in diesem Spott der Jugend liegen, aber für Friedrich Fontane, den begeisterten Fußwanderer, war der 6. Juni 1907, an dem das Wiesesche Denkmal enthüllt wurde und Erich Schmidt das Werk des großen Epikers mit echter Ehrfurcht im jugendlichen Glanz lichter Worte deutete, der Höhepunkt seines eigenen Lebens gewesen¹. Aber trotzdem bleibt das Wiesesche Denkmal die erste Umfunktionierung Fontanes zum Wandersmann und Landeshistoriker. Denn Fontane war kein rechter Wandersmann. Im Stil der zu seiner Zeit üblichen aristokratischen Touristik machte er allein oder mit Freunden seine Fahrten durch die Mark im Kutschwagen, am liebsten auf dem Bock neben dem Kutscher. Wer hat nicht die besten dieser Kutscherunterhaltungen mit höchstem Entzücken gelesen, etwa über die Uchtenhagens und das Rote Land!²

Wie problematisch es mit der Historik Fontanes bestellt ist, habe ich vor über einem Jahrzehnt dargelegt³. So könnte es scheinen, daß es ironisch gemeint sei, Fontane als den Begründer erwanderter Landesgeschichte in Brandenburg zu bezeichnen. Es ist aber sehr ernsthaft gemeint!

Fontane hat intensiv seine „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ in den Jahrzehnten von 1859 bis 1889 geschrieben. Dazu kommen die Plan gebliebenen „Geschichte und Geschichten der Mark Brandenburg“ und „Das Ländchen Friesack und die Bredows“. Wie stand es 1859 um Erwanderung der Historik in der Mark?

Der Reichsfreiherr vom Stein hatte das deutsche Volk zur Selbstbesinnung auf seine Geschichte aufgerufen. Brandenburgische junge Historiker lehrten im Sinne der heute wieder einmal abgelehnten Romantik. Prof. Dr. Riedel, Geh. Archivrat Höfer und Landgerichtsdirektor Odebrecht hatten den Verein für Geschichte der Mark Brandenburg am 8. Oktober 1836 ins Leben gerufen; 1855 hatte der Konservator Ferdinand von Quast-Radensleben den Historischen Verein der Grafschaft Ruppin geschaffen; es folgten der 1860 von Prof. Dr. Rudolf Schwarze begründete Historische Verein für die Heimatkunde zu Frankfurt a. O. und der von Hofrat Louis Schneider am 30. September 1862 gebildete Verein für die Geschichte Potsdams. Diese wenigen Anfänge standen in Zusammenhang mit dem einseitigen Blick auf das Urkundliche in den Stadt-, Kirchen- und Gutsarchiven. Wie langsam diese streng historische Arbeit sich zur Landeskunde entwickelte, wird deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß erst um die Mitte der achtziger Jahre sich aus der geographischen Länderkunde als besondere Disziplin die

wissenschaftliche Landeskunde entwickelte, deren Zentralkommission für Deutschland erst seit 1885 ihre Forschungen herausgab. Es war im Grunde nur eine Zusammenfassung im Stil der alten friderizianischen topographisch-statistischen Arbeiten über Natur, Geschichte, Siedlungswesen mit geringer Beachtung von Vorgeschichte, Volkskunde, Kultur. In Zusammenarbeit mit der Provinzialverwaltung von Brandenburg, an deren Spitze der kulturell interessierte Landesdirektor Joachim von Winterfeldt-Menkin getreten war, schufen der Berliner Stadtrat Ernst Friedel und der Volkskundler Robert Mielke 1910 bis 1916 die erste wirkliche Landeskunde in vier Bänden. Daneben entfaltete sich auf der vorbereiteten Grundlage im Schulunterricht die moderne Heimatkunde. Im Grunde stand also Fontane 1859 im Sinne der von ihm so geliebten „Ethnographie“ der deutschen Stämme in Brandenburg vor einem ziemlichen Vakuum. Dabei gab es im Gefolge englischer Vorbilder, aber auch romantischer wie aufklärerischer Bestrebungen dienender Arbeiten schon eine beachtliche Sparte der Reiseliteratur, hervorgegangen aus dem in Deutschland immer beliebten Reiseroman. Zudem herrschte in jener Zeit in Deutschland eine so einseitige Italienschwärmerei, daß gerade in Norddeutschland immer lauter der Wunsch nach einem imponierenden „nördlich der Alpen“ geäußert wurde. Es ist versucht worden, Fontanes Wanderungshistorik in diese allgemeine Reiseliteratur einzuordnen, aber Fontane ging von Anbeginn an auf ein ganz anderes Ziel. „Jede Quadratmeile märkischen Sandes hat ebensogut ihre Geschichte, wie das Main- und Neckarland, nur erzählt, nur gefunden muß sie werden.“⁴ Und Fontane setzte sich von der ersten Stunde an als „Kleinhändler“ des Heimatgeschichtlichen in Opposition gegen die „gelehrten Historiographen“ und verwies auf das Beispiel von Willibald Alexis, auf den Weg der Vermittlung heimatkundlicher Schätze durch Roman, Erzählung und Reisebeschreibung, in umgekehrter Folge sozusagen Fontanes Vermittlungs- und Erziehungsprogramm: Suchen, Finden, Erzählen. Er befand sich mit diesem Programm in Übereinstimmung mit den Forderungen der Kunsthistoriker, unter denen vor allem die beiden Brüder aus dem Literatenverein „Tunnel über der Spree“, Gustav Friedrich Waagen und Franz Theodor Kugler, die systematische Suche nach Kunstdenkmälern, zugleich sichtbaren Denkmälern deutscher Geschichte, eingeleitet hatten⁵.

Es galt für Fontane als Voraussetzung für das Verstehen seiner Bemühungen, daß er seine Leser und künftigen Helfer beim Suchen und Finden von der starren Blickrichtung auf das Archivalische befreite. Da schrieb er: „Es gibt nichts Langweiligeres als immer wieder Strausberg und Liebenwalde, als immer wieder Bötzwow und Köpenick, als immer wieder Pommern- oder Sachsenherzog, als immer wieder ‚auspochen‘ und Kühe wegtreiben und Schulmeister totschlagen und dazwischen ‚schloßgesehen‘ und ‚nicht schloßgesehen‘ und absagen und Ritterpflicht und Fehderecht und dann wieder schloßgesehen und wieder Kühe mit Sturmläuten und Kyrie Eleison und (Gott sei Dank) dem Donnerwetter oder Schockschwerenot einiger biederer Märkischer mit oder ohne Adel dazwischen.“⁶ Und als Fontane 1864 ein Vorwort zur 2. Auflage der Wanderungen schreiben sollte, da sagte er lieber ein Wort über „Reisen in der Mark“. Und da kommt gleich ein Wort gegen die Wanderer: Wer kein „Dauerläufer“ ist, kann kaum die Bahn benutzen. „Also Fuhrwerk. Fuhrwerk aber ist teuer.“ Ferner soll der Tourist Natur- und Landschaftssinn mitbringen. „Du mußt die Geschichte dieses Landes kennen und lieben.“⁷ Und im Nachwort von 1881

gesteht Fontane, daß er ausschließlich als „Tourist“ seine Wanderungen aufgenommen habe. „Jede wissenschaftliche Präntension lag mir fern.“ Beim Band Oderland geriet er in die historische Vortragsweise. „Aber nicht lange, so bemerkte ich den Irr- und Gefahrsweg“, und er ließ nun wieder „abwechselnd Kutscher und Kossäten und dann wieder Krüger und Küster das große Wort führen“ und verzichtete freiwillig darauf „unter die Würdenträger und Groß-Kordons historischer Wissenschaft eingereiht zu werden“⁸. Schon 1864 fällt das entscheidend fontanesche Wort: „Das Beste aber, dem Du begegnen wirst, das werden die Menschen sein ... Der Mensch selber wird sich vor Dir erschlossen haben. Und das bleibt doch immer das Beste.“⁹ Einmal, im Jahre 1884, ist der Satiriker mit dem Dichter durchgegangen, und so hat Fontane sich die herrliche Novelle „Cécile“ dadurch verdorben, daß er angesichts der vielen Ödheiten in den Berliner und brandenburgischen Geschichtsvereinen die Gelehrten-Karikatur des Askanierspezialissimus Eginhard Aus dem Grunde, der eigentlich Genserowski aus Polen hieß, in die Handlung hineinkomponierte!¹⁰ Wer mehr über Fontanes Ablehnung des Archivalischen finden will, braucht nur in seinen Briefen nachzusuchen!

Aus diesen Proben geht zur Genüge hervor, daß Fontane eine umfassendere, tiefere und lebensvollere Einheit als historische Landschaft entdeckt wissen wollte und darum seine Freunde zu einem sehr eigenartigen Suchen und Finden anleitete.

Der Begriff „historische Landschaft“ wurde von dem Herausgeber des Wochenblattes der Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg, dem Geheimen Hofrat C. Herrlich, in einer sonst ganz unbedeutenden Kritik geprägt¹¹. Für Fontane lag der Nachdruck auf dem Worte „Landschaft“. Sie galt ihm als die Summe der in ihr lebenden Menschen und der in ihnen wirkenden Seelen. So wurde an die Spitze aller Bemühungen Fontanes für ein modernes Suchen und Finden ein vertieftes Heimatbewußtsein gestellt. „Ich schreibe diese Bücher aus reiner Liebe zur Scholle, aus dem Gefühl und aus dem Bewußtsein (die mir beide in der Fremde gekommen sind), daß in dieser Liebe unsre besten Kräfte wurzeln.“¹² Mit dieser Grundlegung eines neuen Zieles ist Fontane der Vorläufer und Wegbereiter all jener begeisterten Männer geworden, die nach seiner Zielsetzung eine ganze Generation an die brandenburgische Landschaft als Sucher und Finder heranführten. Als Ernst Rudorff, der Professor an der Berliner Hochschule für Musik, noch zu Fontanes Lebzeiten am 30. März 1892 im Allgemeinen Deutschen Verein zum Schutz der landschaftlichen Natur und der geschichtlichen Denkmäler Deutschlands aufrief, erinnerte er an Worte aus einem Prosaaufsatz von Schiller, daß jeder feinere Mensch, „wenn er auf dem Lande lebt, oder sich bei den Denkmälern der alten Zeit verweilt“, Liebe und rührende Achtung erlebe, und sagt dann ganz fontanisch: „Die Seele des Volkes kann nicht gesund bleiben, wenn ihr der Hintergrund unverfälschter Natur in ihrem Vaterlande genommen wird; sie muß in ihrer Landschaft und in den Denkmälern ihrer Vergangenheit gleichsam ein Spiegelbild ihres innersten Wesens bewahren dürfen.“¹³ Schon Rudorff forderte im Sinne Fontanes die Hinführung der Jugend auf das Suchen und Finden, auf „den Sinn für die Schönheit und Unverletzlichkeit der Natur und die Ehrfurcht vor allen Überlieferungen der Vergangenheit.“¹⁴ Mit innerer Folgerichtigkeit setzte sich daher der große Pädagogiklehrer Eduard Spranger in seiner Rede zur Eröffnung der Studiengemeinschaft für wissenschaftliche Heimat-Kunde in Berlin am 21. April 1923 über den „Bil-

dungswert der Heimatkunde“ ganz im Sinne seiner philosophisch vertieften Lebensformen für die Deutung der Heimat als „beseelter Landschaft“ ein¹⁵. In jedem geistigen Akt eines Ichs bekunde sich die Totalität seines Geistes. „Je länger man lebt, desto klarer erkennt man, daß in allem Geschaffenen der Geist seines Schöpfers lebt“, schrieb Fontane zur Erstaufführung des Kruseschen Dramas Marino Faliero am 21. Dezember 1876¹⁶. Es sei auch nicht vergessen, wie selbst ein Mann der Technik, der Ingenieur Werner Lindner mit seinem Heimat-schutzbund ganz nach den Wegweisern, die Fontane in Werk und Wanderungen setzte, in der Zeit der ersten deutschen Republik gewirkt hat. Am zehnten Jahrestage der Studiengemeinschaft für wissenschaftliche Heimatkunde sprach Friedrich Solger, der Geologe, in Fortentwicklung der Sprangerschen Zielsetzungen über die Heimat als Lebenseinheit. „Gerade darin liegt die ungeheure Bedeutung der Lehre von der Heimat, daß sie uns ein bestimmtes Seelisches an einen bestimmten Raum gebunden erkennen läßt, und daß sie uns diesen Raum lieb macht um des Wertes willen, den er für die Seele hat“. Er umfaßte die märkische Heimat erst völlig in dem Ganzheitssinne, auf den Fontane hinwies; an seinem sechzigsten Geburtstag forderte Solger den Heimatgedanken als Grundlage einer deutschen Lebens- und Weltanschauung: „Wir stehen vor der Heimat als vor einem lebendigen Wesen, dessen Pulse nach eigenen Gesetzen schlagen und nicht nach Gesetzen, die wir geben können.“ In Analogie einer biologischen Geologie sah Solger die Biologie der Heimat¹⁷. Um ein solch Lebendiges, ein echtes Leben zu finden, muß man sich an das Leben halten, denn nur dann erschließen sich die Urkunden. In sein Spreewanderungs-Notizbuch vermerkte Fontane: „Natürlich wird auch hier gelebt, aber wer es erkennen will, muß unter diesen schweisgsamen Menschen leben und es sorgsam und wortweise sammeln.“ Dem rechten Wanderer muß es daher so gehen wie es Fontane aus eigener Erfahrung an die Gattin schrieb: „Schlösser, Kirchen, Kirchhöfe, Inschriften, Grabschriften, Bilder, Statuen, Parks, Grafen, Kutscher, Haushälterinnen, Vater, poetischer Drechslermeister — alles das und hundert anderes tanzt mir hurly burly im Kopf herum.“¹⁸

Suchen und Finden ist jedoch nicht das Wesentliche. Für den Dichter gilt es das bunte Durcheinander des Gesammelten zu erzählen. Am 27. April 1889 schrieb Fontane an den Ritterschaftsdirektor von Bredow-Landin: „Mein Ideal besteht darin, ein Buch zu schreiben, das unterhaltliches Geschichts- und Geschichtenbuch und zugleich aufschlußgebendes Nachschlagebuch sein soll.“¹⁹ Im Nachlaß Fontanes fand sich eine wohlgefüllte Manuskriptenmappe „Geschichte und Geschichten der Mark“. Es ist nicht mehr auszumachen, ob es sich dabei um ein Parallelwerk zu den Wanderungen durch die Mark Brandenburg handelte, sozusagen eine Veteranenarbeit des Alten Mannes. Viel wahrscheinlicher ist es, daß es sich um Materialsammlungen für eine völlige Neufassung der Wanderungen handelt, die seinem Ideal historischer Causerien entsprechen sollte. Causierend Geschichte finden und erzählen: das spricht so recht aus Fontanes Entdeckung des Berichts des Fehrbellinschen Oberamtmanns Fromme an seinen Onkel, den alten Vater Gleim, auf einem Fehldruckbogen als Einwickelpapier. Wichtiger als das berühmte, im Kapitel Protzen wiedergegebene Gespräch Friedrichs des Großen mit Fromme gilt dem Dichter der Schluß des Berichts: der alte König erzählt bei der Tafel im Rathenower Posthause dem Obristleutnant von Backhoff von den Karabiniers, daß er sehr genau über die Schlacht bei Fehrbellin orientiert sei. „Als ich noch Kronprinz war, und in Ruppın stand,

da war ein alter Bürger, der Mann war schon sehr alt! der wußte die ganze Bataille zu beschreiben und kannte den Wahlplatz sehr gut.“ Der Kronprinz nahm den Alten als Führer mit nach Fehrbellin und auf die Frage nach der Ursache des Streites erfuhr der König es und wiederholte es auf Plattdeutsch: „As unse Chorförst is jung west, het he in Utrecht studeert, un doa is de König von Schweden as Prinz ok west. Doa hebben nu de beede Herrn sich vertörnt un hebben sich bi de Hoar' kricht. Un dat is nu de Pike davon!“²⁰ Bei Übersendung eines Bandes Ruppins an Freund Paul Heyse urteilte Fontane noch 1886 darüber: „Es ist das Entzückendste, was man lesen kann.“²¹ Dies fehlt natürlich in der vierbändigen Geschichte Friedrichs des Großen von dem großen Historiker Reinhold Koser, dafür aber nicht in der Kompilation des Berliner Französischlehrers La Vaux (Strasbourg 1787)! Für den nach Historie fahndenden Wanderer gibt Fontane gleich auf einer der ersten Seiten des Ruppinsbandes den Weisheitsspruch des alten Feldmarschalls v. d. Kneesebeck als Warnung auf den Weg:

Was die alte Klatsche spricht,
Die ihr tituliert Geschichte,
Bleibt, beseh'n beim rechten Lichte,
Doch nur Fabel und Gedicht,
Höchstens ein Parteigericht²².

Wenn auch Kneesebeck noch aus der Historik der Dynastien- und Kriegsgeschichten urteilt, so bezeichnet er doch eine alte Sache, für die man in der modernen historischen Schriftstellerei den Begriff des „Umfunktionierens“ der Tatsachen angewendet findet. Ein besonders eindrucksvolles Beispiel ist der umfunktio- nierende Gebrauch des Begriffs „Mythos“ durch die politischen Intelligenzen des Nationalsozialismus und die durch Thomas Mann dagegen angewandte abermalige Umfunktionierung. „Was sollte mein Element derzeit wohl sein als Mythos plus Psychologie. Längst bin ich ein leidenschaftlicher Freund dieser Kombination; denn tatsächlich ist Psychologie das Mittel, den Mythos den faschistischen Dunkelmännern aus den Händen zu nehmen und ihn ins Humane ‚umzufunktionieren‘ ... Ich tue längst nichts anderes mehr“, lautet ein Bekenntnis Thomas Manns von 1941²³ Auch Fontanes Hinweis auf Kneesebeck ist nur ein kaum verhüllter Aufruf zu einem neuen Sehen und Suchen für die Bereiche historischer Landschaft. Ähnliche Hinweise bieten die Persönlichkeitsschilderungen des Prinzen Heinrich, des Barons Dodo von Knyphausen, des Friedrich August Ludwig von der Marwitz. Bei Letzterem erfolgt sogar der Hinweis auf das Erlangen der Erzählkunst! Und das neue Sehen soll sich vor allem auf die bleibenden menschlichen Lebenswerte richten. „Das Entstehen für das Ganze war seinem Herzen Bedürfnis, und die höchsten Kräfte des Menschenherzens: Treue, Pietät und Opferfreudigkeit waren in seiner Seele lebendig.“²⁴ Allerdings war Marwitz eine Lieblingsgestalt Fontanes und so nimmt es nicht Wunder, daß Fontane aus dem Nekrolog das große, altrömisch-stoische Kennzeichen zitiert: „ein Edelmann im besten Sinne des Wortes“. Das ist Ciceros *vir vere humanus*! Und damit deutet Fontane auf ein weiteres wichtiges Element einer modernen Erwanderung der Landschaftshistorie: Es genügt nicht ein Heimatgefühl zu besitzen, sondern eine Verantwortung für das Ganze der lebendigen Heimat, es muß ein Heimatgewissen vorhanden sein. Aus dem Erleben der Fremde war dem Dichter, wie er selbst mehrfach bezeugt, erst dieses Heimatgewissen, diese Verantwortung für das Lebewesen, daß wir Heimat nennen, geworden. Der

*Friedrich August Ludwig
von der Marwitz
Provinziallandtags-
marschall 1829—1831.
Gemälde
von Franz Krüger
(Eigentum des Vf.)*



Blick auf die Geschichte der heimatlichen Landschaft muß ein Blick auf das Leben sein, so wie auch die Fremde uns ein unserer Seele fremdes Leben zeigt. Denn nur kraftvolles Leben ist erzählenswert. Gerade die große Erzählkunst Fontanes, die sich schon in den Wanderungsbüchern bekundete, hat seinem Werke Dauer und den Charakter des Vorbildes verliehen. In dem von Theodor Mommsen in feierlichem Latein verfaßten, von Erich Schmidt entworfenem Diplom der Promotion zum Ehrendoktor der philosophischen Fakultät der Universität Berlin wird darum Fontane an erster Stelle als *poeta eximius*, als hervorragender Dichter in Prosa und Vers gerühmt, darnach aber als *narrator ingeniosus*, als ausgezeichnete Erzähler, „per terram nostram incolarum primordia monumenta majorum sagaci investigatione persecuto et praeteritorum temporum memoria suscitata picturis suaviter varietatis rerum statum praesentem viridis coloribus illustranti, als der, „der heimatliche Überlieferungen und Landschaften emsig durchforscht hat und nach reichen Bildern der Vergangenheit gegenwärtiges Leben mit frischen Farben malt.“²⁵ Und das ist eine neue Bestätigung der wegweisenden Ratschläge, die Fontane für die moderne Wanderungshistorik gegeben hat. Es gibt ein Oktavblatt, auf dem sich der märkische Erzähler einen Plan für ein Alterswerk aufzeichnete.

tiefster Seele verhaßt“, und erinnerte an die von ihr erhaltene bedeutsame Lehre: „Nur nicht immer bloß klug sein wollen; wer bloß klug ist, da zeigt sich's über kurz oder lang in abschreckender Gestalt, daß ihm das Beste fehlt: die Wahrheit und die Güte. Und wo die fehlen, kommt nichts zu Stande.“²⁹ Im Zieten-Abchnitt des Genzrode-Kapitels gibt Fontane eine andere Wesensvoraussetzung für den historischen Wanderer: „Das protestantische Volk verlangt keine Heiligen, eher das Gegenteil; es verlangt Menschen.“³⁰ Dazu zitiert er Goethe: „Wir lieben nur das Individuelle. Daher unsere große Freude an Bekenntnissen, Memoiren, Briefen und Anekdoten, selbst unbedeutender Menschen“ und der Dichter setzt hinzu: „auch solcher of a questionable shape“.

Sprecher und Erzähler sollen fortan die hellläugigen Wanderer sein, nicht die patriotisch eifernden Propheten oder die reisenden Gelehrten. Der russische Historiker N. M. Karamsin erzählt, wie Wieland den Reisenden empfing: „Es ist jetzt in Deutschland Mode geworden zu reisen und dann die Reise zu beschreiben. Viele fahren von Stadt zu Stadt, und bemühen sich nur deshalb mit den bekannten Persönlichkeiten zu sprechen, um nachher alles, was sie von ihnen gehört hatten, drucken zu lassen.“³¹ Dieser alten deutschen Modekrankheit setzte Fontane einen neuen Geist und neue Ziele der historischen Touristik entgegen. Und er wurde gehört! Die Übersicht der Gründung brandenburgischer Archive, Museen, Geschichts- und Heimatvereine zeigt, besonders auch noch in der Zeit der ersten Republik 1918 bis 1933, wie tief doch Fontane als Begründer erwandeter Landesgeschichte in der Mark Brandenburg gefühlt und verstanden wurde, und in welchem geistigen Ausmaß er eine neue Epoche heraufgeführt hat. Sein Sohn Friedrich, der Berliner Verleger, hat sich gerade der historischen Wandertouristik angenommen, und als der Touristenclub für die Mark Brandenburg, der sich später zum Schutz vor der Gleichschaltung mit den Sport- und Wanderclubs der nationalsozialistischen Ära in die Landesgeschichtliche Vereinigung umwandelte, seine fünf Bändchen Führer durch die Mark 1892 bis 1895 herausbrachte, nahm sie Friedrich Fontane in Verlag, auch seit 1895 die Monatsblätter des Touristenclubs! Der Briefwechsel Friedrich Fontanes mit dem Vorsitzenden Hermann Lucke im Archiv des Vereins ist ein besonders ergreifendes Zeugnis, wie aus Liebe zur Heimat und aus dem Geist der Wahrheit jene Gesinnung der Wanderer, Sucher und Finder der Heimat, ihres Lebens und ihrer Menschen erwächst, die so recht durch Theodor Fontane aufgerufen wurde. Fontanes Hinweise auf die menschliche Art des historischen Wanderers entsprechen seinem frühen Spruch:

Was wir in Welt und Menschen lesen,
Ist nur der eigene Widerschein³².

Und als Motto setzte er über „Eine Osterfahrt in das Land Beeskow-Storkow“ den Spruch:

Arm oder reich,
Im Ersten und Letzten ist es gleich,
Und wo zwei Hütten zusammenstehn,
Gab es Lieb und Haß und — ist was geschehn³³.

Und so soll sich auch erwanderte Landesgeschichte aus Liebe und Wahrheit und Menschlichkeit bilden wie in des von Fontane so hoch verehrten Johann Gottfried Herders Kulturvision³⁴: „ein Spiegel der Menschen und Menschenalter, ein Licht der Zeiten, eine Fackel der Wahrheit“.

Anmerkungen:

- ¹ Die Rede bei E. Schmidt: Charakteristiken. Berlin 1912.
- ² Th. Fontane: Wanderungen. Berlin 1864. II, S. 86 ff. — Fontane an Emilie vom 9. August 1875, in: Heiteres Darüberstehen. Berlin 1937, S. 139.
- ³ Jb. f. brand. Landesgeschichte 1954, S. 13 ff.
- ⁴ Rezension über A. v. Etzel: Die Ostsee und ihre Küstenländer. In: Preußische Zeitung, Berlin, 13. Juli 1859.
- ⁵ W. Waetzold: Deutsche Kunsthistoriker. Berlin 1924. Bd. II, 29 ff., 143 ff.
- ⁶ Rezension über E. v. Wildenbruch: Die Quitzows. In: Vossische Zeitung, Berlin, 9. Nov. 1888.
- ⁷ Wanderungen II, Oderland. 1864, S. VIII—X.
- ⁸ Dgl. IV, 448 ff.
- ⁹ Dgl. II, S. X.
- ¹⁰ Cécile, cap. VI und XII. Vgl. Fontane an seinen Sohn Theo vom 8. Sept. 1887.
- ¹¹ Fontane an W. Hertz vom 13. Dez. 1861.
- ¹² Fontane an Kassack vom 16. Feb. 1864. In: Der Tag. Unterhaltungsbeilage vom 29. Nov. 1931, P. H. Emden: Wanderer durch die Mark.
- ¹³ Ernst Rudorff: Der Schutz der landschaftlichen Natur und der geschichtlichen Denkmäler Deutschlands. Berlin 1892. S. 8. — Ders.: Über das Verhältnis des modernen Lebens zur Natur. In: Preuß. Jbb. 1880.
- ¹⁴ Rudorff: Der Schutz ..., S. 24.
- ¹⁵ Eduard Spranger: Lebensformen. Berlin 1926.
- ¹⁶ Fontane: Plaudereien über das Theater. Berlin 1928. I, 216.
- ¹⁷ Friedrich Solger: Die Heimat als Lebensinheit. In: Naturschutz. Jg. 14, Heft 11 ff. — Ders.: Das Wissen um die Heimat. Breslau 1933. — Ders.: Der Heimatgedanke als Grundlage einer deutschen Lebens- und Weltanschauung. In: Brandenburgia 46, 1937. — Ders.: Das überpersönliche Leben. Sein Bewußtwerden im Heimatgedanken. Berlin 1959. — Ders.: Geschichte als Lebensbewährung der Völker. Berlin 1965.
- ¹⁸ Brief Fontanes vom 16. Sept. 1862. In: Heiteres Darüberstehen, S. 95.
- ¹⁹ Henning von Koss: Das Ländchen Friesack und die Bredows. Kiel o. J., S. 3.
- ²⁰ Wanderungen I, 394 ff.
- ²¹ Brief vom 11. Jan. 1866. In: Briefwechsel Fontane — Heyse, hrsgg. von E. Petzet. Berlin 1929, S. 165.
- ²² Wanderungen I, 24.
- ²³ Thomas Mann — Karl Kerényi: Gespräch in Briefen. Zürich 1960. S. 98, 100.
- ²⁴ Wanderungen II, 252.
- ²⁵ Vossische Zeitung vom 24. Nov. 1894.
- ²⁶ Brief vom 11. Nov. 1895. In: Neue Rundschau 1910, S. 1381.
- ²⁷ Fontane: Fünf Schlösser, S. 89.
- ²⁸ Brief vom 9. Aug. 1875. In: Heiteres Darüberstehen, S. 139.
- ²⁹ Fünf Schlösser, S. 469, 477.
- ³⁰ Wanderungen I, 549.
- ³¹ Karamsin (1766—1826) an die Seinigen aus Weimar, den 21. Juli 1789. In: Russische Meisterbriefe. Hrsgg. von K. Nötzel, München 1922, S. 12.
- ³² Fontane: Sämtliche Werke. Hrsgg. von W. Keitel. Bd. VI Gedichte, S. 315.
- ³³ Wanderungen IV, 17.
- ³⁴ Herder: Schulreden. In: Gesammelte Werke, hrsgg. von B. Suphan. 1909. Bd. XXX.

Ein denkwürdiger Reim Fontanes

Fontane, dem als Dichter und Schriftsteller so vieles Meisterliche gelungen ist, er hat es auch vermocht, ein Problem zu lösen, um das sich so mancher Dichter vergeblich oder doch nur mit halbem Erfolg bemüht hat. Es handelt sich um den Reim auf „Mensch“. Man kann nicht sagen, daß es eine belanglose Angelegenheit wäre. Schließlich ist ja der Mensch nicht nur der Urheber aller Dichtung, sondern auch ihr wichtigster Gegenstand. Aber die deutsche Sprache zeigt hier, zum Unterschied von denen anderer Völker, keinerlei Entgegenkommen.

Begreiflicherweise sind aber immer wieder Versuche gemacht worden, den reimbedürftigen homo sapiens deutscher Nation irgendwie abzufinden. Doch hat es hundert Jahre gedauert, bis es gelang. Überblickt man die Geschichte dieser Bemühungen, so ist zunächst Ludwig G l e i m zu nennen. In einem seiner Gedichte berichtet er von einem Zwiegespräch mit einem „Luftgeist“. Die Unterhaltung ist recht harmlos, aber ein Satz verleiht ihr eine gewisse Denkwürdigkeit. Der Dichter, nach seiner Beschäftigung gefragt, erklärt, daß er einen Reim suche. Erfolg ist ihm allerdings nicht beschieden, und so heißt es denn zum Schluß: „Ich ließ den Reim auf Mensch, ich ließ ihn ungefunden.“ Aber auch dies Geständnis ist wertvoll. Es ist nämlich der erste Versuch, von dem uns berichtet wird.

Doch etwa um dieselbe Zeit wagt es ein anderer Dichter, einen Reim auf „Menschen“ zu liefern — um es gleich zu sagen, einen völlig mißlungenen, einen unmöglichen Reim, der nur begreiflich ist, wenn man bedenkt, daß der Dichter heftig schwäbelte. Es war kein Geringerer als Friedrich S c h i l l e r. In einem seiner Jugendgedichte, der „Leichenphantasie“, heißt es nämlich:

Mutig sprang er im Gewühle der Menschen
Wie auf Gebirgen ein jugendlich Reh;
Himmelan flog er in schweifenden Wünschen ...

August Wilhelm S c h l e g e l hat dann in einem Spottgedicht gleich zweimal auf „Mensch“ gereimt, was ihm aber nur mit Hilfe schluderiger Reimwörter gelang. In seinem „Wettgesang“ betitelten Gedicht lesen wir:

Voß: So genieß ich mein Leben friedlich,
Bin von Laune nicht wetterwend'sch

Matthisson: Er wohne nördlich oder südlich,
Sein Schicksal schafft sich selbst der Mensch.

Schmidt: Ich bin nie dem Himmel widerspänn'sch.
Schiert er mich, es ist mir doch gemütlich.

Sodann H e i n e. Kühner Reimer, der er war, konnte er an dem Problem unmöglich vorübergehen, und er, der es vermochte, Kunstgreis und Dunstkreis, Wieland und Genieland zu paaren, er wagte es auch zu reimen:

Und doch auch er, der edle Mensch,
wird nur bezahlt en monnaie de singe.

Ein verwegener Reim, aber keineswegs ein gelungener. Immerhin kennzeichnet es die verzweifelte Situation des Dichters, daß er sogar zu einer fremden Sprache seine Zuflucht nehmen mußte. Weit besser gelang ihm bei anderer Gelegenheit der Reim auf den Plural. Da singt die Marketenderin aus dem Dreißigjährigen Kriege:

Ich liebe den Deutschen, ich lieb' den Franzos'
Die Welschen, die Niederländschen.
Ich liebe den Schwed', den Böhm' und Spaniol,
Ich lieb' in ihnen den Menschen.

Hier ist zwar der einwandfreie Klang des Reims erreicht, aber wieder nur mit Hilfe einer vulgären Wortform.

Aber findet sich wirklich nirgendwo ein echter, vollgültiger Reim für den Menschen? Dieses Columbus-Ei der deutschen Poeterei — vermag es keiner, seine Meisterschaft daran zu erweisen? Einer vermochte es. Und er hat das unmöglich Scheinende leichthin und wie selbstverständlich getan. Theodor Fontane war es.

In seinem Roman „Irrungen Wirrungen“ kündigt sich das Ereignis an. Leutnant von Rienäcker sagt da zu einem Kameraden: „Ich soll mit einem alten Onkel frühstücken, neumärkisch Blut und just in dem Winkel zu Hause, wo Bentsch, Rentsch und Stentsch liegen — lauter Reimwörter auf Mensch, selbstverständlich ohne weitere Konsequenz und Verpflichtung“. Diese Feststellung bedarf freilich einer Berichtigung, die ihren Wert jedoch nur erhöht. Jene Ortsnamen lauten nämlich genauer: Bentschen, Rentschen und Stentsch, sie bieten also auch den Reim auf sämtliche Flektionsformen von Mensch.

Was nun aber die Konsequenzen betrifft, zu denen Leutnant Rienäcker niemand verpflichten möchte, so hat sie Fontane selbst gezogen. In seiner Gedichtfolge „Aus der Gesellschaft“ befaßt er sich u. a. mit den Berliner Geheimräten, die zwar in der Sommerfrische ihren Dünkel ablegen und selbst einen titellosen Schriftsteller als Menschen gelten lassen, die aber im Winter, in Berlin, wieder kalte Unnahbarkeit sind. Und so hebt denn Fontanes Gedicht „Der Sommer- und Wintergeheimrat“ mit den denkwürdigen Zeilen an:

*Um die Sommerszeit sind sie wie andere Menschen
aus Schwiebus, Reppen oder Bentschen.*

Damit wäre denn das Problem endlich gelöst: der Mensch, in die Mehrzahl gesetzt, hat seinen Reim gefunden. Wir wissen wohl, daß für jene Dichter, die mit priesterlichen Gebärden ihre Leier rührten, mit diesem Reim nichts gewonnen war. Er klingt nur am besonderen Ort, ja, er ist überhaupt einmalig, wie — das Ei des Columbus.

Für wen er aber noch der Rechtfertigung und Bestätigung durch eine höhere Instanz bedarf, der findet sie, mutatis mutandis, in den Noten zum „Westöstlichen Diwan“, wo Goethe sagt: „Die kühnste Metapher verzeihen wir wegen eines unerwarteten Reims und freuen uns der Besonnenheit des Dichters, die er, in einer so notgedrungenen Stellung behauptet.“

Theodor Fontane und Karl Friedrich von dem Knesebeck

Ein Gedicht Friedrich Schlegels

in Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ („Adels Sitte“)

Für Fritz Gutsche

„Carwe“ gehört zu jenen Kapiteln der „Wanderungen“ („Die Grafschaft Ruppin“), die, einige Empfänglichkeit für märkische Natur und Geschichte vorausgesetzt, besondere Eigenart und künstlerischen Reiz besitzen. Es bietet auch „ein gutes Beispiel des frühen Wanderungsstils“, wie Wandrey angemerkt hat, der vorschlug, man möge, „um einen reinen und geschlossenen Eindruck vom Wanderungsschriftsteller Fontane“ zu gewinnen, „am besten zur ersten Auflage des ersten Bandes“ greifen¹.

Der Niederschrift gingen briefliche Erkundigungen², Memoirenlektüre³ und ein Besuch in Karwe⁴ voraus. Am 23. Oktober 1859 las Fontane seine „Beschreibung des Dorfes Carwe bei Wustrau“ im „Tunnel“ vor; der Beitrag wurde mit „Akklamation“, der höchsten Auszeichnung, aufgenommen. Hufeland (d. i. Adolf Löwenstein), der Protokoll führte, lobte besonders die gelungene Verbindung der Stoffelemente: „In frischer, lebendiger Darstellung gibt er (d. i. Lafontaine = Fontane) Geographisches, Historisches, Biographisches, gewürzt durch an Ort und Zeit geknüpfte Anekdoten und Erzählungen, durch pikante Bemerkungen und geistreiche Reflexionen. Es ist ein reizendes Bild, mit kräftigem Pinsel gemalt; klar und lebendig treten die einzelnen Figuren hervor und ein poetischer Hauch durchweht das Ganze ...“⁵. Am 25.12. 1859 erschien „Carwe“ in der Neuen Preußischen (Kreuz-)Zeitung (als „Märkische Bilder“ VI). Sodann bildete der Artikel von der ersten Auflage an einen festen Bestandteil der „Wanderungen“; wir lesen ihn jedoch heute in einer erheblich veränderten Fassung der ursprünglichen Textgestalt. Der Abschnitt „Carwe I“ — zunächst der vollständige Textteil und also ohne die römische Ziffer — ist stilistisch überarbeitet und auch gekürzt worden; „Carwe II“ („Eine Revue vorm alten Fritz“, der fragmentarischen Autobiographie des Feldmarschalls Karl Friedrich von dem Knesebeck nacherzählt) bildete zunächst nur eine Anmerkung und wurde, ebenso wie das „Lob des Krieges“, ein Gedicht Knesebecks, in den Text aufgenommen, als Fontane von der zweiten Auflage an auf einen eigenen Anmerkungsteil verzichtete⁶.

Wenn man sich die ersten Äußerungen Fontanes über die geplanten „Wanderungen“ in Briefen und Tagebüchern aus England, besonders aber in „Jenseit des Tweed“, vergegenwärtigt, so bietet „Carwe“ fast ein Modell für das damalige Vorhaben. In dem schottischen Reisebuch erinnert Fontane in dem Kapitel „Von Edinburg bis Stirling“ während der Dampferfahrt auf dem Forth vergleichend an „das beinah inselförmige Stück Land, um das die Havel ihr blaues Band zieht. Es ist der gesunde Kern, daraus Preußen erwuchs, jenes Adlerland, das die linke Schwinge in den Rhein und die rechte in den Njemen taucht“⁷. Dieses Bild ist durch einen stark polemischen Artikel der „Times“ gegen Preußen angeregt worden, dessen journalistische Brillanz von Fontane bewundert wurde⁸. Die „Havelinsel“ ist „historischer Boden“, denn dort — so

fährt Fontane fort — „hatten (und haben noch) jene alten Familien ihre Sitze, die, von den Tagen der Quitzows, mehr auf Charakter als auf Talent hielten und deren Zähigkeit und Selbstgefühl, die doch nur die Typen unseres eignen Wesens sind, wir uns endlich gewöhnen sollten mehr mit Respekt als mit Eifersucht anzusehn“⁹. Wenn Fontane nun auch bald von Knesebeck spricht, „der in winterlicher Einsamkeit den Gedanken ausbrütete, die Macht Napoleons durch die Macht des Raumes zu besiegen“, so entfernt er sich damit freilich aus dem Umkreis des märkischen Alt-Adels, denn die Knesebecks sind ein niedersächsisches Geschlecht, von denen ein Zweig erst im 18. Jahrhundert in der Mark sesshaft wurde. Das war Fontane durchaus bewußt¹⁰. Der Hinweis auf das Havel-land und auf die alten Familien in „Jenseit des Tweed“ wird mit etwas erhöhtem Ton vorgebracht, er enthält ein werbendes Element; „Von Edinburg bis Stirling“ wurde am 9. Oktober 1859 im Stuttgarter „Morgenblatt für gebildete Leser“ vorabgedruckt, als die Arbeit an den „Wanderungen“ bereits zügig vorwärtsschritt. In ähnlicher Weise ist die erst im Mai 1860 entstandene, von märkischen Erinnerungen erfüllte Widmung zu „Jenseit des Tweed“ offenbar durch die neue Tätigkeit Fontanes beeinflusst¹¹. Man wird die in der Fremde empfundene Sehnsucht nach der Heimat und die aufrichtige Sympathie für den Adel, wie Fontane ihn zu kennen glaubte, dennoch nicht übersehen. Zu keiner anderen Zeit hat Fontane sich öffentlich oder privat so entschieden zugunsten des Adels geäußert wie damals, um 1860, als er sich „zu seinen wärmsten Verehrern“¹² zählte und meinte, die Abschaffung des Adels würde „den letzten Rest Poësie“¹³ aus der Welt vertreiben.

Karwe: ein stattliches Straßendorf mit schöner Lindenallee, am Nordende des Ortes das Gut; in einem weiträumigen Parke gelegen das Gutshaus, ein nach Norden offener Flügelbau, 1727 auf den Resten eines festen, mittelalterlichen Hauses erbaut; als Fontane das Haus besichtigte, war es vermutlich in einem etwas baufälligen Zustand, denn 1863/64 mußte es von Grund auf renoviert werden; der Park grenzte an das Wasser, an die Südhälfte des großen Ruppiner Sees, „der fast die Form eines halben Mondes hat“¹⁴ und dessen Ufer bei Karwe mit Schilf und Wald bestanden sind. Neben seiner hübschen Lage war Karwe ausgezeichnet durch einiges Material für gut erzählbare kulturgeschichtliche Episoden, vor allem aber durch eine markante Gestalt, eine Lieblingsfigur in Fontanes Geschichtsverständnis: Karl Friedrich von dem Knesebeck. „Charakter Marwitz, aber gemäßigter, viel Züge von Knesebeck. Namentlich auch das Strategische“¹⁵, findet man in einem Notizbuch mit Vorarbeiten zu „Vor dem Sturm“ über Berndt von Vitzewitz angemerkt. Knesebeck ist so zu einem der Vorbilder für den Typus des konservativen alten Edelmanns in Fontanes Romanen geworden, wobei man allerdings die Fähigkeit des Geschichtsdichters, solche Gestalten auch ihrer gesellschaftlichen Bedeutung nach zu verwandeln, sehr hoch veranschlagen muß¹⁶. Der menschliche Rang dieser Gestalten gründet auf der integren Gesinnung.

Knesebeck besaß jedoch auch eine musische Ader, und das machte ihn dem Künstler Fontane zusätzlich interessant. In diesem fähigen Offizier steckte auch ein Literaturkenner, ein Kunstsammler, ein — Dichter. Jedenfalls hat Knesebeck nach eigenem Zeugnis „wenn nicht Gedichte, so doch Verse gemacht“; er nimmt damit, wohl unabsichtlich, einen Ausdruck auf, den einst Köckeritz gegenüber Heinrich von Kleist gebrauchte, allerdings ohne die von Knesebeck

geübte Differenzierung¹⁷. Übrigens sollen Knesebeck und Kleist befreundet gewesen sein, und dieser verletzte ihn 1809, während Napoleons Feldzug gegen Österreich, durch Unvorsichtigkeit mit einem Pistolenschuß in den Arm¹⁸. Knesebeck und Kleist gehören ungefähr derselben Generation an, beide sind, der Familientradition entsprechend, Soldat geworden und haben in sehr jungem Alter an den glücklosen Feldzügen der Koalition gegen das revolutionäre Frankreich teilgenommen. Die Unbefriedigung, die Kleist bewog, die innerlich erstarrte friderizianische Armee zu verlassen, hat auch Knesebeck gespürt. Er wollte sich, wie er schreibt, „durch eigene Kraft“ vorwärtsbringen. „Einmal hatte ich sogar den Gedanken, dies als *Schriftsteller* zu versuchen, — ich, der ich noch diese Stunde nicht sicher bin, sprachrichtig zu schreiben, — Glücklicherweise war mein Vater anderer Meinung, und ich blieb in meiner militärischen Laufbahn.“¹⁹ Krisen und Umbrüche, die bei Kleist mit unstillbarer Gewalt auftreten, verlaufen bei Knesebeck relativ folgenlos und sind vielleicht noch sentimentalisiert durch die Erinnerung. Zwei ungleiche Kinder der Zeit traten gelegentlich auf denselben Schauplätzen mit verwandten Fragestellungen auf.

Als junger Offizier in Halberstadt ist Knesebeck noch mit Gleim befreundet gewesen. Er hatte dort gesellschaftlichen Umgang mit einem „ganzen edlen Gelehrtenkranz“ und war Mitglied einer „literarischen Gesellschaft“, die allwöchentlich zusammentrat und „nur eigene Arbeiten der Mitglieder“ zum Vortrag brachte; „nur durch anonym eingeschickte Abhandlungen“ — Knesebeck sandte eine Hymne auf „Schwerins Tod“ im Genre Schubarts —, über welche „ballotirt“ wurde, konnte man Aufnahme erlangen. (Fontane wird das an den „Tunnel“ erinnert haben, wo ähnliche Bräuche galten.) Damals las Knesebeck „Tag und Nacht: die Dichter der Zeit und Vorzeit, Homer, Virgil, Hölty, Gökking, Wieland, Bürger, später Goethe, Klopstock, Schiller gaben Nahrung dem Gefühle und der Phantasie; dann tiefere Denker: Herder, Garve, Kant“. 1790 wurde das Regiment, in dem er diente, nach Schlesien verlegt, und Knesebeck lernte in Breslau Goethe kennen. Er hat ein kurzes Gespräch mit ihm geführt, das sich alsbald der Dichtkunst zuwandte. „Er (d. i. Goethe) schloß mit der Bemerkung, wie seit einigen Jahren sich die deutsche Sprache so ausgebildet habe, daß nach fünfzig Jahren wohl jede Kammerjungfer ihre Liebeserklärung in Reinversen machen würde. Diese fünfzig Jahre sind nun verflossen, und die Berliner Zeitungen zeigen täglich, wie richtig Goethe prophezeit hat.“ (Auch das hätte Fontane bestätigen können, er hatte selbst 1840 im „Berliner Figaro“ zu veröffentlichen begonnen.) In den militärischen Fächern war Knesebeck bis dahin noch nicht sehr vorangekommen, „aber mit meinen andern Stunden in Geschichte, Philosophie, schönen Wissenschaften ging es besser, sie interessierten mich über alles, besonders Geschichte und Lebensbeschreibungen, zu denen auch bis in das späte Alter mir die Neigung geblieben ist.“

Als Knesebeck sich unter der Anleitung Grawerts²⁰, seines zeitweiligen Regimentskommandeurs, eingehenden militärischen Studien zuwandte, geriet er unter den Einfluß einer systematischen und defensiven Strategie, wie sie von den Feldherren des Siebenjährigen Krieges — allerdings nicht von Friedrich II. — überwiegend gehandhabt worden war, und die Knesebecks Denken als Stabs-offizier für immer bestimmen sollte. Seine militärische Wirksamkeit — aber auch seine politische Urteilskraft — sind ziemlich umstritten. Zwischen seiner

bemerkenswerten Karriere und seinen wiederholten schwerwiegenden Fehlbeurteilungen scheint eine Diskrepanz zu walten. Ganz absprechend hat sich Marwitz in seinen Memoiren über ihn geäußert, vielleicht nicht unbeeinflusst durch persönliche Differenzen, die 1811 begannen. Fontane, der die Marwitz-Memoiren so hoch schätzte, hat dies jedoch nicht gewußt, denn die einschlägigen Stellen waren in der ersten Auflage mit Rücksicht auf Friedrich Wilhelm III. getilgt worden. Die Streichungen sind so charakteristisch für die Verstümmelung der Marwitz-Memoiren in der Fontane bekannten Fassung, daß hier ein Abschnitt über Knesebecks Mission nach Kalisch als Beispiel gegeben sei:

1852:

Da entschloß sich der König, seinen General-Adjutanten, den Obersten Knesebeck, nach Kalisch zu senden. Die preußischen Forderungen waren aber so hoch getrieben, daß der Kaiser im Begriff war, abzubrechen und umzukehren, und daß der Minister Stein die größte Mühe hatte, ihn noch bei seinem Vorsatze zu erhalten. Er schickte nun Knesebeck in Begleitung des Ministers Stein nach Breslau zurück und ließ den König ersuchen, ihm den General Scharnhorst zu schicken.

Scharnhorst verständigte sich augenblicklich mit dem Kaiser und kam in wenigen Tagen mit dem abgeschlossenen Allianztraktat zurück.

1908:

Da entschloß sich der König endlich, seinen General-Adjutanten, den Obersten Knesebeck, der ihm selbst durchaus ähnlich war und die kleinlichsten Ansichten hatte, nach Kalisch zu schicken. Dieser hatte eine Menge Bedenklichkeiten und machte so viele unsinnige Forderungen, daß der Kaiser schon im Begriff war, abzubrechen und umzukehren, und daß der Minister Stein die größte Mühe hatte, ihn noch bei seinem Vorsatze zu erhalten. Er schickte nun den Knesebeck in Begleitung des Ministers Stein nach Breslau zurück und ließ den König ersuchen, ihm den General Scharnhorst zu schicken. Knesebeck wurde vom König aufs beste empfangen, erhielt einen Orden und ward Generalmajor; Stein ward vor Ärger krank. Scharnhorst verständigte sich augenblicklich mit dem Kaiser und kam in wenigen Tagen mit dem abgeschlossenen Allianztraktat zurück. Er wurde sehr schlecht empfangen und viele Dinge ihm abgenommen und dem Knesebeck gegeben, der sie verdarb. Dieser umgab nun während des ganzen Krieges den König²¹.

Immerhin hat Knesebeck bereits 1803 einen umfassenden Reformplan für die preußische Armee vorgelegt, in dem er vor allem ein wirkliches Nationalheer forderte. Damit traf er wie wenige den Kern der Sache. Meerheimb billigt ihm Pflichttreue und Uneigennützigkeit zu und betont, daß Friedrich Wilhelm III. ihm „lebenslang Vertrauen und Freundschaft“ bezeugt habe²². Am Abend der Schlacht bei Auerstedt soll er den König geistesgegenwärtig vor drohender Gefangenschaft bewahrt haben.

Knesebecks militärisches Wirken mußte hier kurz berührt werden, weil der Feldmarschall die Diskussion darüber im hohen Alter selbst neu angefaßt hat, und zwar durch einen Anspruch, der Fontanes Einschätzung seiner Person mehr als alles andere beeinflusste. Wenige Monate nach Knesebecks Tod (1848), veröffentlichte zunächst sein Schwager General Graf Henckel von Donnersmark eine Aufzeichnung des Verstorbenen über seine Mission nach Petersburg im Jahre 1812, und 1850 fand sich der fragmentarischen Autobiographie ein damit

übereinstimmender Bericht beigegeben: Knesebeck habe Kaiser Alexander von der Notwendigkeit des Kampfes gegen Frankreich überzeugt, ihm aber auch den Plan eines Rückzugs ins Innere Rußlands vorgelegt, den er in der Einsamkeit von Karwe im Detail ausgearbeitet habe²³. Was Knesebeck so für sich beanspruchte, war letztlich der Sturz Napoleons. Wurde er, wie man angenommen hat, durch seine poetische Phantasie, im Verein mit der Gedächtnisschwäche des Greisenalters, dazu veranlaßt? Jedenfalls wurden seine Behauptungen widerlegt, als Max Lehmann ein Memoire Knesebecks vom 21. 12. 1812 veröffentlichte, das er im Preußischen Geheimen Staatsarchiv gefunden hatte und aus dem hervorging, daß alles eher umgekehrt gewesen war: Knesebeck hatte vor dem Krieg gewarnt, er hatte in diesem Falle auch vor einer defensiven Kriegsführung gewarnt, und er war zu der Mission erwählt worden, weil man in ihm den Befürworter eines friedlichen Ausgleichs zwischen Rußland und Frankreich sah²⁴. Fontane hat von dieser Zurückweisung Knesebecks — dessen Anspruch allerdings schon früher bezweifelt worden war — in späteren Auflagen der „Wanderungen“ keine Notiz genommen. So blieben seine wiederholten bewundernden Urteile über dessen Ingenium unverrückt stehen.

Wenn er in Knesebeck eine Ausnahme unter seinen Standesgenossen erblickte, so hatte er dennoch recht. Der adlige preußische Offizier vor 1806 war, besonders in den unteren Rängen, im allgemeinen ganz ungebildet. Das ergab sich schon daraus, daß die Junkerfamilien ihre Söhne als halbe Kinder zur Armee gaben. Knesebeck wirkt, so gesehen, wie eine Vorwegnahme des gebildeten Offiziers, der im 19. Jahrhundert als Typus verbreitet war und den nicht wenige Künstler, darin dem Beispiel Goethes folgend, bevorzugt zum Umgang wählten.

Achtung und Genauigkeit für eine lärmlose und unaufdringliche Welt drückten sich in der Beschreibung aus, die Fontane von Karwe gegeben hatte; sie wiesen voraus auf die zurückhaltende und realistische Kunst des großen Prosaschriftstellers, der sich in ihm ankündigte. Eine „Beschreibung des Dorfes Karwe bei Wustrau“ — wie Hufeland es bezeichnet hatte — blieb Fontane seinen Hörern schuldig. Das Dorf blieb zunächst ganz unbeschrieben; erst Jahre später folgte ein Nachtrag. Im Juni 1864 hat Fontane erneut Ruppín und Ortschaften der Grafschaft besucht, und im November 1864 erschien (mit Impressum 1865) in der zweiten Auflage des ersten Teiles der „Wanderungen“, der nun erst den Titel „Die Grafschaft Ruppín“ führt, ein Beitrag „Dörfer und Flecken im Lande Ruppín“, der Notizen über 19 verschiedene Orte, darunter auch Karwe, enthielt. Dabei ist zwar wiederum in erster Linie von den Knesebecks, vor allem von dem Feldmarschall, die Rede; es wird aber nun mehr im Hinblick auf das Dorf von ihnen erzählt. Fontane hat dieses Kapitel mit seinen nur lose zusammenhängenden Notizen als einen Versuch betrachtet, wie er selbst bemerkt, und schon in der dritten Auflage des Bandes, 1875, ist es wieder entfallen.

Fontanes Interesse galt dem aristokratischen Herrenhaus und der Familie, der Karwe seit vier Generationen gehörte. (Noch 1926 hatte das Gut von Karwe mehr als doppelt soviel Acker, Wiesen, Weiden und Wald als die gesamte Gemeinde²⁵.) In der Geschichte derer von dem Knesebeck lief alles anekdotisch Verzeichnenswerte zusammen: ein Spektakel mit Feuerwerk auf dem Ruppiner See, die „Seeschlacht bei Carwe“ zwischen den Zietenschen und den Knesbeck-

schen, 1785 von zwei Junkern ausgedacht und in Szene gesetzt, der Schloßspuk (die „Dame im schwarzen Seidenkleid“²⁶), der heimliche Transport eines aus einem italienischen Kloster gestohlenen Christusbildes von Correggio über die Alpen, das Knesebeck durch Zufall und in Unkenntnis seines Wertes erworben hatte; er schenkte es später seinem ihm so gnädig gesonnenen König. Dazu die Geschichte einiger Möbel, unter anderem eines Tisches aus dem berühmterühmten Mobiliar des Tabakskollegiums. Dies alles war im Sinne der „Wanderungen“ aufzeichnenswert, aber zur „historischen Landschaft“ (um diesen in einer Rezension auf das Werk angewandten Ausdruck zu gebrauchen) wurde Karwe für Fontane doch erst durch die Rolle, die Knesebeck in der vaterländischen Geschichte gespielt und die, nach Fontanes Kenntnis der Dinge, sogar auf das Schicksal Napoleons den größten Einfluß geübt hatte. Das neu geweckte Interesse an der Zeit der Befreiungskriege als Handlungshintergrund für den geplanten vaterländischen Geschichtsroman kam hinzu. Wenn in „Vor dem Sturm“ das Zimmer Berndts von Vitzewitz mit mehreren Spezialkarten Rußlands ausgerüstet ist, die „zahllose rote Punkte und Linien“ als Eintragung aufweisen, so ist dies den Memoiren Knesebecks entlehnt²⁷. Dieser wollte ja die Rückzugswege der russischen Armee bis in die Einzelheiten ausgearbeitet haben.

Karwe — es ist 9 km südlich von Alt-Ruppin gelegen — gehörte zu Fontanes engerer Heimat, und mit Knesebeck ist er sicherlich spätestens während seiner Neuruppiner Gymnasialzeit durch Erzählungen oder durch Bücher bekannt geworden. Später ist ein Bild des Feldmarschalls in das sogenannte Zieten-Museum des Gymnasiums gelangt, und Fontane hat es in dem Kapitel „Civibus aevi futuri“ erwähnt²⁸. Der Besuch 1859 frischte gewiß auch Erinnerungen auf. In der ersten Fassung von „Carwe“ heißt es in einem später größtenteils gestrichenen Absatz: „Das ist die Geschichte von der Seeschlacht bei Carwe; sie kann es aufnehmen mit manchem großen Sieg. Wer aber am Ruppiner See zu Hause ist, den freut es zu sehen, was in Dorf und Stadt auf seinem schmalen Uferstreifen an *Männern* alles gewachsen ist. Welche auf- und niedergehenden Sterne trafen eben damals an den Ufern dieses See's zusammen! In seinem Lehnstuhl *Zieten*, der Lieblingsheld unseres Volkes, und vor ihm gebückt jener *Knesebeck*, der 30 Jahre später den siegreichen Gedanken gebar, daß der Welt-eroberer, der durch keine menschliche Kraft zu besiegende Gegner, nur durch die stille Macht des Raumes, d. h. durch einen Russischen Krieg, zu vernichten sei. Um dieselbe Stunde aber, wo der Junker vom Regiment von Kalkstein den Segen eines absterbenden Helden empfing, spielte im Superintendenten-Garten der Stadt Ruppin ein Knabe umher und sah leuchtenden Auges nach den Spitzen der alten Klosterkirche hinüber. Dann kniete er nieder und zeichnete Figuren in den Sand. Dieser Knabe war Karl Friedrich *Schinkel*“²⁹.

Fontanes Vorliebe für Knesebeck ist nicht schwer zu erklären: es ist jene anziehende Mischung aus Militärischem, Junkerlichem, Geistigem (ja Poetischem), Weltmännischem und Landsmannschaftlichem, die — und das ist der Drehpunkt, Fontane sagte das eindringlich — im Alter dann die „Form“ in charakteristischer Darstellung der Lebenssphäre fand. Fontane sah in dem Gegenspieler Napoleons nicht zuletzt die künstlerische Natur; das „poetisch Geschaute“ nennt er Knesebecks vorgebliches strategisches Kalkül³⁰. Er schätzte geistige Unabhängigkeit, wo immer sie ihm begegnete, besonders aber faszinierte sie

ihn, wenn sie sich den Konventionen des Herkommens und des Standes überlegen erwies. Ein einzelner Offizier hatte über seinen Karten erkannt, was den Lenkern der damals mächtigsten Militärmaschine der Welt nicht deutlich geworden war. Die Poesie verwirklicht sich, wenn sich die Macht des Gedankens bestätigt. Als ganz junger Mensch war Fontane unwillkürlich befriedigt von der Nachricht, daß der Vortrag der Arie „Dem Meertyrannen gilt die wilde Jagd“ in Aubers Oper „Die Stumme von Portici“ 1830 in Brüssel die Revolution ausgelöst und den Anstoß zur Erhebung Belgiens gegeben habe³¹. Eine Spur der untergründigen Sympathie Fontanes für Aufstandsbewegungen und historische Umbrüche kann man also auch in seinem sonst so loyalen „Carwe“-Kapitel wahrnehmen. „Biographien und Memoiren“ waren für ihn wie für Kneesebeck, dessen Urteil er wohlgefällig zitiert, „die liebste Lektüre“³². Man wird interpretieren dürfen: weil sie so viel Überraschendes enthielten.

Ein zusammenfassendes Urteil über Kneesebecks literarische Arbeiten hat Fontane nicht geäußert; er wollte das Gute, das er vorgefunden hatte, würdigen, nicht es durch Anlegung anspruchsvoller Maßstäbe entwerten. Wie einige andere Örtlichkeiten in der Grafschaft Ruppín, besonders Rheinsberg, war Karwe für ihn, und zwar durch Kneesebeck, sowohl in die heroischen als auch in die musischen Kapitel der preußischen Geschichte eingetragen, und er suchte dem durch die Form, die er selbst wählte, entgegenzukommen. Eine lateinische Widmung Friedrich Wilhelms IV. („Vivat et crescat gens Kneesebeckiana in aeternum“) ist seinem Wanderungskapitel vorangestellt³³. Der Abschnitt über Karl Friedrich von dem Kneesebeck endet mit deutschen Versen. Es konnte in ihnen nicht eigentlich Fontanes Begriff vom Charakter seines Helden kulminieren, wohl aber seine Vorstellung von dessen poetischen Absichten und glücklichen Gaben:

„Unter den Papieren des Feldmarschalls aber fanden sich bei seinem im Januar 1848 erfolgten Hinscheiden nachstehende Zeilen, die der Ausdruck seines Lebens und vielleicht ein treffendes Motto märkischen Adels sind:

Mit dem Schwerte sei dem Feind gewehrt,
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt;
Frei im Walde grüne seine Lust,
Schlichte Ehre wohn' in treuer Brust.
Das Geschwätz der Städte soll er flieh'n,
Ohne Not von seinem Herd nicht zieh'n,
So gedeiht sein wachsendes Geschlecht,
Das ist Adels Sitt' und altes Recht.“³⁴

Mit einem Gedicht, Kneesebecks „Lob des Krieges“, schließt auch der zweite Abschnitt des „Carwe“-Kapitels. Aber wie steht es nun mit dem schönen Spruchgedicht am Schluß des ersten? „Unter den Papieren des Feldmarschalls“ — Fontane hat es bei dieser vorsichtigen Formulierung belassen. Ob er in Kneesebeck den Verfasser des Gedichts vermutet hat, läßt sich nicht sicher erweisen, es ist aber anzunehmen. Gewiß scheint nur, daß er den wirklichen Verfasser nicht gekannt hat, ebensowenig wie die Hörer im „Tunnel“ diesen kannten. Freilich wissen wir nicht genau, ob Fontane die Verse damals vorgetragen hat — soviel läßt sich zu Gunsten dieses literarischen Gremiums sagen. Und später? Kein Rezensent, kein Leser hat Fontane berichtigt, auch in der Neufassung des Kapitels blieb der wahre Verfasser unerwähnt. Es ist — der Titel unseres Aufsatzes hat bereits darauf aufmerksam gemacht — Friedrich Schlegel. Sein von

Fontane nicht ganz korrekt zitiertes Gedicht trägt den Titel „Adels Sitte“. Fast am Beginn der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ steht, länger als hundert Jahre nicht erkannt, ein Spruchgedicht aus der Romantik von großem Reiz.

Fontane würde dies vermutlich gefallen haben. Mit Friedrich Schlegel hat er sich offenbar niemals näher beschäftigt. August Wilhelm Schlegel war ihm als Shakespeare-Übersetzer wichtig. Der jüngere Bruder hingegen wird von Fontane, soviel ich sehe, nirgends mit vollem Namen erwähnt, sondern nur in Verein mit August Wilhelm, und auch dann nicht als Autor, sondern als Exponent romantischer Geistes- und Lebenshaltung (dann ist eben von den „Schlegels“ die Rede)³⁵. Für die Generation Fontanes war Friedrich Schlegel fast so gut wie tot; tiefgehende, generationsbedingte Antipathien mögen der Ausgangspunkt gewesen sein. Im Verlauf des Jahrhunderts geriet Schlegel immer mehr in Vergessenheit.

Dafür, daß Fontane das Gedicht auch aus keinem anderen Zusammenhang kannte, spricht übrigens auch die ungenaue Wiedergabe. Allerdings ist unbefangene Freiheit (oder Nachlässigkeit) im Gebrauch von Zitaten für Fontane insgesamt charakteristisch.

Ebensowenig wie das Nichterkennen des Gedichts wird man jedoch seine Heranziehung durch Fontane einen Zufall nennen können. Wenn man auch den Wert der „Wanderungen“ für Fontanes künstlerische Entwicklung vor allem in der Anregung und Förderung einer „realistischen“ Schreibkunst sehen wird, so sind sie doch als ein wesentlich historisches Werk romantischem Geiste verwandt. Dies trifft besonders für ihre Anfänge zu, die weit stärker als das ausgeführte Gesamtwerk der untergehenden Welt des Adels zugewandt waren. Man wird in Fontanes damaliger grundsätzlichen Einstellung zum Adel, diesem „letzten Rest von Poesie“, einen romantisierenden Zug nicht verkennen. So wie seine Reise nach Schottland ganz überwiegend dem literarischen Terrain, also dem ritterlich-romantischen Balladenland, gegolten hatte, so sind auch Fontanes „Märkische Bilder“ in unübersehbarer Weise zunächst von einem romantischen Empfinden — oder der Suche danach — inspiriert. Als Fontane sein Vorwort zur ersten Auflage von 1861 (Impressum nach Buchhändlersitte vor datiert, also 1862) für die wohlfeile Volksausgabe von 1892 neu bearbeitete, fielen einige charakteristische Worte weg. Die neueren Ausgaben machen das leider nicht deutlich, sie erwecken mit Fontane den Eindruck, das 1892 revidierte Vorwort sei mit dem von 1861 identisch. Da wird von Schloß Rheinsberg gesagt: „... kein romantischer Farbenton mischte sich ein, aber Schloß und Turm, wohin das Auge fiel, alles trug den breiten historischen Stempel.“ Anstelle des Punktes stand 1861 ein Gedankenstrich, und dann folgten die Worte: „die Fundamente der Romantik lagen da.“³⁶ Ein literarisches Fundament ist in dem „Carwe“-Kapitel das bisher nicht erkannte Gedicht Friedrich Schlegels.

Zweifellos hat es Fontanes Bild von Karl Friedrich von dem Knesebeck mitbestimmt; nicht umsonst spricht Fontane vom „Ausdruck“ des „Lebens“, der sich in den Versen finde. Letztlich war das, was er über Knesebeck erfahren hatte, recht lückenhaft — und, wie wir wissen, an entscheidender Stelle falsch —, so daß er gar nicht anders konnte, als der Dichtung zu vertrauen, ebenso wie er

selbst an dem Bild Knesebecks weiterdichtete. Es bestand da eine Wechselwirkung zwischen dem, was er in die Figur hineinlegte, und dem, was sie ihm als scharfgeprägte Persönlichkeit bedeutete. Fontane war davon beeindruckt, daß Knesebecks bewegtes Leben, in dem alle großen europäischen Hauptstädte als Stationen verzeichnet waren, in Karwe sein Genüge gefunden hatte, und zwar nach eigenem Wunsch „still, prunklos, wenig nur gekannt“³⁷. Aber er war nicht nur davon beeindruckt, er wünschte es auch so zu sehen. Der alte Knesebeck in Karwe lebte über seinen Büchern und Versen, um einen Lieblingsausdruck Fontanes zu verwenden, „comme philosophe“: wie Dubslav von Stechlin am Stechlin-See, aber auch — man verzeihe den gewagten Vergleich — wie Fontanes Vater in Schiffmühle bei Freienwalde. Gewiß, als Fontane damals in Karwe Knesebecks Spuren nachging, war Dubslav noch nicht erdacht, und Louis Henri Fontane war nichts als ein gescheiterter Apotheker. Was hatte er schon gemeinsam mit einem preußischen Feldmarschall? Abgesehen von dem überlegenen Rang und Stand, konnte Knesebeck auf ein tatenreiches Leben und auf ernsthafte literarische und wissenschaftliche Bemühungen zurückblicken. Fontane hat seine literarischen Lieblingsgestalten — und in etwa ist ja auch sein Vater, wie wir ihn kennen, seine literarische Schöpfung — nicht mit herausragenden Zügen ausgestattet; er hat es vielmehr vorgezogen, sie mit liebevoller Untertreibung zu charakterisieren. Immerhin sind sie insofern große Herren, als sie durchaus frei von Schulmeinungen empfinden. Nicht unwillig fügen sie sich in die Resignation, die der Preis der Freiheit ist. Auch Knesebeck zeigt in Fontanes Darstellung Züge der Resignation; vielleicht sollte man genauer sagen: einer ruhigen Einsamkeit. „Bis tief in die Nacht hinein saß er an seinem Pult. Die schwarze Frau kam und ging, aber das Knistern ihrer Seide störte ihn nicht; er, der dem großen Gespenst des Jahrhunderts mit siegreichen Gedanken entgegengetreten war, war schußfest gegen die Geister.“³⁸

Fontane, der zu Beginn des Jahres 1859 „als eine geschlagene Truppe“³⁹ aus England zurückgekehrt war, hatte schon sehr früh mit Gedankengängen der Resignation sympathisiert, und Knesebecks zurückgezogene Lebensweise entsprach Wünschen in ihm selbst, denen er freilich nicht nachgeben durfte. Von einigen Versen Knesebecks darf man annehmen, daß Fontane sie insgeheim mit bitterer Zustimmung zitiert hat:

„Sprecht mir doch nur immer nicht:
 „Für die Nachwelt mußt du schreiben“;
 Nein, das laß' ich weißlich bleiben,
 Denn es lohnt der Mühe nicht!
 Was die alte Klatsche spricht,
 Die ihr titulierts *Geschichte*,
 Bleibt beseh'n beim rechten Lichte,
 Doch nur Fabel und Gedicht,
 Höchstens ein Parteigericht.“⁴⁰

Das ist derselbe Ton, den Fontane später in seinem Gedicht „Geschichtsschreibung“ anschlug. 1859 lagen seine schmerzlichsten Erfahrungen mit der Geschichtswissenschaft noch vor ihm, aber die Zeitgeschichte hatte ihn bereits ausreichend mit Eindrücken gesättigt. Am Ende seiner (Lebens-)Lehrzeit stand dann eine politisch-meteorologische Erfindung, Dubslavs Wetterfahnenmuseum.

Dennoch war es keine Resignation, die sich gänzlich der Hoffnungslosigkeit überließ, auch keine Abkapselung von der Welt. Mit bezeichnendem Interesse erzählt Fontane von den 21 Edeltannen, die der alte Feldmarschall im Sommer 1821 nach dem Eintreffen der Nachricht vom Tode Napoleons hatte pflanzen lassen. Während Fontane und Lepel nach dem Besuch im Gutshaus ein ländliches Mahl einnehmen („saure Milch mit jener chamoisfarbenen Sahnenschicht, die den Residenzler mit allem Zauber der Neuheit berührt“), neigen sich als „stumme Zeugen“ der Freude über dieses Essen die 21 Edeltannen „gravitatisch im Abendwind“⁴¹. Da aus dem Ruppiner See kein roter Hahn aufsteigt — wie aus dem Stechlin-See —, der die Anwohner über große Weltereignisse zu unterrichten vermöchte, ist durch die Anpflanzung der Bäume für immerwährende Erinnerung gesorgt worden. Napoleon, die beherrschende Erscheinung der ersten Hälfte des Jahrhunderts, bleibt auch bei der Mahlzeit der beiden Literaten in Karwe gegenwärtig, so wie bei dem letzten gemeinsamen Essen von Vater und Sohn in Schiffmühle⁴². Später, zu Dubslavs Zeiten, wird es Bismarck sein, der unsichtbar die Szene beherrscht.

Wenn Fontane im Zuge der Darstellung einer historischen Figur eine innere Anschauung ihres Wesens und ihrer Welt gewonnen hatte, so hielt er an diesem künstlerischen Besitz fest und ließ sich durch Berichtigungen bewußt nicht mehr irremachen. Es hat also seinen guten Sinn, daß auch an Fontanes Knesebeck von 1859 vom Dichter später keine Retuschen angebracht wurden. Nachdenklich mag es hingegen stimmen, daß Schlegels Gedicht auch in der Literatur über Fontane bisher nicht erkannt worden ist. Dabei sind die Verse etwa von Gustav Roethe mit großem Nachdruck zitiert worden: „Meine Seele Gott und mein Blut dem König“; Fontane bekennt sich rückhaltlos zu dieser altpreussischen Devise, die nirgends so fest sitzt wie in der zähen Tradition des Adels. Aus den Papieren des Feldmarschalls von dem Knesebeck auf Carwe hebt er das adlige Motto aus: (Es folgen die vier Anfangszeilen des Gedichts.) Unter dieser Losung ziehen sie in langen Reihen an uns vorüber: die wuchtigen alten Paladine ...⁴³. Es ist nicht erforderlich, sich mit dieser ebenso lautstarken wie vergrößernden Auslegung hier weiter zu beschäftigen. Vielleicht hätte der einstige Berliner Ordinarius übrigens doch einen etwas mehr zivilen Ton angeschlagen, wenn er als Verfasser des adligen Mottos einen bürgerlichen romantischen Dichter erkannt hätte. Im Rahmen der patriotischen Spruchdichtung Schlegels nimmt das Gedicht einen recht anderen Platz ein, als Roethe ihm zumißt; es hat mahnende Bedeutung und gehört in die Nachbarschaft von Gedichten wie „Rückkehr des Gefangenen“: „Wo warst du, deutscher Adel? / Man sah nur Schand' und Tadel / In deinem üpp'gen Tun. / Nach schnödem Golde trachtend, / Kein Recht noch Sitte achtend; / Was helfen sie dir nun, / Der eiteln Schwäche Krücken, / Und was des Bürgers Raub? / Du magst den stolzen Rücken / So knechtischer denn bücken / Bis nieder in den Staub.“⁴⁴

Was nun dieses Nichterkennen des Gedichts von Friedrich Schlegel durch die bisherige Forschung anbetrifft, so meinte ich umso unbefangener darauf hinweisen zu dürfen, als ich selbst den Dichter ursprünglich auch nicht erkannt habe. Ich verdanke den maßgeblichen Hinweis vielmehr Herrn Fritz Gutsche, Wedel in Holstein, dem ich für seine Aufmerksamkeit danke. In einer jüngst erschienenen kleinen Monographie über Fontane vermochte ich diesen Hinweis für die Fahnenkorrektur noch zu nutzen, allerdings ohne den dazugehörigen

Beleg und ohne weitere Aufschlüsse geben zu können⁴⁵. Hier folgt nun der originale Wortlaut des Gedichts nach der von Schlegel noch selbst betreuten Ausgabe der Sämtlichen Werke⁴⁶:

Adels Sitte

Mit dem Schwerdt sei dem Feind gewehrt,
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt,
Frey im Walde grüne seine Lust
Schlichte Ehre wohn' in treuer Brust,
Das Geschwätz der Städte soll er flieh'n,
Ohne Noth von seinem Heerd nicht zieh'n,
So gedeiht sein wachsendes Geschlecht;
Das ist Adels alte Sitt' und Recht.

Anmerkungen:

¹ Conrad Wandrey: Theodor Fontane, München 1919, S. 95. — Dazu auch Fontanes Brief an Wilhelm Hertz [vom 26. 2. 1861], in dem „Carwe“ als der „Normalaufsatz“ bezeichnet wird, „der da zeigt, wie mir das Ganze als vorzugsweise behandelnswert vorgeschwebt hat“.

² Vgl. Jutta (Neuendorff-) Fürstenau: Fontane und die märkische Heimat, Diss. Berlin 1941, S. 41. — General von Zychlinski, der Schwager von Fontanes Schulfreund Hermann Scherz aus Kränzlin, hatte zu einem Vortrag über die Knesebecks Material von Herrn von dem Knesebeck auf Karwe erhalten. Laut Tagebuch bat ihn Fontane am 24. 7. 1859 brieflich um Überlassung des Materials. Zychlinski antwortete am 31. 7. 1859, sehr liebenswürdig, aber aus Gründen der Diskretion ablehnend und riet Fontane, sich persönlich an den gegenwärtigen Besitzer von Karwe zu wenden.

³ [Knesebeck, Karl Friedrich von dem]: Bruchstücke aus den hinterlassenen Papieren des kgl. preuß. General-Feldmarschalls C. F. v. d. K. als ein Andenken an den Verstorbenen für die Familienglieder und Freunde zusammengestellt von A. v. d. Knesebeck. Magdeburg 1850. — In dem 1873 entstandenen Aufsatz „Die Ruppiner Garnison“ erwähnt Fontane auch Knesebecks Veröffentlichung „Briefe über den Feldzug 1794 von einem Offizier der Armee am Rhein an seinen Freund in B.“, Frankfurt und Leipzig 1795, die Fontane mutmaßlich schon früher kennengelernt hat.

⁴ Vom 18. bis 23. 7. 1859 bereiste Fontane mit Bernhard von Lepel Ruppín und Orte der Umgebung. An welchem Tag er in Karwe war, ist nicht bekannt.

⁵ Sitzungs-Protokolle des Literarischen Sonntags-Vereins (Tunnel über der Spree) zu Berlin. 32. Jg., vom 3. Dezember 1858 bis 27. November 1859 (als Manuskript gedruckt), S. 44 f. Ein Auszug aus dem Protokoll bei Ernst Kohler: Die Balladendichtung im Berliner „Tunnel über der Spree“, Berlin 1940 (= Germanische Studien, 223), S. 340. Aus dem gedruckten Sitzungsprotokoll geht nicht hervor, daß es sich bei dem Ausdruck „Beschreibung des Dorfes Carwe bei Wustrau“ um einen von Fontane gewählten Titel handelt, wie es bei Kohler erscheint; vielmehr handelt es sich nur um eine beiläufige Wortwahl Hufelands, der übrigens „Karwe“ schreibt. — „Die Kritik findet kein Feld für ihre Thätigkeit“, fährt der Protokollant fort. Es entspann sich lediglich ein Disput über „die in der Erzählung vorkommenden Doggen“, bei denen es sich vielmehr um Molosser-Hunde handeln sollte. Fontane hat dies später berichtigt.

- ⁶ Vgl. Theodor Fontane: Sämtliche Werke. Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Hrsgg. von Walter Keitel, Anmerkungen von Jutta Neuendorff-Fürstenau. Dritter Band. München 1968, S. 823 f. Durch ihren umfassenden Kommentar und durch die Aufnahme einiger bisher unbekannter Vorarbeiten ist diese Ausgabe der „Wanderungen“ besonders wertvoll. Textvarianten sind allerdings nur teilweise berücksichtigt worden, so daß die zu Fontanes Lebzeiten erschienenen Auflagen, besonders die erste Auflage, weiterhin unentbehrlich bleiben. (Künftig zitiert: H, Wanderungen III).
- ⁷ Zit. nach der Nymphenburger Fontane-Ausgabe: Sämtliche Werke. Band XVII. Aus England und Schottland. Unter Mitwirkung von Kurt Schreinert hrsgg. von Charlotte Jolles. München 1963, S. 285. (Künftig zitiert: N XVII).
- ⁸ Vg. Helmuth Nürnberger: Theodor Fontane, der preußische Adler und die Wetterhähne. Zwei Quellenhinweise. In: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 75 vom 4. 2. 1968 S. 53.
- ⁹ N XVII, S. 285.
- ¹⁰ Der „märkische Durchschnitts-Adel“, so schreibt Fontane am 12. 8. 1882 an Emilie aus Nordenney, ist „eingebildet (man weiß nicht recht worauf), beschränkt, und im Ganzen genommen ruppig. Selbst von [...] speziellen militärischen Tugenden zu sprechen, ist lächerlich [...]. Die Schulenburgs, Alvenslebens, Knesebecks — die zu den guten (märkischen Familien d. V.) gehören — sind schon keine richtigen Märker mehr, sie haben den Stempel der rein deutschen Niedersachsen, die das große Gebiet zwischen Elbe und Weser inne haben. Übrigens steht dies in durchaus keinem Widerspruch zu meinen 4 Bänden ‚Wanderungen‘; ich habe überall liebevoll geschildert, aber nirgends glorifiziert, nicht einmal meinen Liebling Marwitz. Ich habe sagen wollen, und habe wirklich gesagt: ‚Kinder, so schlimm wie *ibr* es macht, ist es nicht und dazu war ich berechtigt; aber es ist Thorheit, aus diesen Büchern herauslesen zu wollen, ich hätte eine Schwärmerei für Mark und Märker. So dumm war ich nicht.“ (Th. Fontane: Briefe I. Hrsgg. von Kurt Schreinert ... Berlin 1968, S. 173).
- ¹¹ Vgl. (Neuendorff-) Fürstenau: Fontane und die märkische Heimat, S. 241 Anm. 31.
- ¹² N XXI/1, S. 228.
- ¹³ Fontane: Briefe I, S. 56.
- ¹⁴ H, Wanderungen I, S. 18.
- ¹⁵ Zit. nach Hermann Fricke: Theodor Fontanes Wanderungen durch die Mark Brandenburg als Vorstufe seiner epischen Dichtung. In: Jb. f. brand. Landesgesch. 13, 1962, S. 26.
- ¹⁶ Vgl. hierzu auch das „Wolsey“-Fragment, in dem in der Figur des Grafen Shrewsbury dieser Typus bei Fontane zum ersten Male auftritt. Helmuth Nürnberger: „Wolsey“. Ein unbekanntes episches Fragment von Theodor Fontane. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1965, S. 400—478. — Wie Berndt v. Vitzewitz in der Dichtung wurde, „was Marwitz in der Wirklichkeit weder gewesen war noch hatte sein wollen“, hat Hans-Heinrich Reuter aus marxistischer Sicht neu dargestellt (Fontane. Berlin 1968, Band II, S. 574—584).
- ¹⁷ A. v. d. Knesbeck: Haus und Dorf Carwe in der Grafschaft Ruppin (als Manuskript gedruckt). Berlin 1865, S. 110. — In dem dritten Kapitel hat A. v. d. Knesbeck die vorhandenen autobiographischen Skizzen und einige Briefe des Feldmarschalls sowie den Briefwechsel zwischen K. F. v. d. Knesbeck und König Friedrich Wilhelm IV. anlässlich der Ernennung zum Feldmarschall mit weiteren ihm bekannten Daten zusammengestellt. Fontane erhielt diese — wohl vordatierte — Schrift am 6. 8. 1864 vom Verfasser. — Er könne ihm nicht verhehlen, daß er sehr ungünstig von ihm denke, erklärte Generaladjutant von Köckeritz dem in Audienz erschienenen Kleist im Juni 1804, da er das Militär verlassen und „Versche“ gemacht habe.
- ¹⁸ So berichtet der von Meerheimb stammende Artikel in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Band XVI, 1882, S. 281. Eine davon etwas abweichende Schilderung hat ein Augenzeuge gegeben, Friedrich Christoph Dahmann, dessen Erinnerungen an die mit Kleist und Knesbeck verbrachten Tage 1859 in der Einleitung der von Julian Schmidt besorgten Ausgabe der Gesammelten Schriften Kleists bei Reimer in Berlin erschienen; Fontane hat sie bei Niederschrift seines Artikels wohl

nicht gekannt, sonst hätte er sie sich schwerlich entgehen lassen: „In Znaim trafen wir den preußischen Obristen von Knesbeck, denselben, der hernach zu den höchsten militärischen Würden stieg. Knesbeck war damals mit geheimen Unterhandlungen seines Hofes betraut, die durch den Erzherzog Karl von Österreich gingen, die aber von Anfang her keinen Erfolg versprachen. Die Nicht-Österreicher fanden sich damals leicht zusammen, und so pflegten wir ziemlich zahlreich zusammen zu frühstücken. Das führte zu einem eigentümlichen Ereignis. Eines Tages hatte ich auf einem Spaziergang mit Kleist mir ein paar Pistolen gekauft; weil noch etwas daran zu reparieren war, wurden sie erst abends bei Lichte überbracht. Sogleich machte sich Kleist darüber her und fing an zu laden. Vergebens rief ich ihm zu: „Lassen Sie das, lieber Kleist, ich bedarf jetzt keiner geladenen Pistolen, und wir haben im überfüllten Gasthofe nicht einmal einen Verschuß dafür.“ Aber Kleist war nicht der Mann, der sich so leicht in Güte von etwas abhalten ließ; die geladenen Pistolen blieben die Nacht im Gesellschaftszimmer liegen. Am nächsten Morgen, wie wir gerade beim Frühstück sind, ergreift ein junger Offizier, der dem Obristen v. Knesbeck beigegeben war, das eine Pistol, spannt den Hahn und drückt ab; die Kugel ging mir gerade an der Schläfe vorbei. Der bestürzte Offizier wandte sich zu mir: „Gottlob, Sie sind unverletzt.“ Da rief Knesbecks Stimme plötzlich dazwischen: „Aber Gotts Donnerwetter, ich habe es gekriegt.“ Die Kugel haften ihm in der Schulter, und der gleich herbeigerufene Chirurg vermochte sie nicht herauszubringen. Knesbeck war sonst politisch nicht so recht unser Mann, aber bei diesem Vorgange benahm er sich durchaus in edler Weise. Da zufällig eine Wäscherin sich im Zimmer befand, so war die aufgeregte Behörde leicht überzeugt, daß hier von keinem Duell die Rede gewesen, und wir verurteilten uns selber in eine Polizeistrafe. Kleist und ich trieben damals eifrig das Kriegsspiel, welches gerade durch den auch in unserm Kreise verkehrenden Hauptmann [Ernst v.] Pful, jetzigen Generalleutnant und Staatsminister a. D., sehr verbessert worden war. Wir taten das zum gewaltigen Ärger Knesbecks, der, als wir uns einmal unartig genug durch seinen Eintritt gar nicht stören ließen, uns nun auseinandersetzte, wie hier gerade alles fehle, was das Wesen des Krieges ausmache. Kleist erwiderte auf jede dieser Ausstellungen: „Es ist aber alles darin, lieber Knesbeck.“ Als nun die Reihe auch an die Verproviantierung kam und Kleist es an denselben Worten nicht fehlen ließ, rannte Knesbeck mit den Worten: „Na, so hole Sie denn der Teufel“ grimmig zur Türe hinaus.“ Zit. nach: Heinrich von Kleists Lebensspuren. Dokumente und Berichte der Zeitgenossen. Hrsgg. v. Helmut Sembdner. München 1969 (= dtv Heinrich von Kleist: Sämtliche Werke und Briefe. 8), S. 245 f.

¹⁹ A. v. d. Knesbeck: Haus und Dorf Carwe, S. 110.

²⁰ Julius August Reinhold v. Grawert (1746—1821), in den Rheinfeldzügen Generalstabschef, 1805 Generalleutnant.

²¹ Aus dem Nachlasse Friedrich August Ludwig's von der Marwitz. Berlin 1852; Band I, S. 340. — Friedrich August Ludwig von der Marwitz. Ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege. Hrsgg. von Friedrich Meusel. Berlin 1908, Band I, S. 549 f. — Marwitz kritisiert auch Knesbecks Haltung während des Feldzugs im Jahre 1814 (nur in Meusels Ausgabe, S. 569 f): „... unser General Knesbeck, war der einzige Mensch, der mir vorgekommen ist, welcher Bonapartes Absetzung mißbilligte. Er meinte: „Dieser sei ein rechtmäßiger, anerkannter Regent, und darum könne man ihn nicht absetzen!“

²² Allgemeine Deutsche Biographie XVI, S. 284.

²³ Ebda., S. 283.

²⁴ Max Lehmann: Knesbeck und Schön. Ein Beitrag zur Geschichte des Freiheitskrieges. Leipzig 1875.

²⁵ Vgl. „Karwe gestern, heute, morgen“. In: Märkische Volksstimme vom 5. 3. 1961.

²⁶ In einigen Sätzen, die später gestrichen wurden und die daher hier wiederholt seien, hat Fontane freilich selbst zugestanden, daß es mit dem Karwer Spuk nicht viel auf sich hatte. „Leider entbehrt die überlieferte Spukgeschichte selbst aller charakteristischen Züge und paßt insofern schlecht nach Carwe hin, wo einem alles Andere plastisch bestimmt, gut motiviert und voll fesselnder Eigenthümlichkeit entgegentritt. Die übliche hohe Frau, deren schwarze Seide durch die Zimmer rauscht; das übliche Poltern, Rumoren und Thürenklopfen; der traditionelle Seufzer, womit die Erscheinung ver-

schwindet — nichts Besonderes, nichts Abweichendes. Niemand weiß, wer die schwarze Dame ist, und wer es weiß, will es vielleicht nicht wissen. Ihrer Erscheinung fehlt das bestimmte, historische Fundament, jener dunkle Fleck, ohne den es keine Gespenster und keine Gespenstergeschichten giebt.“ Theodor Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Berlin 1862, S. 18.

²⁷ N I, S. 28.

²⁸ H, Wanderungen I, S. 194.

²⁹ Fontane: Wanderungen, 1862, S. 16 f.

³⁰ H, Wanderungen I, S. 36.

³¹ N XIV, S. 114.

³² H, Wanderungen I, S. 33

³³ H, Wanderungen I, S. 29.

³⁴ H, Wanderungen I, S. 38.

³⁵ Vgl. Fontanes Brief an Moritz Lazarus vom 21. 2. 1889 (Briefe, Zweite Sammlung, Band II, S. 181 f.), in dem der „kleine sächsisch-thüringische Stil“ verspottet wird. „Und dabei mag ich die sittlichen Lebensläufe dieser Tugendtempelwärter nicht untersuchen. Duboc klingt schon merkwürdig. Bürger hatte zwei Frauen. Bei den Schlegels ging alles kreuzweis, bei Tieck dito. Bei den Humboldts wußte keiner mehr, ob er nicht sein eigner Großvater oder Enkel sei ...“

³⁶ H, Wanderungen I, S. 10. — Dazu Fontane, Wanderungen, 1862, S. VII.

³⁷ H, Wanderungen I, S. 37.

³⁸ H, Wanderungen I, S. 38.

³⁹ Fontane an Wilhelm Hertz am 24. 11. 1861 (Briefe, Zweite Sammlung, Band I, S. 225).

⁴⁰ H, Wanderungen I, S. 37.

⁴¹ Fontane: Wanderungen, 1862, S. 25.

⁴² N XIV, S. 162.

⁴³ Gustav Roethe: Zum Gedächtnis Theodor Fontanes (geboren 30. Dezember 1819). In: Deutsche Rundschau XVI, 1920, S. 114.

⁴⁴ Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, Hrsgg. von Ernst Behler ... Fünfter Band. Dichtungen. München 1962, S. 393.

⁴⁵ Theodor Fontane in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Dargestellt von Helmuth Nürnberger. Reinbek bei Hamburg 1968 (= rm 145), S. 103.

⁴⁶ Friedrich Schlegel's Sämtliche Werke. Neunter Band. Wien 1823, S. 82. — „Adels Sitte“ erschien zuerst (ohne Titel!) in „Dichter-Garten. Erster Gang. Viole.“ Hrsgg. v. Rostorf. Würzburg, bei Joseph Stahel, 1807, S. 26. Da das Gedicht sich unter Knesebecks Papieren ebenfalls ohne Titel fand, ist nicht unwahrscheinlich, daß Knesebeck es aus der Erstausgabe kannte. Später erschien es in den Ausgaben der „Gedichte“ 1809 und 1816. Es wurde aber auch 1813 nachgedruckt in J. Runge's „Liederbuch der Hanseatischen Legion gewidmet“. Über die Aufnahme der patriotischen Lieder und Sprüche Schlegels, soweit sie sich in Rezensionen spiegelt, sowie über die Wirkung auf die Dichter der Freiheitskriege — besonders auf Schenkendorff — vgl. die Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, Bd. 5, S. XCI f. — Eine persönliche Begegnung Knesebecks mit Schlegel 1809 in Österreich scheint nicht ausgeschlossen.

Fontane-Denkmäler, Fontane-Bildnisse

Das dichterische Werk von Theodor Fontane ist nachhaltig erst mit den Romanen, die er in den letzten beiden Jahrzehnten seines Lebens schrieb, in eine breitere deutsche Öffentlichkeit gedrungen. Vorher haben seine Balladen und Gedichte, vor allem aber die „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, hauptsächlich bei Berlinern und Märkern Anklang gefunden. Deshalb auch findet die öffentliche Verehrung des Dichters durch Errichtung von Denkmälern oder Prägen von Medaillen verhältnismäßig spät erst ihren Ausdruck. Das ist zunächst verwunderlich, da Fontanes Lebensabend in jene wilhelminische Epoche fällt, die mit Begeisterung und Stolz den Vorbildern der Nation Denkmäler in Stein und Erz zu setzen pflegte: — aber erklärlich, da Fontane dem übertriebenen Patriotismus kritisch gegenüberstand.

Nach dem Erscheinen der Erstausgabe der Romane und Novellen — bei Dominik, später bei Fr. Fontane & Co. —, wie nach dem des „Stechlin“, ist es die Fontane jubelnde Jugend, die ein Denkmal anregt; so Wilhelm Bölsche für den Friedrichshagener Dichterkreis Oktober 1898 in den „Sozialistischen Monatsheften“. Zum 80. Geburtstag, dem 30. Dezember 1899, appellierte ein offizieller Denkmalsausschuß unter der Führung des Landesdirektors der Provinz Brandenburg, Freiherr von Manteuffel, an die Öffentlichkeit zwecks Errichtung eines Fontane-Denkmals in Neuruppin als „Dankeszeichen der Mark Brandenburg“. Dem Ausschuß gehörten Persönlichkeiten an wie Professor Dr. Erich Schmidt, Oberpräsident Dr. von Bethmann-Hollweg, Oberhofprediger Dr. Dryander, Botschafter Graf Eulenburg, Geheimrat Friedel, Generalintendant Graf von Hochberg, Oberbürgermeister Kirschner, Professor Gustav Schmoller und andere. Es sollte aber noch Jahre dauern, bis am 6. Juni 1907 die feierliche Enthüllung dieses Fontane-Denkmals, entworfen von Professor *Max Wiese*, erfolgen konnte. Wiese stellte Fontane als ruhenden Wanderer dar, bewußt nur die eine Seite seines schriftstellerischen Schaffens charakterisierend.



*Das
Fontane-Denkmal
in Neuruppin
von
Prof. Max Wiese*

Professor Max Wiese, 1846 in Danzig geboren, 1925 in Neuruppin verstorben, besuchte 1865/68 die Berliner Akademie und lebte endgültig seit 1905 in Berlin. Außer für Fontane schuf er 1883 in Neuruppin ein Denkmal für Karl Friedrich Schinkel, den anderen berühmten Sohn dieser Stadt. In Berlin stammten von ihm u. a. in der Säulenhalle des Alten Museums das Denkmal von Andreas Schlüter, im Palais Creutz (Schlütersaal) Klosterstraße 36 die Statuen des Großen Kurfürsten und Friedrichs I. und schließlich im Zeughaus die Kolossalbüsten des Prinzen Heinrich und des Generals de la Motte-Fouqué.

Die Festrede bei der Denkmals-Einweihung — ein Meisterwerk der knappen und eindringlichen Charakteristik des Dichters — hielt Erich Schmidt, der spätere Rektor der Universität Berlin. Den Prolog hatte der Berliner Bürgermeister Dr. Georg Reicke gedichtet und vorgetragen. Die Einweihung war ein öffentliches Ereignis. Die Presse der Reichshauptstadt eilte in überfüllten Coupés der kleinen Verbindungsbahn Berlin—Paulinenaue—Neuruppin, — genannt die „stille Pauline“ —, herbei und berichtete ausführlich auf den Titelseiten ihrer Zeitungen.

Zwei Jahre später, 1909, schuf Professor *Max Wiese* eine kleine *Bronze-Plakette* des Dichters, die von der Prägeanstalt Carl Pöllath in Schrobenshausen hergestellt und für 10 M vertrieben wurde. Sie zeigt das Fontane-Denkmal, hinter dem sich jedoch der Ruppiner See ausbreitet, überragt von der türmeichen Stadtsilhouette Neuruppins.



*Das Fontane-Denkmal
im Tiergarten*



*Fontane-Plakette
Inchrift: Denkmal Theodor Fontanes,
des Dichters der Mark, in Neuruppin*

In Berlin rief Anfang 1908 ein Komitee mit dem Reichskanzler Fürst Bülow an der Spitze zur Errichtung eines Fontane-Denkmal auf; zur gleichen Zeit, als sich die Germanisten und Literaturhistoriker mit dem Dichter befaßten und die ersten Dissertationen über sein Werk erschienen. Man entschied sich für den *Tiergarten* als Aufstellungsort, wohin Fontane oft und gern seine Spaziergänge gelenkt hatte. Am 7. Mai 1910 war es so weit, daß Fontanes Denkmal,

entworfen von Professor *Max Klein*, feierlich eingeweiht werden konnte. Professor Konrad Burdach, der bedeutende Germanist, hielt die Festrede. Wiederum ist Fontane als Wanderer, den Hut in der Hand, dargestellt. Der Bildhauer Max Klein erlag während der Arbeit am Denkmal einer langen Krankheit, so daß *Fritz Schaper* (1841—1919), der Schöpfer des Goethe-Denkmal im Tiergarten, die letzte Hand anlegen mußte.

Professor Max Klein, geboren 1847 in Göncz/Ungarn, gestorben 1908 in Berlin-Grunewald, hatte seit 1874 die Berliner Akademie besucht. 1878 ließ er sich in Berlin nieder. Seine Werke liegen in der Richtung der Begas-Schule. Trotzdem galt seine 1943 eingeschmolzene Statue in der Villenkolonie Grunewald „Fürst Bismarck mit seinem Hund Tyras“ als „Kampfruf gegen den Akademismus“. Max Klein formte auch für andere Auftraggeber eine Büste von Theodor Fontane, wohl die einzige neben der von Anna von Kahle 1887 geschaffenen.

Noch heute erfreut sich das Marmor-Denkmal Fontanes im Tiergarten besonderer Gunst der Park-Besucher. Die kritische Neigung der Berliner, das Pathos an Denkmälern zu bespötteln, schweigt vor ihm. Wohl aber bemerkt das Volk schmunzelnd, daß die Knöpfe am Paletot des alten Herrn „verkehrt rum“ sitzen. Das Denkmal ist niemals, wie zuweilen zu lesen, „verpflanzt“ worden. Vielmehr wurde die unweit an ihm vorbeiführende Stülerstraße 1938 in die Benennung Tiergartenstraße einbezogen.

Der „Touristenklub für die Mark Brandenburg e.V., gegr. 1884“ hatte seit Jahren Verbindung zu Theodor Fontane. Er verehrte ihn „als seinen geistigen Begründer und Altmeister der märkischen Wanderer“, übereinstimmend in der Liebe zur Mark Brandenburg und in der Auffassung, „wandernd Geschichte zu erleben“. Anlässlich des 75. Geburtstages des Dichters nahm dieser die Ehrenmitgliedschaft des „Klubs“ an. In Wertschätzung der Verbundenheit zu Fontane gab der Verein 1911 dem befreundeten Bildhauer *Paul Matzdorf* den Auftrag, eine eigene Fontane-Plakette zu schaffen, die an Mitglieder und Freunde, die sich um die brandenburgische Landesgeschichte verdient gemacht hatten, verliehen wurde. Auf Anregung von Frau Helene Lucke geb. Hesselbarth, der Frau des 1. Vorsitzenden Hermann Lucke, zeigte sie vor dem Hintergrund des Schlosses Rheinsberg Fontane als rastenden Wanderer. Sie trug die Überschrift aus „Archibald Douglas“: „Der ist in tiefster Seele treu, wer die Heimat liebt wie

Die Fontane-Plakette
des Touristenklubs
von Paul Matzdorf



Du“. Die Prägung der Plakette übernahm die AWES-Münze in Berlin. Das Motiv der Plakette ist mehrmals anderweit verwendet worden, so 1953 auf dem Ersttags-Umschlag der Fontane-Briefmarke 8 Pfg der Senatsverwaltung für Post- und Fernmeldewesen in Berlin. 1934 änderte der Touristenklub, um nationalsozialistischer Gleichschaltung zu entgehen, seinen Namen in „Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg“, zumal er seit 1888 Mitglied des Gesamtvereins deutscher Geschichts- und Altertumsvereine war. Seitdem trägt die Plakette die Unterschrift der Vereinigung. Sie wird nach wie vor in Bronze und Silber an verdiente Mitglieder verliehen (vgl. Mitteilungsblatt Nr. 46 vom 1. 5. 1964 Hans-Werner Klünner: „Theodor Fontanes Beziehungen zur Landesgeschichtlichen Vereinigung“).

Der Bildhauer und Medailleur Paul Matzdorf aus Köthen bei Falkenberg in der Mark war zugleich ein bekannter märkischer Jugend- und Volkserzieher. 1864 in Altrüdnitz geboren, wirkte er von 1890 bis 1925 als Lehrer und Kantor im Schulhaus Köthen gegenüber dem Schloß der alteingesessenen Familie von Jena. Eine vielseitige und rege Persönlichkeit, gab er trotz Inanspruchnahme durch den Schulunterricht Jugenderzählungen und Volksstücke heraus. Zugleich förderte er das kulturelle Gemeinschaftsleben in seiner Dorfgemeinde. Sein Kunststreben betätigte er auch als Bildhauer. Er errang, obwohl Autodidakt, selbst auf diesem Gebiet öffentliche Anerkennung. Bekannt war u. a. auch die von ihm entworfene Bronze-Plakette des Willibald-Alexis-Denkmals in Lehnin (1914).

In Rheinsberg war in den Jahren um 1912 im dortigen Verschönerungsverein mehrfach der Wunsch aufgetaucht, „dem Dichter der Douglas-Ballade“ einen Denkstein zu errichten. Der Magistrat Rheinsberg griff die Anregung auf, wollte aber nicht, daß der Verein die Kosten allein trug. Er übernahm die Auslagen für die Bildhauerarbeit. Im Schatten märkischer Kiefern wurde hier auf



Der Denkstein in Rheinsberg

*Das Fontane-Bildnis
vom Denkstein
in Falkenberg*



einer eisenumrankten Steinsetzung ein Findling aufgestellt, der in einem Oval jugendstilbewegt die Inschrift erhielt: „Dem Andenken des Dichters Theodor Fontane gewidmet 1912“. Die Übergabe des Denksteins an die Stadt erfolgte am 30. Dezember 1912, dem Geburtstag Fontanes. Der Stein wurde im sogenannten Tannendreieck am Schnittpunkt der Wittstocker und der Ruppiner Landstraße aufgestellt. Dort hat er alle Wirrnisse der letzten Jahrzehnte überstanden. Auf dem jetzt parkähnlich gestalteten Marktplatz zwischen der Straße nach Zechlinerhütte und einem neugeschaffenen Springbrunnen erfreut er die Einwohner und zahlreichen Besucher des durch Schloß und Park berühmten idyllischen Städtchens.

In Bad Freienwalde steht noch immer das schöne, von David Gilly errichtete Schloß — jetzt Puschkin-Haus genannt. Zusammen mit dem von Josef Peter Lenné umgestalteten Park schenkte die Familie Rathenau 1926 beide dem Kreis Oberbarnim. Von hier aus führt im anmutig hügeligen Gelände des Uckermärkischen Randabfalles ein Weg, den Theodor Fontane wiederholt gewandert ist. Von Bad Freienwalde aus suchte er — Höhen und Wälder, Täler und Niederungen durchschreitend — seinen Vater Louis Fontane auf dessen Alterssitz in Schiffmühle auf. Die im Kulturbund vereinigten Natur- und Heimatfreunde der Stadt Bad Freienwalde haben diesen Weg 1953 zu einem „Fontane-Naturlehrpfad“ umgestaltet. Am nordwestlichen Ende des Pfades, in Falkenberg, ab hier „Fontane-Weg“ genannt, steht ein Findling. Er trägt eine Bronzeplakette mit dem von *Paul Matzdorf* modellierten Kopf des Dichters, vom Sohn des Dichters als das „beste Portrait“ seines Vaters bezeichnet.

Im März 1926 hatte der Künstler in dem Heimatblatt „Die Mark“ zur Aufstellung dieses Ehrenmals für Theodor Fontane in der „Märkischen Schweiz“ aufgerufen. Er schlug auch die Stelle am Ausgang der Waldberge vor. Bereits im Herbst 1926 teilten sich die Gemeinden Falkenberg, Broichsdorf und der Kreis Oberbarnim in die Kosten der Vorrichtung des Platzes und Aufstellung des Denksteins. Am 18. September 1927 fand bei einem gleichzeitig niedergehenden Gewitter die Einweihung des Steins durch den um Oderbruch und Oberbarnim verdienten Landrat Peter-Friedrich Mengel statt. Zahlreiche Einwohner der Umgebung, Kurgäste, Heimatfreunde und Wandervögel, die zum Teil in der unweit vom Denkmal gelegenen Falkenberg-Charlottenburger Wanderhütte (im 2. Weltkrieg zerstört) übernachtet hatten, nahmen daran teil.

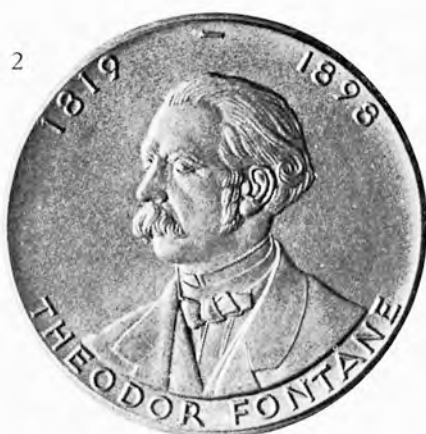
In den 30er Jahren verblaßte in der Öffentlichkeit die Erinnerung an Fontane. Seine Werke gerieten, vor allem auch in den folgenden Kriegsjahren etwas in Vergessenheit. Erst Anfangs der 50er Jahre ward des Dichters Werk wieder beliebt, ja es entwickelte sich sogar eine „Fontane-Renaissance“.

Mit dem Umzug der brandenburgischen Provinzial-Verwaltung von Berlin nach Potsdam wurde 1939 auch das Fontane-Archiv nach Potsdam verlegt. Hier stiftete 1953 der Rat des Bezirkes Potsdam einen „Theodor-Fontane-Preis für Kunst und Literatur“, der zumeist am Geburtstag des Dichters in Neuruppin-Stadtgarten u. a. mit der Aushändigung einer Fontane-Medaille verliehen wird. Letztere ist entworfen von dem Potsdamer Künstler *Walter Bullert*. Dieser, 1895 geboren, studierte nach einer Ausbildung als Chemiegraf, Maler und Bildhauer an der Staatlichen Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums und der Hochschule für Bildende Künste Berlin. Er ist Meisterschüler von Arthur Kampf. In Berlin, Dresden, Halle und Potsdam beschickte er Ausstellungen. 1962 erhielt er die Medaille für ausgezeichnete Leistungen, 1965 den „Theodor-Fontane-Preis“ des Bezirks Potsdam.

Aus Anlaß des zehnten Jahrestages der Wiedereröffnung des Hugenottenmuseums im Französischen Dom am Platz der Akademie (Gendarmenmarkt) in Berlin gab das Museum 1967 eine Erinnerungsmedaille mit dem Kopfbild des Dichters heraus. Der Direktor des Hugenottenmuseums Jean de Pablo ist verdient u. a. um die Pflege der traditionellen Beziehungen der Refugiés zu Fontane wie um die Erhaltung der Gräber von Theodor und Emilie Fontane auf dem Französischen Friedhof in Berlin, Liesenstraße 7, die der Mauer wegen der Öffentlichkeit nicht zugänglich sind. Er veranlaßte die Staatliche Porzellanmanufaktur in Meißen, die Fontane-Erinnerungsmedaille in rotbraunem Böttger-Porzellan zu formen. Sie zeigt auf der Vorderseite den Dichter mit den Jahreszahlen 1819—1898 nach einem Holzschnitt von 1879, zuerst veröffentlicht in der Zeitschrift „Der Bär“ 5, 1879, S. 165. Auf der Rückseite ist der Französische Dom auf dem Gendarmenmarkt nach dem Gemälde von Carl Traugott Fechhelm von 1788 im Besitz des Märkischen Museums abgebildet.

Das Bayerische Hauptmünzamt München ließ 1968 durch die Firma Münzen und Medaillen Motek Horowicz & Co., München, eine Fontane-Medaille verschiedener Größe in Gold und Silber nach einem Entwurf von *Wilhelm M. A. Müller* als Erinnerungs- und Schmuckstück prägen. Die Münze zeigt auf der Vorderseite das Kopfbild Theodor Fontanes mit den Jahreszahlen 1819 und 1898. Auf der Rückseite ist der konsequente Liebe Fontanes zur Freiheit mit der Aufschrift seines Zitats „Mir ist die Freiheit Nachtigall“ Ausdruck gegeben. Die unbestechliche Kritik des Dichters an seiner Zeit und seinen Zeitgenossen ist symbolisch dargestellt durch eine im Buch schreibende Feder. Diese zerschneidet eine biedere Maske, so daß hinter ihr das wirkliche Gesicht erscheint. Der Medailleur Wilhelm M. A. Müller, 1926 in Heppenheim an der Bergstraße geboren, studierte an der Akademie in München. Er ist seit 1959 freischaffender Bildhauer und jetzt in Gräfelfing ansässig. Er entwarf u. a. Medaillen für den Eucharistischen Weltkongreß München 1960, von Papst Pius XII, Albert Schweitzer und zum 100jährigen Bestehen des Roten Kreuzes 1963.

Im Fontane-Gedenkjahr 1969 hatte der Bundesschatzminister in Bad Godesberg zu einem Wettbewerb zur Gestaltung einer Fontane-5 DM-Gedenk-



1 Fontane-Medaille Potsdam 1953; 2 Hugenotten-Plakette; 3 Goldmünze München 1968,
4 5-DM-Gedenkmünze; 5 Münz-Entwurf, 2. Preis; 6 Staatliche Porzellan-Manufaktur
Berlin

münze aufgerufen. Das Preisgericht verlieh den 1. Preis dem Bildhauer *Heinrich Körner*, Esslingen am Neckar. Die zur Ausprägung gelangte Münze trägt als Randbeschriftung, der Anregung unserer Vereinigung folgend, die Inschrift „Der Freie nur ist treu“, entnommen dem Fontane-Gedicht „An den Märzminister Graf Schwerin-Putzar“ 1848. Die Münze zeigt markant das Profil des Dichters, als einen der vornehmsten Repräsentanten seines Jahrhunderts, der Richtung und Weisung in seinen literarischen Kunstwerken gab.

Der Bildhauer Heinrich Körner, geboren 1908 in Esslingen, besuchte nach handwerklicher Lehre als Graveur, Ziseleur und Modelleur 1926/1928 die Kunstgewerbeschule Stuttgart mit anschließendem Studium bei R. Pauschinger. Seit 1932 arbeitet er in seiner Heimatstadt selbständig in freier, architektur- und raumgebundener Plastik, sowie in Münzen und Medaillen.

Der 2. Preis im Wettbewerb, ohne Münzausprägung, fiel an den Gestalter der Staatlichen Porzellan-Manufaktur Berlin, *Siegmund Schütz*. Sein Entwurf gibt aus den vielerlei Auffassungen über den Dichter innig und zart dessen Gefühlsleben wieder. Er greift zugleich mit dem Motiv des Kiefernzweiges die besondere Verbundenheit Fontanes zur Mark Brandenburg auf.

Siegmund Schütz, 1906 in Dessau geboren, studierte in Dresden 1926/31 an der Kunst-Hochschule. Bereits 1932 an die Porzellan-Manufaktur Berlin berufen, wandte er sich dem Negativschnitt sowie dem Gefäßschmuck und der Gefäßform zu. Er gestaltete ferner Glasentwürfe, u. a. für Venedig-Murano und Karlsbad, seit den 40er Jahren auch Münzentwürfe. 1941/43 war er künstlerischer Leiter der Bildhauerarbeiten beim Wiederaufbau der Berliner Staatsoper. Nach 1945 schuf er Porzellanwandreliefs u. a. für Lloydampfer und Schloß Bellevue, die Aufsehen erregten. Ihm obliegt seit 1950 die Betreuung aller künstlerischen Arbeiten der „KPM“.

Das Wesen des altersgereiften Dichters kommt in einer anderen Plakette von Siegmund Schütz zum Ausdruck, die seitens der Staatlichen Porzellan-Manufaktur Berlin zum 150. Geburtstag von Theodor Fontane, dem 30. Dezember 1969 herausgebracht wurde. Sie zeigt Theodor Fontane weise und gütig, alles verstehend, alles verzeihend, wenn auch mit stillem Humor kritisierend.

Für die Ermittlung mancher nur mühsam zu beschaffenden Angaben zu obigem Aufsatz gilt mein Dank den beteiligten Mitgliedern und Freunden unserer Vereinigung, vor allem aber unserem Archivar Hans-Werner Klünner.

Gastlichkeit und Gaststätten bei Fontane

Wen sollte es wundern, daß der Freund und Meister des Gesprächs, Fontane, ein Freund auch der Gastlichkeit ist, die dem Gespräch den Boden gibt? Dem Abkömmling der Gascogne war die Freude an bewegter Geselligkeit eingeboren — das Elternhaus praktizierte sie in großzügigster Art, und ihre vielfältigsten Formen haben Fontane das ganze Leben begleitet. Das Gespräch umfaßt eine weite, sehr weite Skala: neben dem tiefschürfenden Erwägen ernster Lebensfragen umschließt sie das leichte — besser gesagt: leicht scheinende — Geplauder, dessen Themen von Politik und Kunst bis zur letzten Geringfügigkeit an Mensch, Landschaft, Umwelt reichen. Die Form der Gastlichkeit, wie wir ihr in allen Gattungen Fontanescher Schriften begegnen, ist sehr vielfältig. Neben der häuslichen steht die der Gaststätte — vielleicht ist auch dies ein Erbteil der französischen Ahnen, zieht doch der Franzose vielfach das Zusammensein außer dem Hause vor. In den folgenden Überlegungen wollen wir uns auf diesen zweiten Bereich beschränken — wollten wir auch der häuslichen Form der Gastlichkeit nachgehen, so käme statt des Aufsatzes ein Buch heraus. Es verlockt freilich sehr, auch von der Gesprächsrunde im Herrenhaus Stechlin, im Fräuleinstift Wutz, in der Villa des arrivierten Bourgeois Treibel, in der Diplomatenwohnung der Barbys, im ländlichen Pfarrhaus von Hohen-Vietz, im Gärtnerhäuschen der Frau Dörr, in der ‚guten Stube‘ der Kleinbürgerin Möhring bis hin in die proletarische Gegend der Invaliden- und Chausseestraße, Milieu der Witwe Pittelkow, zu berichten und die so verschiedenartige Atmosphäre anzudeuten.

Viele Gasthäuser und Gaststätten hat Fontane gesehen und dargestellt, im In- und Ausland, vornehmlich allerdings in und um Berlin herum, so daß diese auch den breitesten Raum in unserer Betrachtung einnehmen werden. Wir begegnen ihnen gleichermaßen in den Briefen, in kleineren Gelegenheitsstücken, in den autobiographischen Arbeiten wie in den erzählenden Werken, hier und da auch im Gedicht. Der Dichter ist viel gereist, wenn auch seine Auslandserfahrungen sich im wesentlichen auf England beschränken und allenfalls noch die weltbekannten Häuser Karlsbads erwähnt werden. Der Harz und Schlesien waren innerhalb Deutschlands seit je bevorzugtes Reiseziel des Berliners und auch Fontanes, dem es ja das Riesengebirge so sehr angetan hatte, daß er ernstlich daran dachte, dort einmal seinen Alterswohnsitz zu nehmen. So werden die Gasthäuser in Krummhübel wie die in Altenbrak, Suderode, Wernigerode, vor allem aber das in der ‚Cécile‘ eine nicht unbedeutende Rolle spielende ‚Hotel Zehn-pfund‘ in Thale, mehrfach erwähnt. Auf Kindheitserinnerungen geht es zurück, wenn er in ‚Effi Briest‘ gleich drei verschiedene Gattungen kurz, aber eindringlich zeichnet: das Saßnitzer ‚Hotel Fahrenheit‘, das sich durch besondere Vornehmheit hervorhebt, der durchaus beachtliche Bahnhofsgasthof ‚Fürst Bismarck‘ in Kessin, dessen gepflegtes Diner den Landrat nicht nur anzieht, weil er eine gewisse Popularität in seinem Bezirk anstreben muß; dann aber auch die ländliche Wirtschaft im alten pommerschen Fachwerkhaus — für derlei Häuser werden wir weiterhin noch eine besondere Vorliebe des Dichters feststellen können. Daß daneben z. B. der Bremer Ratskeller und ‚Kastens Hotel‘ in Han-

nover in Briefen erwähnt werden, dürfte zum größten Teil deren Weltgeltung zuzuschreiben sein.

Am Reisebericht eines in besonders kräftigen Farben gehaltenen Gelegenheitsgedichtes aber wollen wir nicht vorübergehen. Was hier der Stadt Hof, vielmehr dem Wartesaal ihres Bahnhofs zur Last gelegt wird, das kann gewiß für zahlreiche Orte dieser Art in aller Welt stehen. Ein Freund des Dichters will zu Weihnachten von München nach Berlin heimkehren, bleibt aber mit dem Zuge im Schnee stecken und muß sich auf eine Übernachtung im Wartesaal von Hof gefaßt machen:

„... Himmel; welche Gerüche,
Dunst und Wrasen aus Keller und Küche,
von Stiefelsohlen die Schneekrustschmelze,
Zigarren aus Östreich, Judenpelze,
Körbe mit Eiern, mit Hering, mit Käse,
Kanonenöfen mit Glutgebläse,
Zwiebelbeefsteak, bairische Würste,
gepfeffert, gesalzen von wegen der Dürste.
Ja Dürste! Riesig wächst der Wunsch
nach Glühwein, Knickebein, Grog und Punsch,
Salate von Fisch, Mayonnaise und Hummer.
Manch vermostrichte Zeitungsnummer,
vier Wochen alte Kladderadatsche, ...
So sitzen sie fest und spielen Skat, ...

Aber das Schicksal hat ein Einsehen, nach Stunden geht es nordwärts weiter, und in Wittenberg wird auf dem Bahnsteig Apfelkuchen ausgerufen, der aber den besseren Berliner Weihnachtsstollen nicht ersetzen kann.

Eine Plauderei Fontanes über ‚modernes Reisen‘ ist für uns Heutige besonders interessant, da sie bereits die Feststellung vorwegnimmt, daß immer mehr und immer weitere Kreise auf Reisen gehen, daß sich der Radius auch der Reiseziele erweitert und daß der Mensch letztlich 11 Monate des Jahres arbeitet und vegetiert, um dann im 12., auf den alles übrige gerichtet ist, endlich einmal als ‚Sommerfrischler‘ oder ‚Sommerreisender‘ wahrhaft Mensch sein zu können. Was würde wohl Fontane zu dem Angebot der heutigen Reisebüros und Illustrierten sagen? Vermutlich würde er auch das mit einem kleinen Lächeln zur Kenntnis nehmen: „... aber wir lassen es andere machen.“ „Sommerfrischler“ und „Sommerreisende“ übrigens unterscheiden sich bei ihm wesentlich dadurch, daß der erstere immerhin der „Glückliche“ ist, der im Zustande eines „Halbnomadentums“ doch eine gewisse Behaglichkeit genießt, wenigstens so lange, bis der ‚biedere Fischer‘, sein Gastherr, gemerkt hat, daß sich aus dieser Menschensorte bedeutend mehr heraus schlagen läßt. Der „Sommerreisende“ indes ist allen Unbilden ausgesetzt, die ständiger Wechsel mit sich bringt, der Willkür der Gastwirte, die sich vielfach einzubilden scheinen, daß nicht sie für den Gast, sondern dieser für sie da sei (kommt nicht auch dies uns merkwürdig bekannt vor, insbesondere uns Berlinern am Heimatort?), und in deren Häusern ‚klimatisch-hygienische Bedingungen herrschen, die den Gast „an den Rand des Typhus“ (so in Fontanes Plauderei „Modernes Reisen“) bringen.

Der Werbeslogan „Berlin ist eine Reise wert“ war zwar Fontane noch nicht dem Wortlaut nach bekannt — die Tatsache indes bringt er in einer geradezu ver-

blüffenden Weise zum Ausdruck, wenn er den Schulrat (wer anders als ein alter Philologe könnte auch so verrückt sein?) Meddelhammer sich entschließen läßt, mit seiner Frau einen Urlaub von Berlin nach Berlin anzutreten. Völlig wie zu einer weiten Reise ausgerüstet, besteigt das Ehepaar vor dem Bahnhof eine Droschke und läßt sich am ‚Hôtel de Rome‘ vorfahren, wo es für die nächsten 14 Tage Quartier bezieht, um dort zu leben und Berlin zu genießen wie ‚vornehme Leute, sagen wir ... Russen oder Engländer‘. Die Erkenntnis ‚denn eigentlich leben wir geborenen Berliner nur in Berlin, um unsere Hauptstadt nie kennen zu lernen‘ gibt den Anstoß zu diesem Entschluß, dem sich bald auch Freunde anschließen werden. Den Begriff des ‚geborenen Berliner‘ dürfen wir dabei ruhig auch auf die ‚gewordenen‘ Berliner ausdehnen, von denen ja auch Fontane selbst einer war.

Wohnte der Fremde gern im ‚Hôtel de Rome‘, so der Einheimische, insbesondere der Landadel, im ‚König von Portugal‘, wie Herr von Vitzewitz in ‚Vor dem Sturm‘. Dies kultivierte Haus in der Burgstraße nahe dem Schloß, das wir Älteren noch selbst besuchen durften, war es ja auch, wo Lessing das ‚Fräulein von Barnhelm aus Sachsen‘ absteigen ließ.

Im Leben des jungen Apothekers Fontane spielte eine ganze Reihe von Berliner Lokalen ihre Rolle. Der literarische Sonntagsverein ‚Tunnel über der Spree‘, dem der Dichter seit 1844 angehörte, tagte an verschiedenen Orten, in Lokalen der Leipziger Straße, im „Café national“ an der Hedwigskirche und endlich in dem nahe der Oper gelegenen Belvedere. Der ‚Tunnel‘ dürfte sich in ‚Vor dem Sturm‘ in der ihm ähnlichen ‚Kastalia‘ widerspiegeln, die in der Taubenstraße ihren Sitz hatte. Den Weinstuben überhaupt begegnen wir oft in Fontanes Erzählungen, seien sie nur mit Namen genannt wie die altbekannten und bis an unsere Tage heran gebliebenen von Habel und Niquet, oder mögen sie ihren besonderen Charakter besitzen wie im ‚Schach von Wuthenow‘ die des Italieners Sala Tarone Unter den Linden, die zugleich Laden wie Lokal ist und deren Atmosphäre uns lebendig entgegentritt: „... in Front der zu beiden Seiten liegenden Oel- und Weinfässer standen Zitronen- und Apfelsinenkisten Man ... gelangte mit Hilfe von vier oder fünf steilen Stufen in eine mäßig große Hinterstube, die gelb gestrichen und halb verblakt und nach Art aller ‚Frühstücksstuben‘ um Mitternacht am vollsten war. Ueberall, an niedrigen Paneelen hin, standen lange, längst eingesessene Ledersofas, mit kleinen und großen Tischen davor ...“. Hier trafen sich insbesondere die Offiziere des Regiments Gens d’armes mit ihren Freunden — die Freude am intellektuellen Geistespiel verband die beide so unähnlichen Gruppen. Diesen eigentümlichen Misch-Charakter von Laden und Gaststube übrigens zeigt auch das Tschechiner ‚Gasthaus und Materialwarengeschäft von Abel Hradtschek‘ in ‚Unterm Birnbaum‘, diesem vielleicht vollendetsten deutschen ‚Krimi‘, das, im Grenzgebiet des Oderlandes gelegen, einen Typ darstellt, den Fontane sicher anlässlich der Besuche bei seinem Vater im Oderbruchdorfe Letschin kennenlernte.

Treffpunkte des Landadels bei Berlinreisen waren das elegante Restaurant von Hiller so gut wie die Konditoreien, in denen sich aber auch die jungen Intellektuellen einfanden. Damen waren dort indes — entgegen unsern Vorstellungen — nicht anzutreffen; ihnen war allenfalls ein besonderes Damenzimmer in einigen wenigen vorbehalten, ähnlich dem ‚Damencoupé‘ der Eisenbahn! In die Konditorei ging man, um Zeitung zu lesen, zu politisieren und literarische Streit-

gespräche zu führen, und so sind auch bei Fontane die Namen der bekanntesten unter ihnen wie Josty, Stehely und d'Heureuse nicht so sehr mit leckeren Erzeugnissen als revolutionären Umtrieben verbunden. Italiener und Schweizer waren meist die Begründer und Inhaber, dies aber nun wirklich um ihrer Produktionen willen, die man gern dort kaufte und mit nach Hause nahm, so auch z. B. bei Bolzani im weniger vornehmen Norden der Stadt, dessen Apfelsintorte offenbar Ruf hatte. Merkwürdigerweise fehlen die unserer Auffassung nach für Berlin recht typischen Bierlokale, die allerdings durchweg bayrischer Provenienz waren, im Werk Fontanes fast völlig. Nur einmal wird das ‚Siechen‘ erwähnt, wohin sich nach der Hochzeitsfeier im Hause Barby-Stechlin ein Teil der eingeladenen Herren zu heiterer Nachfeier begab.

Noch etwas aber vermissen wir völlig, das uns untrennbar mit dem Berlin der kleinen Leute verbunden scheint: das kleine, meist Eck-Lokal, die ‚Destille‘ — berolinisiert aus dem vornehmeren ‚Destillation‘, die ihre Entstehung aus der kleinen privaten Schnapsbrennerei verrät. Nicht einmal da, wo das ‚Milieu‘ des Berliner Nordens wenigstens skizzenhaft auftaucht, in ‚Stine‘, begegnen wir einer solchen. Die Zeit des vierten Standes und Zilles ist eben erst im Kommen. Ein Lokal der ‚kleinen Leute‘ betreten wir nur einmal, und zwar in ‚Vor dem Sturm‘, dem Frühwerk, das ungerechterweise — die noch nicht völlig beherrschte Komposition zugegeben — gern als ein zweitrangiger Fontane klassifiziert wird. Vor dem Schönhauser Tore im Bezirk Prenzlauer Berg finden sich im ‚Wieseckeschen Saal auf dem Windmühlenberge‘ am Neujahrsmittag die Anwohner mit ihren Familien bei der beliebten ‚Berliner Weißen‘ zusammen. Die Männer — vertreten durch Bürstenbinder, Vorkosthändler, Posamentier und — Aristokrat unter den Handwerkern! — Schornsteinfegermeister — politisieren, aber auch sie stehen gemeinsam mit allen anderen Ständen gegen den äußeren Bedrucker zusammen.

Eine Art von Mittelgenre unter den Lokalen nimmt eines ein, das in Fontanes Leben seine besondere Rolle gespielt hat: es ist vor dem Potsdamer Tor in der Bellevuestraße gelegen und nennt sich ‚Bei Georges‘, berühmt durch sein Spezialgericht Spargel und Kalbskoteletts, auch als Kaffeegarten bekannt. Hier nämlich wurde des Dichters Hochzeit gefeiert, nachdem die Trauung in der Klosterstraße in der reformierten, der ‚Fournierschen‘ Kirche stattgefunden hatte.

Für den ordnungsgemäßen Ablauf des Festes sorgt ‚als Gast‘ der Oberkellner Spreetz vom ‚Café national‘, der es sich nicht nehmen ließ, seinem Stammkunden auch an dieser Stelle die gewohnte Gemütlichkeit zu bringen. Es muß eine besondere Atmosphäre in dem kleinen hinteren Eßsaal des Georgeschen Restaurants gewesen sein, um dessen blumengeschmückten Tisch so viele ‚hübsche ... südfranzösische Rasseköpfe‘ versammelt waren. Trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit — es war der 16. Oktober — stand die Balkontür weit offen, Vögel durchzwitscherten die fast ländliche Garten-Idylle: wenn es wohl auch nur Spatzen waren, wie Fontane meint, der diese Gesellen so charakterisiert: ‚Der Sperling ist wie der richtige Berliner, immer pickt er sich was weg und bleibt Sieger.‘

Von den Lokalen, in denen sich die mehr oder weniger vornehme Lebewelt amüsierte, ist eigentlich nur am Rande und in flüchtiger Erwähnung die Rede; Fontane führt sie uns nicht in Aktion vor. Aber wie köstlich spiegeln sie sich — namentlich erwähnt sind nur ‚Kroll‘ und ‚Orpheum‘ — in den wenigen Sätzen

des alten Provinzgrafen, der hier seine große Zeit erlebt hat, und dem durch sie Berlin überhaupt sein Gesicht erhält: „Eine merkwürdigen Stadt, eine tollen Stadt. Aber eine Stadt ... ohne Grimasse ... Eine Stadt von serr freier Bewegung ... serr freie Bewegung und keine falsche Verschämung“ — Worte, die wir gern, wenn auch in anderm Bezug, gelten lassen wollen — damals wie heute.

Keinesfalls vergessen werden darf eine heut so gut wie ausgestorbene Kategorie von Gaststätten, das ‚Etablissement‘. Es ist nicht ganz einfach zu definieren, eine Mischung aus Gartenlokal und Rummelplatz — Idylle und Trostlosigkeit der Vorstadt zugleich. Die Etablissements liegen an den Ausfallstraßen, da, wo die eigentliche Stadt zu Ende ist und das Dorf noch nicht oder nicht mehr den Ton angibt. Damit unterscheidet es sich scharf von den vom Dichter mit Liebe und oft gezeichneten eigentlichen Dorfkrügen. Zunächst meint das erst spät belegte Wort sowohl eine Fabrikunternehmung wie andererseits gerade ein sehr vornehmes Lokal. Bald aber bekommt es etwas Zwielfichtiges, das es auch behält, bis mit der Sache auch das Wort in Vergessenheit gerät. Mir scheint, daß das Etablissement Fontanescher Prägung in kaum einer andern Großstadt zu finden ist — anderswo bleibt der ländliche Charakter des Vorstadtllokals klarer erhalten. Zu vermuten ist, daß die unorganische und im 19. Jahrhundert allzu schnelle Entwicklung Berlins diese Entwicklung begünstigt hat. Auch unter Fontanes ‚Etablissements‘ noch gibt es verschiedene Färbungen — die einen behielten mehr dörflichen, die andern bekamen schnell den unerfreulich vorstädtischen Charakter. Sehen wir uns einige von ihnen näher an.

Kegelbahn und Schießstand charakterisieren den Ausflugsort Halensee, während das Stimmingsche Etablissement am Wannsee, das die letzten Stunden Kleists sah, ländlich stillen Stil bewahrt hat, so wie auch der Schöneberger ‚Schwarze Adler‘ eher Erfrischungsstation Reisender ist als Vergnügungsstätte. Das Lokal von Löbbecke in Stralau nennt sich zwar Kaffeehaus, ist aber durchaus ‚Etablissement‘ mit Würfelbude, Ballons und Gummibällen, wenn es auch noch idyllischen Charakter hat: „... ein kleines Haus, wie das Pfefferkuchenhaus im Märchen, bräunlich und appetitlich ... drei, vier verschnittene Lindenbäume ..., eine Nische mit Herd und Rauchfang, einer kleinen Schiffsküche nicht unähnlich, ... einen großen, am Spreeufer sich hinziehenden ... Glasbalkon“. Bedenken wir, daß diese Gaststätte, in Wirklichkeit ‚Tübbeke‘ und noch in den Dreißigerjahren existent, Mittelpunkt des Stralauer Fischzuges war! Am Ufer der Spree häuften sich wie noch heute die Ausflugslokale, vorzüglich auf der Treptower Seite. Ehe die vollgepackten Dampfer ankamen, also am frühen Vormittag, herrschte erholsame Stille, wie sie der junge Treibel, der alltäglich seinen Gesundheitsritt dorthin machte, genießen kann — bei der von der Mutter vorgeschriebenen Milch, versteht sich, mit deren Genuß er sich allerdings den bevorzugteren Bohnenkaffee erkaufte. Der Abend brachte den mit dem Dampfer heimkehrenden Ausflüglern vom ‚Eierhäus‘chen, wie der Barby-Stechlinschen Gesellschaft, das oblige, aber auch noch idyllisch sich anlassende Feuerwerk.

Ganz anders und erfüllt von Vorstadttrostlosigkeit, deren makabrer Charakter noch dadurch unterstrichen wird, daß sich Friedhöfe mit Stätten des Amüsemments abwechseln, sah es an der Hasenheide aus, beim Rollkrug nahe dem Jacobifriedhof: „... Buden, Pavillons, ... Steinmetze, die ... meist nur Kreuze,

Journal - 2 Tyrosinofluor-Typen.

1. Leberstoff mit Hämoglobin
Kartoffeln & Rüben
Auch ganz Hämoglobin
(Hämoglobin) bis hier
Kartoffeln & Hämoglobin
2. Tyrosin & Tyrosin
Kartoffeln & Hämoglobin
3. Reis (in einer Gusschale) mit
Hämoglobin & Tyrosin
Tyrosin & Tyrosin
4. Leberstoff mit Tyrosin
Kartoffeln & Tyrosin
Auch Tyrosin & Tyrosin
5. Leberstoff mit Tyrosin
Tyrosin & Tyrosin
6. Leberstoff (in einer Gusschale) mit
Kartoffeln & Hämoglobin
7. Tyrosin, Tyrosin, Tyrosin
mit Hämoglobin & Tyrosin

Tyrosin: Tyrosin, Tyrosin =,
Tyrosin: Tyrosin, Tyrosin,
Tyrosin: Tyrosin, Tyrosin, Tyrosin,
Tyrosin: Tyrosin, Tyrosin, Tyrosin, Tyrosin.

1. Leberstoff mit Hämoglobin
Kartoffeln & Rüben
Auch ganz Hämoglobin
(Hämoglobin) bis hier
Kartoffeln & Hämoglobin
2. Tyrosin & Tyrosin
Kartoffeln & Hämoglobin
3. Reis (in einer Gusschale) mit
Hämoglobin & Tyrosin
Tyrosin & Tyrosin
4. Leberstoff mit Tyrosin
Kartoffeln & Tyrosin
Auch Tyrosin & Tyrosin
5. Leberstoff mit Tyrosin
Tyrosin & Tyrosin
6. Leberstoff (in einer Gusschale) mit
Kartoffeln & Hämoglobin
7. Tyrosin, Tyrosin, Tyrosin
mit Hämoglobin & Tyrosin

Säulen und Obeliskten ausstellten ... Fräulein Rosella, das Wundermädchen, lebend zu sehen; Grabkreuze zu billigsten Preisen; amerikanische Schnellphotographie ...; ... erster Frisiersalon der Welt; Grabkreuze zu billigsten Preisen ... Sizilianische Nacht. Um zwei Uhr Wiener Bonbonwalzer.“ Ein armseliges Musikantenpaar und der Karren eines Glasbruchhändlers, der Scherben fährt, unterstreichen die Stimmung, in der Botho von Rienäcker dem Friedhof zufährt.

In einem 1850 verfaßten Vers nimmt Fontane die ganze zweifelhafte Vergnügungsherrlichkeit zusammen:

„Tanzte schon im Kolosseum,
rutschte schon im Tivoli,
schlürfte Kaffee im Odeum
und Bouillon bei Stehely ...
Langeweile, Durst und Aerger
trieben mich ins Türk'sche Zelt,
wo ich schnell Johannisberger,
Vierunddreiß'ger mir bestellt ...
Mir zur Seite sprach im Traume
eine Köchin äußert fromm:
,Wilhelm, komm, im Jrienen Baume¹
ist Musik und Tanz; — o komm!“

Aber verlassen wir den engeren Raum Berlin und begeben uns in die Mark hinaus, geschichts-, sogar vorgeschichtssträchtiges Land. Auf den Kuppen der Müggelberge siedelten einst die Semnonen,

„... bis Schmöckwitz, wo, Wandel der Epochen,
jetzt Familien Kaffee kochen.“

Neben den gewohnten findet man indes Kaffeeküchen eigner Art, so auf der Pfaueninsel eine besonders exklusive. Hier hat die Frau des Maschinenmeisters Friedrich, der die dortigen Wasseranlagen bedient, sich dazu herabgelassen, bevorzugten, zumeist und zunächst der Hofgesellschaft bis in ihre höchsten Spitzen entstammenden Gästen eine Erfrischung zu bieten, beileibe nicht um Geld, aber durch ein oft kostbares Geschenk abgegolten; Frau Friedrichs Sammlung von Tassen und Töpfchen wurde sehenswert. Der Amateur-Kaffeewirt scheint sich auf das beste Getränk zu verstehen, so im märkischen Städtchen Trebbin, wo man den reisenden Dichter zu einem Metzgerladen verweist, „dort geb' es den besten Kaffee“. Die Fürstenwalder ‚Passagierstube‘ — der ‚Gesundbrunnen‘ in Freienwalde — die renommierten Hotels von Rheinsberg, der Miniaturresidenz, in Mittenwalde das ‚Hotel York‘, das noch heute die Büste des Marschalls an der Außenwand trägt; ihm aber zieht Fontane den größeren Bürger der Stadt vor: Paul Gerhardt. An der Durchgangsstraße nach Mitteldeutschland, im ‚oppidum‘ (1375 opidulum), wohlgemerkt nicht ‚Dorf‘ Saarmund, atmen wir etwas vom ‚Duft der großen Welt‘, wenn die Gasthöfe ‚Stadt Halle‘ heißen oder ‚Stadt Leipzig‘, Zwischenstationen für fernherkommende Messegäste. Wir können sie alle hier nur nennen, aber auf e i n e märkische Idylle, die es Fontane selbst wohl besonders angetan hat, möchten wir noch etwas ausführlicher eingehen: Hankels Ablage, Wochenendrefugium des Liebespaares Lene und Botho, an der Strecke nach Görlitz gelegen, mit dem „Blick über die Spree bis an die Müggelberge“. Auch dies nennt sich ‚Etablissement‘, aber es ist „ein bloßes Fischerhaus ...“, das

¹ In der Klosterstraße gelegen.

sich erst sehr allmählich und mehr durch An- als Umbau in ein Gasthaus verwandelt hatte. Eine hohe groteske Mütze, so daß das Schilfdach auf dem niedrigen Fachwerkhaus, dessen vier kleine Frontfenster sich eben zu erhellen begannen. Und im selben Augenblicke wurden auch ein paar Windlichter in die Veranda getragen, und durch das Gezweige der alten Ulme ... blitzten allerlei Lichtstreifen über den Strom hin.“ Dort, draußen und in der niedrigen Giebelstube, mit dem weiten Blick, verleben die beiden ihr „letztes Glück“, ihre „letzte schöne Stunde“ — melancholische Schwester jener unbeschwerten Wochenend-idylle, die uns Tucholsky von einer anderen, einer weniger gebundenen Generation in seinem „Rheinsberg“ erzählt.

Den Entspannung und Vergnügen Suchenden, den Vorüberfahrenden, denen, die in Dienst und Geschäft unterwegs sind, waren die mehr oder weniger gastlichen Häuser gewidmet, von denen bisher berichtet wurde. Aber Fontane vergißt auch nicht jene, die der Berliner kaum jemals betrat, die eigentlichen Dorfkrüge, sofern sie nicht wie der von Tempelhof oder der „Finkenkrug“ der Stadt noch einigermaßen benachbart waren. Hier sind Wirt und Gäste die Eingesessenen, und es herrscht ein nahezu familienhafter Geist, der durchaus auch den Gutsherrn und die Seinen mitbegreift. Es ist kaum zuviel gesagt, daß sich in solchen Häusern gelegentlich mehr an echter Kultur antreffen läßt als in den ganz oder halb städtischen. Der Dorfkrug ist Mittelpunkt des gesellschaftlichen und politischen Lebens und hat als solcher eine über den gewöhnlichen Gasthof weit hinausgehende Funktion im Leben der Bevölkerung. Die lebendigste Schilderung eines solchen, im östlichen Teil der Mark gelegenen Krugs, dem des Dorfes Hohen-Vietz in „Vor dem Sturm“ mag hier für andere mit stehen: „(der Hohen-Vietzer Krug) ... hatte nicht das Ansehen wie sonst wohl Dorfkrüge, dazu fehlte ihm der auf Holzsäulen ruhende, jedem vorfahrenden Wagen als Wetterdach dienende Giebelbau, vielmehr sprang eine doppelarmige, aus Backsteinen aufgemauerte Treppe vor, die fast ein Drittel der untern Hausfront ausfüllte ... Dieser äußeren Erscheinung ... paßte sich auch die innere Einrichtung an. Von den zwei Gastzimmern, die durch den fliesenbedeckten Flur getrennt waren, zeigte das eine mit seinen blankgescheuerten Tischen und hochlehnigen Schemelstühlen, in die ein Herz geschnitten war, allerdings noch den Krugcharakter, das andere aber mit Mullgardinen und eingerahmten Kupferstichen, glich fast in allem einer Bürgerressourcenstube ... Alles verriet Behagen und Wohlhabenheit ...“.

Die ein wenig exzentrisch erscheinende Reise des Schulrates Meddelhammer von Berlin nach Berlin hat Fontane selbst nicht getan — aber er hat nicht nur die Augen offen gehabt für das, was ihm begegnete, sondern selbst Wege gefunden und gewiesen, die bis dahin genauso außer dem Bereich des Gewohnten lagen wie jene Meddelhammer-Reise. Beides nachzuahmen und fortzuführen ist im Rahmen der uns gegebenen Möglichkeiten nun unsere Sache!

Zeitverständnis und Geschichtsschreibung bei Theodor Fontane

Theodor Fontane baute sich, nachdem er als Dichter mit Balladen und „Preußenliedern“ an die Öffentlichkeit getreten war, seine Existenz als Journalist und praktischer Schriftsteller auf: in der märkischen Heimat, in England, in Berlin. In nie nachlassender innerer Auseinandersetzung zwischen künstlerischer Neigung und Lebensteilnahme, zwischen Dichtung und Politik, gehörte er drei Jahrzehnte nur seiner Gegenwart. Dabei war Politik für Fontane das Miterleben, Verarbeiten und Beurteilen der gesamten ineinandergreifenden Gegenwart, wobei er von den kleinsten und natürlichsten Begriffen ausging, um Vergleiche für die große Organisation des Lebens zu finden.

Unter diesem Gesichtspunkt muß auch die Vordergrundstellung des Zeitkolorits bei Fontane bewertet werden. Die Zeitfärbung ist ihm eine wesentliche Voraussetzung und Garantie für die e r l e b t e Geschichte. Während andere Realisten die Entwicklung des historischen Überblicks mehr theoretisch führten, ist bei Fontane das Kulturleben immer ein lebendiges und praktisches Modell. Die Geselligkeit des 19. Jahrhunderts brachte ihn in Kreise, die das personalisierte Zeitkolorit darstellten; er kannte *drei Dutzend Maler und Bildhauer, zwei Dutzend Geheimräte, ebenso viele Stabsoffiziere, Rittergutsbesitzer, Professoren und Direktoren, Juristen, Schriftsteller, Schauspieler und Zeitungsmenschen* ...¹. Durch seine poetische Neigung kam er mit verschiedenen literarisch-politischen Vereinigungen in Berührung, sein persönlicher Verkehr bei Wangenheim, Lepels, Kuglers, Merckels und Menzel führte ihn in den Kreis des „guten Bürgertums“ der Großstadt, er war Gast auf den Gütern und lernte den Landadel aus nächster, persönlicher Nähe kennen und durch seine Pressetätigkeit wurde er mit Staatsmännern — Eminenzen und Exzellenzen — bekannt. Mit scharfer Beobachtungsgabe ausgestattet, nahm er, auch außerhalb seiner engeren Heimat — als Korrespondent in England und als Berichterstatter auf den Kriegsschauplätzen seiner Zeit — das Selbsterlebte in sich auf und ergänzte seine Eindrücke durch Reisen in Europa (in die Schweiz und nach Italien), vor allen Dingen aber durch seine märkischen „Wanderungen“.

Für die Gestaltung der Wirklichkeit des 19. Jahrhunderts schöpfte Fontane den Sinn der Zusammenhänge aus der großen Zahl seiner sich ergänzenden Erlebnisse, und man wird das Interesse und die Freude an der Lebensfülle und der mannigfaltigen Ausformung individuellen Daseins als einen ursprünglichen Zug seines Wesens werten dürfen. Sein Realismus, sein Sinn für das Konkrete, Wirkliche und Anschauliche und seine Abneigung gegen das ausschließlich Abstrakte haben hier ihre Wurzel. Auch da, wo er sich der Vergangenheit zuwendet, wird diese Haltung transparent. In den „Wanderungen“ umriß er die Vergangenheit in allen ihren „dinglich“ gewordenen Bezügen, um den Zusammenhang des geistigen, künstlerischen und materiellen Lebens einer Kulturlandschaft sichtbar zu machen; Briefe und Lebensberichte, Kirchen und Schlösser, Bilder und Denkmäler waren seine Quellen. Dieses Verfahren führte zu einer liebevollen Versenkung in Kleines und Kleinstes, aber immer wurde der übergreifende Zusammenhang hergestellt, denn *das Nebensächliche, so viel ist richtig, gilt nichts, wenn nichts drin steckt. Steckt aber 'was drin, dann ist es die Hauptsache, denn es gibt einem dann immer das eigentlich Menschliche*².

Zu dieser inhaltlichen Erkenntnis gesellt sich noch etwas Formales, das seine künstlerische Gestaltungsweise beeinflusst hat. Fontane ist über den Journalismus zur Kunst gekommen, denn was vor seinen journalistischen Anfängen in England an künstlerischen Ergebnissen vorlag, beschränkte sich doch wesentlich auf Lyrik, die seinen eigentlichen Ruhm nicht begründete. Es ist vor allem die Form des zeitgenössischen Feuilletons, die Fontanes Stil charakterisiert und von der er selbst sagt: *Wir müssen uns mit Leichtigkeit in Assonanzen und Alliterationen ergehen können. Wir müssen imstande sein, unser Ohr mit dem Wohlklang eines neuen Reimes zu kitzeln. Wir müssen mit der rechten Hand sechs Antithesen und mit der linken zwölf Wortspiele ins Publikum schmeißen können ...*³, eine Charakteristik, die auch zeigt, daß nach dem zeitgenössischen Geschmack der sachliche Inhalt des Feuilletons nicht immer das Wichtigste war. Dieser Zwang, jeden äußeren Eindruck nicht rein wiedergeben zu dürfen, sondern ihn aufputzen zu müssen mit Wortspielen und Zwischenbemerkungen, hat Fontanes frühen Stil gebildet und ist nicht ohne Bedeutung für seine spätere Erzählhaltung geblieben. Darüberhinaus ist auch die „kleine Form“ der Darstellung, die vor allem in den „Wanderungen“ und in seinem ersten „Vielheits“-Roman „Vor dem Sturm“ deutlich wird — Werke, die sich aus einer großen Zahl in sich geschlossener Kapitel zusammensetzen —, in Fontanes journalistischer Tätigkeit begründet. Doch während sich der Stil seines poetischen Oeuvres im hohen Alter noch laufend weiter entwickelt und großen Veränderungen unterworfen ist, stagniert seine Rezeption der Umwelt. Die bestimmenden Eindrücke seines Lebens hat Fontane vor 1876 erhalten. Seine Mitgliedschaft in den politisierenden Dichtervereinigungen, seine Aufenthalte in England und die großen Reisen, die Streifzüge durch die Mark und seine Tätigkeit als Journalist und Kriegsberichterstatter lagen vor dieser Zeit. Von geringfügigen Ausnahmen abgesehen, gab es für Fontane keine tiefgreifenden Ereignisse mehr. Er zog sich aus dem unmittelbaren politischen und gesellschaftlichen Geschehen seiner Zeit zurück, als er daranging, die Erlebnisse und Erfahrungen seines fast 60jährigen Lebens künstlerisch umzusetzen. In den verbleibenden 20 Jahren seines Lebens konnte er sich nicht mehr losmachen von den Anschauungen der 40er, 50er und 60er Jahre, die ihn gebildet und geformt hatten. Diese Haltung zeigt sich sowohl in unbedeutenden Äußerlichkeiten als auch in der Anschauungswelt seiner Romane. Als Figuren seiner epischen Dichtung bevorzugt Fontane in den 80er und 90er Jahren seines Jahrhunderts jene Kleinbürger und Aristokratenkreise, die sich nur mit Verzögerung oder gar nicht den veränderten Lebensumständen angepaßt hatten. Die Industrialisierung der Städte und das damit verbundene Aufkommen des städtischen Proletariats auf der einen Seite, die Etablierung des von der Wirtschaft getragenen Großbürgertums mit seiner vom adligen Landleben unabhängigen Lebensführung auf der anderen Seite, spielen in Fontanes Romanen keine entscheidende Rolle; nur in den Briefen finden sich zuweilen Äußerungen in dieser Richtung. Diese Briefe zur einzigen Grundlage für die Interpretation des Fontaneschen Zeitverständnisses machen zu wollen, würde die objektive Aussagekraft derartiger Selbstzeugnisse überfordern. Hier müßte zunächst durch vergleichende Interpretation geklärt werden, was von diesen Äußerungen für Fontane als allgemeingültig angesehen werden kann und was vereinzelt im Raum steht, was spontan und einmalig geäußert wird, als Resonanz und Reaktion auf Einflüsse der Umwelt, und was speziell auf den Empfänger abgestimmt ist, ohne daß es die wirkliche Meinung Fontanes spiegelt. Berücksichtigt man dies, dann wird deutlich,

daß der ostelbische Kleinadel und das brandenburgisch-preußische Kleinbürgertum sein Gesichtsfeld beherrschten.

Auf der einen Seite seiner Standesskala bildeten Adel und Militär einen geschlossenen Block, weil das Offizierkorps noch entscheidend durch den Adel besetzt war und überhaupt die Mentalität dieses Adels angenommen hatte: *Einen hellblauen Dragonerrock elegant tragen, elegant im Sattel sitzen, eine Reitkleid-Dame mit Schleier zur Seite und nun hin durch den Wald und hup über die Hecke, das ist ein Leben*⁴. Dieser Adel ist für Fontane überlebt, er paßt nicht mehr in die sich anbahnende fortschrittliche Entwicklung, er zehrte nur noch von einer undurchsichtigen romantischen Vorstellung, einer unzeitgemäßen „ritterlichen“ Haltung und den Privilegien seines Standes. Dadurch verlor er den Boden unter den Füßen und übersah die politische Entwicklung um sich herum: *Unsere alten Familien kranken durchgängig an der Vorstellung, daß es ohne sie nicht gehe, was aber weit gefehlt ist, denn es geht sicher auch ohne sie; — sie sind nicht mehr die Säule, die das Ganze trägt, sie sind das alte Stein- und Moosdach, das wohl noch lastet und drückt, aber gegen Unwetter nicht mehr schützen kann. Wohl möglich, daß aristokratische Tage mal wiederkehren, vorläufig, wohin wir sehen, stehen wir im Zeichen einer demokratischen Weltanschauung. Eine neue Zeit bricht an. Ich glaube eine bessere und glücklichere. Aber wenn nicht eine glücklichere, so doch eine Zeit mit mehr Sauerstoff in der Luft, eine Zeit, in der wir besser atmen können. Und je freier man atmet, — je mehr lebt man*⁵. Trotz aller Zuneigung, menschlicher Einsicht und ästhetischem Wohlgefallen will Fontane den Adel seiner Zeit entthronen, wie in einem Brief an Friedländer zum Ausdruck kommt. *Preußen — und mittelbar ganz Deutschland — krankt an unseren Ostelbiern. Über unseren Adel muß hinweggegangen werden. Man kann ihn besuchen wie das ägyptische Museum und sich vor Ramses und Amenophis verneigen. Aber das Land i h m zu Liebe regieren, in dem Wahn: d i e s e r A d e l s e i d a s L a n d, das ist unser Unglück und so lange dieser Zustand fortbesteht, ist an eine Fortentwicklung deutscher Macht und deutschen Ansehens nach außen hin gar nicht zu denken*⁶.

Auf der anderen Seite ist es der „kleine Bürger“, den Fontane darstellt, Frau Jenny Treibel, „als sie noch Fräulein Bürstenbinder in der Adlerstraße war“, und der bürgerliche Mittelstand, der Beamte, der bei Fontane nicht „Legationsrat“, sondern „Negationsrat“ ist. Den Verfall dieses Bürgertums, das Spießbürgertum mit seiner „Geldsackgesinnung“, das die ganze Wirklichkeit nicht erkannte, sieht er als politisch rückläufige Zeiterscheinung an.

Männer jedoch, die das geistige und soziale Leben dieser Zeit beeinflußt haben, Wissenschaftler oder Gestalten aus der Großindustrie, wie Werner von Siemens und August Borsig, haben Fontane nicht zu künstlerischer Gestaltung gereizt. Das ist natürlich sein Recht, und die künstlerische Bedeutung seiner Werke hängt nicht von dem Stoff ab, den er darin behandelt (eine Tatsache, die von der Literaturwissenschaft, besonders einer nicht-ideologiefreien immer gern übersehen wird), aber es ist doch notwendig auf diese Stoffwahl hinzuweisen. Sie beweist, daß Fontane, auch wenn er direkt oder indirekt Fühlung mit jenen tonangehenden Kreisen hatte, sein Interesse auf jene Kleinbürger- und Aristokratenkreise konzentrierte, von denen schon die Rede war: reichgewordene Kleinbürger aus den Berliner Stadtgegenden, die er aus seinen jüngeren Jahren kannte und als Gegensatz dazu Typen des märkischen Adels und des preußischen Offizierkorps, wie er sie durch seinen Freund Lepel eingeführt und bei seinen Wanderungen

durch die Mark vor 1876 kennen und schätzen gelernt hatte. Aber bei aller Hochachtung vor den ausgeprägten Persönlichkeiten gerade dieser Gesellschaftskreise wird man doch nicht behaupten können, daß sie die Träger des geistigen Fortschritts der schnell wachsenden Großstadt gewesen sind. Hausmädchen und Kutscher, für die Fontane bei der Schilderung der „niederen Stände“ besondere Vorliebe zeigte, gab es schon in der vorindustriellen Zeit; sie sind nicht Teil des neuen Fabrik-Proletariats gewesen.

Fontane ist sich dieser Divergenz nicht immer bewußt gewesen; sie lag auch nicht in seiner Absicht, denn er wollte die jeweilige Zeit in ihrer Eigenart charakterisieren. *Das Kolorit der einen Zeit paßt nicht für die andere. Stimmungen, Anschauungen, alles hatte sich geändert. Nun ist es zwar wahr, daß ich die eine Zeit, sagen wir von 1804 bis 1806, gerade so gut schildern könnte wie die andre (1808 bis 1810). Jede der beiden Epochen läßt sich gut verwenden ... Aber um mit freudvoller Sicherheit zu schildern, muß ich doch beim Schildern die Gewißheit haben: Die Dinge vollzogen sich wirklich zu dieser Zeit und keiner anderen. Beunruhigt mich fortwährend der Gedanke: „du schilderst jetzt 1805, es ist aber vielleicht 1809 gewesen“, so lähmt das meine Kraft⁷.* Hier wird deutlich, wie genau Fontane den Begriff Zeit nimmt, indem er die zeitlichen Besonderheiten und Einmaligkeiten mit gewissenhafter Genauigkeit festzuhalten versucht. In seiner Dichtung ist ihm dies nicht immer gelungen; da, wo er mit dem Anspruch des Historikers auftritt, schon eher. Das beweist seine Haltung gegenüber Zeiterenignissen, die weit zurückliegen, seine Beurteilung von Vorgängen, die der mittelalterlichen Geschichte der Mark Brandenburg angehören. Fontanes Interpretation der Fehden zu Beginn der Hohenzollernherrschaft in der Mark soll als Beispiel herausgegriffen werden.

Kein Adelsgeschlecht der Mark Brandenburg ist von der Geschichtsschreibung so unterschiedlich beurteilt worden, wie die Quitzows. Durchgesetzt hat sich ein recht negatives Bild, was Fontane zu der Feststellung veranlaßt: *Es entspricht innerhalb der märkisch-preußischen Geschichtsschreibung einem alten, beinahe heilig gesprochenem Herkommen, die Quitzows als Landesverräter, Busckklepper und Räuber anzusehen ...*⁸. Adolf Friedrich Riedel⁹ ist es gewesen, der nach einem Wort von Willy Hoppe *den Stab über die Quitzows brach*¹⁰; Georg Wilhelm von Raumer hatte vor ihm ganz anders geurteilt¹¹. Fontane ergriff in diesem Streit der beiden Historiker Partei. *Wer hat recht?* lautete seine Frage, die er wie folgt beantwortete: *Riedel hat recht von Räubereien und Felonie zu sprechen, aber Raumer hat, meinem Ermessen nach, noch viel größeres Recht, beides zu bestreiten. Riedel ist der gelehrtere, gründlichere Forscher ..., aber Raumer ist der weitaus bedeutendere Historiker. Er hat das Auge des Geschichtsschreibers, er begreift große Vorgänge, während es mir bei Riedel, dessen Standpunkt nicht hoch genug ist, um einen freien Blick zu gestatten, zweifelhaft erscheint, ob man ihn überhaupt zu den Historikern zählen kann. Ausgezeichneter Forscher sein heißt noch nicht Historiker sein. Raumer beurteilt alles aus der zu schildernden Zeit, Riedel alles aus seiner eigenen Zeit heraus. Er wirft Raumer Tendenzen und Vorurteile vor, während er selber in Vorurteilen steckt ...*¹².

Die Erkenntnis, die die Geschichtswissenschaft Fontane hier verdankt, ist also folgende: Alle Vorgänge müssen aus der geistigen und rechtlichen Situation der Zeit heraus verstanden werden. Vor allem darf der moderne Staatsbegriff nicht unbe-
wußt in das Mittelalter hineinprojiziert und damit eine grundsätzlich anders struk-

turierte Welt mit Kategorien interpretiert werden, die einer relativ jungen Vergangenheit entlehnt sind. So wurde besonders die Fehde von der älteren Forschung als eigennütziges Faustrecht und skrupellose Machtpolitik wilder Raubritter verurteilt, die gegen die gesellschaftliche Ordnung gerichtet sei. Diese Parteinahme für die scheinbar übergeordnete Autorität des „Staates“ reflektiert eine Befangenheit in der neuzeitlichen Vorstellungswelt.

Fontane hat in seinen „Fünf Schlössern“ die brandenburgische Landesgeschichtsschreibung — die Quitzows betreffend — kritisch durchleuchtet und ist zu einer für seine Zeit bemerkenswert objektiven Beurteilung gekommen. Doch darf dabei nicht übersehen werden, daß er sich fast ausschließlich für die Persönlichkeiten jener Zeit erwärmen konnte, nur selten für die politischen Vorgänge, die in der formelhaften Sprache der Rechtsaufzeichnungen überliefert sind und die ihn nicht zu fesseln vermochten: *Es gibt nichts Langweiligeres als immer wieder Strausberg und Liebenwalde, als immer wieder Bötzwow und Köpenick, als immer wieder Pommern — oder Sachsenherzog, als immer wieder ‚auspochen‘ und Kühe wegtreiben und Schulmeister totschiagen und dazwischen ‚schloßgessen‘ und ‚nicht schloßgessen‘ und absagen und Ritterpflicht und Fehderecht und dann wieder schloßgessen und wieder Kühe und Sturmläuten und Kyrie Eleison und (Gott sei Dank) dem Donnerwetter oder Schockschwerenot einiger biederer Märkischer mit oder ohne Adel dazwischen*¹³.

So nimmt es nicht wunder, wenn Fontane den Historikern seiner Zeit, denen an diesen Einzelheiten lag, skeptisch und distanziert gegenüber stand. *Alles, was von unsern historischen Kleinforschern über Mark Brandenburg geschrieben wird, ist das Ödste, das bodenlos Langweiligste, was Gottes Sonne je beschienen hat, und alles, was von unsern Novellisten, Belletristen und Feuilletonisten (immer Willibald Alexis ausgenommen, der eine ganz große Nummer war) märkisch gesündigt worden ist, ist wieder wertlos in seiner historischen Düntheit und Oberflächlichkeit. Mein stolzes Beginnen lief nun darauf hinaus: Allerkleinstes — auch Prosaisches nicht ausgeschlossen — exakt und minutiös zu schildern und durch scheinbar einfachste, aber gerade deshalb schwierigste Mittel: durch Simplizität, Durchsichtigkeit im einzelnen und Übersichtlichkeit im ganzen, auf eine gewisse künstlerische Höhe zu heben, ja, es dadurch sogar i n t e r e s s a n t oder wenigstens lesensmäßig zu machen*¹⁴. Er beklagte sich über das mangelnde Verständnis der ‚Fach-Historiker‘ für seine besondere Art geschichtlicher Darstellung, die er in den „Wanderungen“ und in den „Fünf Schlössern“ versucht hatte und die in der künstlerischen Durchdringung und Zusammenfassung historischer Details bestand, womit er bei den zeitgenössischen Historiographen wenig Gegenliebe fand. *Man fand alles nicht gründlich genug, nicht wissenschaftlich-historisch genug. Die Schuld dafür suchte Fontane bei sich selbst: ... so war es mir doch mehr oder weniger fatal, von mir selber nicht mehr verlangt zu haben*¹⁵.

Einen neuen und letzten Versuch wagte er wiederum mit einem Stoff aus dem engeren Bereich der märkischen Geschichte. An Ferdinand Meyer schrieb er: *Nach zwanzigjährigem Abschwenken in Roman und Novelle habe ich vor, noch einmal zu alten Göttern ... zurückzukehren. Ich will ein Buch schreiben, das etwa den Titel führen soll: ‚Das Ländchen Friesack und die Bredows‘*¹⁶. Warum gerade die Bredows? *Sie erschienen mir, wofür ich sie auch jetzt noch halte, in ihrer Eigenart von Schlichtheit, Treue, Seßhaftigkeit in ihrem offenbaren, durch alle Zeiten sich hinziehenden Bestreben, nichts weiter als eine alte freie Familie sein zu wollen, als*

die märkischste aller märkischen Familien¹⁷. Diese historisch-politische Motivierung hat er in einem Brief an Heinrich Jacobi um eine künstlerische erweitert: ... ich halte den Bredowstoff nach wie vor für einen ganz besonders glücklichen, glücklich namentlich für mich, da ich nirgends auf das Große aus bin (das findet doch seinen Darsteller), sondern auf das Mittlere, selbst auf das Kleine, das ich, idyllisch und humoristisch angefliegen, am liebsten behandle. Mit diesem Werk hoffte Fontane das schon lange gesteckte Ziel endlich erreichen zu können, der Welt und der Geschichtsschreibung (zu) zeigen, wie man solchen Stoff überhaupt zu behandeln hat, gründlich und doch nicht langweilig¹⁸. Ich hing dem ehrgeizigen Gedanken nach, ein Stück märkische Geschichte so zu gestalten, daß es, was Gründlichkeit angehe, den Ansprüchen des philiströsesten Philisters genügen und, in bezug auf Darstellung den Ansprüchen eines Feuilleton oder Romane lesenden Publikums, vielleicht selbst eines weiblichen, genügen könnte¹⁵.

Bevor nun anhand von Selbstzeugnissen Fontanes verdeutlicht werden soll, welche Quellen er befragt hat und wie er sie künstlerisch umsetzen wollte, ist es zum besseren Verständnis notwendig, die Geschichte des Ländchens Friesack und der Bredows zu skizzieren, wobei Fontanes landeskundliche Arbeitsweise, vom Topographischen auszugehen, beibehalten wird.

Das Friesacker Ländchen ist Teil des Havellandes, das oft als eine einheitliche, geschlossene Landschaft angesehen wird, die im Rahmen der mittelalterlichen deutschen Ostbewegung ebenso einheitlich von den Askaniern erobert und besiedelt wurde. Es gliedert sich jedoch in drei Teile: Im Norden befindet sich das Rhinluch, daran schließt sich südlich die Nauener Platte an und im unmittelbaren Bereich der Havel erstreckt sich ein weites Niederungsgebiet. In das nördliche Luchland sind mehrere Grundmoränenplatten eingestreut, Glin, Bellin, das Rhinower und schließlich das Friesacker Ländchen¹⁹. Die Eroberung und Besiedlung der nördlichen *terrae* des Havellandes ist unabhängig von der Gewinnung der übrigen Gebiete durch die Askanier erfolgt. Mehrere Adlige haben sich im Rahmen des Wendenkreuzzuges in der Prignitz und im südlich daran grenzenden Rhingebiet allodiale Herrschaften erworben; zumeist ehemalige Ministeriale, aus der Altmark stammend, wurden hier zu Edelfreien²⁰. Sie zogen die erste Welle von deutschen Siedlern in dieses Gebiet, denen die Grundmoränenplatten innerhalb der Niederungen nördlich und südlich des Rhin einen natürlichen Schutz geboten haben werden. Da die nach der Eroberung einsetzende Siedlung in der Prignitz und im Rhingebiet nicht Albrecht dem Bären, sondern Bischof Anselm von Havelberg übertragen worden war, hatte der Markgraf hier zunächst keinen nennenswerten Einfluß. Ebenso wie die Gänse von Putlitz und die Plothos in der Prignitz Eigengut erwarben, werden die Herren von Jerichow im Friesacker Ländchen des Rhingebietes eine Allodialherrschaft begründet und sich damit noch vor dem askanischen Markgrafen im Havelland niedergelassen haben. Von hier, also von Norden aus, setzte die erste deutsche Siedeltätigkeit im Havelland ein, und zwar noch zu Lebzeiten von Pribislaw-Heinrich (gest. 1150). In größerem Umfang konnte sie erst dreizehn Jahre später erfolgen, von Westen und Südwesten aus. Zumeist über Brandenburg und Rathenow kamen diese Siedler ins Land. Albrecht der Bär, dem das Havelland von Pribislaw-Heinrich wahrscheinlich testamentarisch zugesichert worden war, beherrschte dieses Gebiet nach dem Tode des Slavenfürsten nur kurze Zeit²¹. Noch 1150 war die Brandenburg von dem Slaven Jaczo besetzt worden, der von hier aus über den größten

Teil des Havellandes, mit Ausnahme des Rhingebietes, gebot. Eine deutsche Landnahme war in dieser Zeit nicht möglich. Albrecht der Bär hat die Brandenburg erst 1157 zurückgewinnen können. Jetzt setzte die zweite, wichtigste Siedlungsphase in diesem Gebiet ein. Gleichzeitig waren die Askanier bestrebt, die allodialen Herrschaften im nördlichen Havelland in ihre Gewalt zu bekommen. Die Ministerialen²², die sie zur Eroberung, Siedlung und Verwaltung des Landes heranzogen, unterschieden sich wesentlich von dem Adel, der im Rahmen des Wendekreuzzuges von 1147 Immunitäten am nördlichen Rand des Havellandes und in der Prignitz errichten konnte. Dieser askanische Adel, zu dem auch die Bredows zählen, stammte bis auf wenige Ausnahmen nicht mehr aus der Altmark, sondern aus Flandern, Westfalen und Franken; die genaue Herkunft läßt sich nur selten ermitteln. Die Bredows siedelten mit mehreren Stammverwandten im Havelland, wo sie, ausgehend von ihrem Stammsitz Bredow²³, einen größeren, zusammenhängenden Grundbesitz erwarben.

Der Adel, der im Rahmen der zweiten Eroberungs- und Siedlungsphase in das Havelland kam, hatte keinen Allodialbesitz; er wurde ohne Ausnahme Lehnsträger der Markgrafen von Brandenburg. Innerhalb dieses Adels bildeten sich zwei Schichten heraus: Ein Teil der Lehensträger wurde als Lokator in den Dörfern tätig, in denen er sich selbst niederließ. Einen nennenswerten Einfluß haben diese „Zaunjunker“ während des Mittelalters nicht erreichen können. Ein anderer, weniger großer Teil des Adels trat in den Hof-, Verwaltungs- und Militärdienst der Landesherrschaft. Dazu gehörten die Bredows, die als Vögte von Spandau und Rathenow ihr Grundeigentum und ihre Rechte erheblich erweitern konnten²⁴. Später, im 14. Jahrhundert, haben sie die markgräfliche Verpfändungspolitik genutzt, um in den Besitz von zwei der wichtigsten landesherrlichen Burgen zu gelangen. Bei der Belehnung mit Friesack (1335) gingen alle landesherrlichen Rechte an sie über, mit Ausnahme der Lehnuntertänigkeit der Ritterschaft dieses Ländchens, die ihnen später verbrieft wurde²⁵. In den folgenden Jahren haben die Bredows besonders intensiv die Ausschaltung der wittelsbachischen Räte, die aus Bayern stammten, betrieben. Auf diese Weise ist es ihnen noch gelungen, Burg und Stadt Kremmen zu erwerben, die der Markgraf von einem bayerischen Ritter auslöste²⁶. Außerdem haben die Bredows nach und nach mehrere Rechte und Abgaben in den Dörfern des Glin gekauft. Auch hier wird ihre Absicht deutlich, zur Schaffung eines eigenen Kerngebietes im Havelland auf jeden Besitz außerhalb dieses Raumes zu verzichten. Vom Friesacker Ländchen und vom Glin aus haben sie auf das Ländchen Bellin eingewirkt, das dem Bischof von Havelberg gehörte. Von ihm erhielten sie allmählich so viel Lehnsgut, daß sie eine direkte Verbindung zwischen den *terris* Friesack und Glin herstellen konnten. Damit hatten sie ihre Macht in diesem Gebiet weiter gefestigt²⁷.

Unter den Luxemburgern haben die Bredows ihr Grundeigentum und ihre Gerichtsbarkeit im Havelland nicht im gleichen Umfange vermehren können wie unter den Wittelsbachern; sie waren in dieser Zeit mehr darum bemüht, das Erworbene zu sichern. Dazu gehörte, daß sie Rechte und Abgaben in ihrem Kerngebiet erwarben, die bisher anderen Geschlechtern zugestanden hatten²⁸.

Nachdem sie sich auf diese Weise im Laufe der Zeit eine „Hausmacht“ geschaffen hatten, griffen sie mehr und mehr in die landesherrliche Politik ein. Lippold von Bredow auf Kremmen und Henning von Bredow, Bischof von Brandenburg, zählten als Verwandte, Partner und Gegner der Quitzows zu den einflußreich-

sten Persönlichkeiten ihrer Zeit im Bereich der Mark. Sie und die ihnen nachfolgenden Generationen in ihrer unmittelbaren Umgebung darzustellen, e x e m p l a r i s c h für die brandenburgisch-preußische Geschichte, hat Fontane besonders gereizt, und so stellt er dem Entwurf zur Einleitung seines Bredow/Friesack-Fragments den Satz voran: *Im Herzen von Mark Brandenburg liegt das Havelland und im Herzen des Havellandes liegt das Ländchen Friesack. Ein Kern im Kern*²⁹.

Die Absicht, eine Geschichte des Ländchens Friesack zu schreiben, hatte Fontane ursprünglich gefaßt, als er für die „Wanderungen“ den Band „Havelland“ konzipierte. *Ich werde es nach der alten Landeseinteilung behandeln und in größeren Abschnitten den G l i n , wo das herrliche Vehlefanze die Hauptstadt ist, den F r i e s a c k , mit der Hauptstadt Friesack und zuletzt auch das Ländchen B e l l i n mit der Hauptstadt Fehrbellin vorführen . . .*³⁰. In dieser Form ist der Plan nicht zur Ausführung gelangt, die Absicht jedoch, eine Geschichte der Bredows auf Friesack zu schreiben, wurde nicht vergessen. *So vergingen drei Jahrzehnte, bis ich 89 die Sehnsucht mit einem Male wieder wach werden fühlte*³¹. Fontane ging daran, den Stoff für sein Vorhaben zu sammeln, möglichst wenig Quellen im strengen Sinne, die verhaßten Klassiker der märkischen Historiographie konnte er nicht ganz umgehen: *. . . ich hatte mich an die Lektüre der bekannten märkischen Schmöcker (Fidicin, Berghaus usw.) herangemacht und habe mich dabei zu lange ‚verweilt‘. Ich wollte durchaus ‚was finden, aber dies mißlang, und so suchte ich immer weiter. Solche Bücher gibt es nur in Deutschland, und das heißt dann ‚Geschichtsschreibung‘, die ganze Ledernheit hiesiger Menschheit tritt auch darin hervor*³². Freunde und Bekannte bat er um Hilfe. *Gibt es wohl nun Bücher, Monographien (nicht lederne, sondern leidlich lebendige), die darüber berichten? Was ich in Fidicin und Berghaus gefunden, ist tödlich. Es mag die Hufenangabe, die Fischereigerechtigkeit und ähnliches seine Wichtigkeit haben, nur nicht literarisch, nur nicht für den modernen gebildeten Menschen . . . Wenn Büsching auf seiner Reise nach Kyritz aus dem Postwagen raussieht und fünf Zeilen über den Urwaldcharakter des Zootenwaldes schreibt, so ist das, wie wenn ich von meinem Arbeitstisch aus die Sahara, die Pampas oder die Prärie beschreibe, lauter öde Redensarten mit einem Tuareg oder Botokuden oder Sioux dazwischen. All so was hilft mir nicht*³³. Soweit Fontane Schriftliches für seine Materialsammlung benötigte, hat er anderes bevorzugt. *Sonderbar, ich habe den meisten Vorteil immer aus unbekannten kleinen Broschüren gezogen, die, von einem Nichtschriftsteller geschrieben, in Rhinow oder Rathe-now, Preis 50 Pf., erschienen waren.*

Wichtiger noch als jede schriftliche Überlieferung in Quellen und Darstellungen war für Fontane die persönliche Begegnung mit Menschen und Dingen, und das, was sie ihm zu erzählen hatten. Wieder bittet er Freunde und Bekannte um Hilfe: *Gibt es in der Stadt Friesack oder auf einem der in der Nähe gelegenen Dörfer einen Geistlichen oder Lehrer oder wildgewordenen Forst- oder Steuerassistenten, der sich mit solchen Dingen beschäftigt und einem Anekdoten und Schnurren, Legenden und Lügen erzählen kann? Letztere ganz besonders willkommen, weil sie meist das Interessanteste sind*³⁴. Besondere Hoffnung setzte Fontane auf die historisch interessierten Pastoren. *Alle havelländischen Pfarrhäuser und nun gar, wenn sie dem Ländchen Friesack angehören oder angrenzen, sind mir doppelt lieb und wert und wichtig geworden, seit ich an den Plan einer Bredowgeschichte herangetreten bin. Denn wenn alle Stränge reißen, würde ich den Versuch machen, der Geschichte*

von der Pfarrhausseite her und mit Hilfe des Pfarrhauses beizukommen, und ihre Hilfe würde mir dabei unschätzbar sein. Wie man sich in Italien als deutscher ‚pittore‘ früher von Kloster zu Kloster durchfraß, so würde ich an ihrer Hand im Havellande vielleicht von Pfarrhaus zu Pfarrhaus wandern können und schließlich mit Beharrlichkeit und Mühe meinen Bredowstoff zusammenkratzen¹⁸.

Dies alles reichte natürlich nicht aus, um das Buch seiner besonderen Sehnsucht³⁴ zu schreiben. Deshalb entschloß er sich eine Quelle anzubohren, die reicher zu sprudeln versprach: 1889 erfüllte sich mir ein lang gehegter Wunsch, der Wunsch einer Annäherung an die alte Familie der Bredows¹⁷. Ende Mai konnte Fontane seiner Tochter Mete mitteilen: *Morgen will ich nun zu Herrn v. Bredow auf Landin ins Havelland und von diesem Hauptquartier aus meine Fahrten auf die Bredowgüter (ungefähr 20) antreten. Ich will froh sein, wenn ich das alles in einer Woche bezwingen kann; wahrscheinlich dauert es länger, da jeder Einzelbesuch doch meist von einem Dejeuner usw. begleitet ist, wo dann halbe Tage hingehen, ohne daß von meinem eigentlichen Zweck auch nur die Rede ist*³⁵. Aus zeitlichen Gründen wollte sich Fontane zunächst die Friesacker Linie vornehmen, um dann später, vielleicht im September, die Bredow-Bredower Linie aufzusuchen. *Das Einschlagen auf einmal wäre mir natürlich lieber, denn dies Vorfahren von einer Schloßrampe auf die andere hat für einen 70er doch sein Unbequemes. Dabei ist das Schriftstellermetier und der Zweck, zu dem man kommt, mehr oder weniger verdächtig. Die Reise hielt nicht, was er sich von ihr versprochen hatte; er fühlte den Zweck seines Kommens mißdeutet und glaubte Mißtrauen zu spüren: Was will er eigentlich? Da steckt gewiß ’was dahinter. Solch’ Berliner Skribifax kann sich doch nicht für unsere Schafställe interessieren. Kunst? Bilder? Inschriften? Kunst gibt es hier nicht und um das Bild von Tante Rosalie mit ihrer weißen Tüllhaube kann er doch unmöglich kommen. Die märkischen Edelleute sind sehr gute Menschen, aber sie haben doch den allgemeinen märkischen Zug des Argwohns, der Nüchternheit und des Nichtbegreifen-Könnens eines reinlichen, über den äußerlichen Gewinn und Vorteil hinausgehenden Wollens. Trotzdem versuchte er es nach diesem Fehlschlag noch einmal. Im September nehme ich meine havelländischen Fahrten wieder auf und gehe nach Bredow . . .*³⁶. Doch auch hier erreicht er sein Ziel nicht. Dem Tagebuch vertraut er an: *Man empfängt mich gastlich, dennoch nehme ich wahr, daß ich mehr eine Störung als eine besondere Freude bin, so daß ich nach anderthalbtägigem Aufenthalt meinen Rückzug antrete. Ich werde nun die Bredowarbeit auf das Ländchen Friesack beschränken. Aber auch den Bekannten, wie dem Pastor Jacobi in Kriele, teilt er seine Enttäuschung mit. Alle waren artig, liebenswürdig, verbindlich, aber es mischte sich etwas von Verlegenheit mit ein, und der Totalindruck war der einer gewissen Fläue*¹⁴. Fontane schien zu resignieren. *Meine Friesackarbeit gebe ich auf; es ist etwas zu Zeitraubendes und das sich Einlogieren auf den Edelhöfen hat mit beinahe 72 doch sein Mißliches und Genierliches*³⁷.

Teile der Arbeit waren schon ausgeführt, und sein Verleger stellte einen Vorabdruck in Aussicht, doch Fontane konnte sich nicht dazu entschließen. *Von den Bredows sollen Sie die wunderschönsten Stücke kriegen, aber ich kann den Braten nicht anschneiden, wo er sozusagen dem Ochsen noch auf dem Leibe sitzt . . . Verzettele ich mich vorher, so wird das Buch, das doch schließlich die Hauptsache bleibt, schlecht. Ich will also erst alles fertig machen und dann aussuchen und verteilen. Das dauert aber noch lange*³⁸. Doch wieder geriet die Arbeit ins Stocken. *Leider — ich sage ganz aufrichtig leider — ist die ganze Geschichte in Schwanken*

und Unsicherheit geraten, da man mich nach meinem Jubelfeste³⁹ selber zu einer kleinen Größe aufgepufft hat und nun auch von mir etwas wissen will. Mit andern Worten, ich soll durchaus eine Autobiographie schreiben, und mir sind darauf hin pekuniär sehr günstige Anerbietungen gemacht worden ...¹⁸. Dann entschloß sich Fontane das Werk ganz aufzugeben. Warum nichts daraus geworden? Die ganze Sache — dies dürfen Sie aber nicht weiter ausplaudern — bedeutete meinerseits ein kolossales Geldopfer. Ich hätte (in Blättern, von denen der Schriftsteller lebt, nicht von seinen Büchern) keine Leser und keine Honorare gefunden ... es hätte mich glücklich gemacht, das von mir intendierte Buch schreiben zu können. Mir lag ganz ungemein daran, denn ich wollte nicht bloß meinen märkischen Landsleuten, sondern — so anspruchsvoll es klingt — der ganzen Welt zeigen, wie man das eigentlich machen muß¹⁴.

Kurz vor seinem Tode hat es dann Fontane noch einmal gepackt; der alte Groll schien verfliegen und so ist er noch bis in die letzten Tage seines Lebens hinein damit beschäftigt, die Bredow-Arbeit abzuschließen. Während er sich früher mehr auf die Darstellung des Ländchens Friesack konzentriert hatte, stehen nun eindeutig die Bredows im Vordergrund des Interesses. Materialgrundlage ist die Familiengeschichte Friedrich Wilhelms von Bredow⁴⁰. Teil I/1 dieser Monographie, die mit eigenhändigen Marginalien Fontanes versehen dem im Nachlaß aufgefundenen Bredow/Friesack-Konvolut beigelegt war, enthält eine historische Einleitung, in der die Herkunft der Familie und ihre Verzweigung in der Mark behandelt wird. Teil I/2 umfaßt die Geschichte des Hauses Friesack, der noch bestehenden ältesten Linie des Geschlechts, Teil II behandelt den Kremmenschen Zweig. Dem Hauptteil des Werkes, einer biographischen Stemmographie, folgt eine Zusammenstellung des Grundbesitzes, den pfandweise erworbenen ausgenommen, die jedoch für das Mittelalter lückenhaft ist. Dies erklärt sich aus der Tatsache, daß nur wenig Material aus dem Familienarchiv zur Verfügung stand, da viele Akten und Urkunden, die im Besitz des Hauses Rheinsberg-Kremmen waren, im Siebenjährigen Krieg verbrannt sind. Teil III der Monographie behandelt die Bredow-Linie.

Die genealogisch-chronologischen Notizen und Skizzen Fontanes sind teils wörtliche, teils sinngemäße Auszüge dieser Familiengeschichte. Daneben hat er die Sehenswürdigkeiten der Bredowschen Besitzungen so gewissenhaft beschrieben, daß die vorliegenden Entwürfe den fehlenden Band der Bau- und Kunstdenkmäler Osthavellands wenigstens teilweise ersetzen könnten. Doch ist es ihm nicht gelungen, seine reiche Stoffsammlung umzusetzen in eine geschlossene und überzeugende Abhandlung. Soweit das bunt zusammengewürfelte Material und die ausgeführten Fragmente ein Urteil überhaupt zulassen, darf festgestellt werden, daß Fontane seine Absicht, eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Landes- und Kulturgeschichte des Friesacker Ländchens und der Bredows zu schreiben, nicht näher kam. Dies wird auch ein Grund dafür gewesen sein, die Arbeit daran wiederholt einzustellen. Sein Ehrgeiz, das ersehnte Ziel doch noch zu erreichen, Geschichte in zeitgenössischen Bildern einem breiten Publikum lebendig darzustellen, hat ihn immer wieder zu neuen Versuchen bewogen, die angemessene Form der Darstellung zu finden. Die Hauptsache ist, daß ich ... eine gut gegliederte Einteilung finde, so daß die Kapitelüberschriften immer einen deutlich sprechenden historischen Hintergrund geben, der nun beiträgt, die Gestalten, auch wenn nicht allzuviel mit ihnen los ist, zu beleben⁴¹. Zwei Gliederungen hat er ver-

sucht. Zunächst wollte er chronologisch verfahren, indem er die Regierungszeiten der brandenburgischen Markgrafen zugrunde legte, dann beabsichtigte er hervorragende Persönlichkeiten der Bredow-Familie in den Vordergrund zu rücken. Beide Möglichkeiten hat er verworfen und so ist Fontane schließlich auch an der Form gescheitert, weil er dem Vorbild der „Wanderungen“ und der „Fünf Schlösser“ folgte, kleine Episoden ohne übergreifenden Zusammenhang aneinanderzureihen. Das Bredowbuch erforderte eine Form aus einem Guß, einen roten Faden, den er nicht fand. Aber auch die Quellengrundlage war zu schmal. Wo er, wie in seiner Quitzow-Geschichte, die zeitgenössischen Quellen befragte, kam er zu hervorragenden Ergebnissen. In seiner Bredow-Arbeit geht er den anderen Weg, die geschichtliche Vergangenheit aus der unmittelbaren Gegenwart verstehen zu wollen. Durch Vernachlässigung des Quellenstudiums ist sein historisches Urteil hier getrübt, es reflektiert nur ein volkstümliches Geschichtsbild, das aus mündlich tradierten Sagen und Anekdoten, aus Reiseberichten und -erlebnissen, aus Gesprächen und Briefen resultierte und nicht die ganze Breite historischer Quellen umfaßte, und das er ergänzte und aufpolierte durch die Beschreibung von Herrnsitzen und Ortschaften sowie deren Kunstdenkmäler, um dann alles in den Rahmen der märkischen Landschaft und ihrer Menschen zu stellen. Und noch etwas kommt hinzu: Wie in seiner Dichtung, wo er das gesamte Bild einer Zeit veranschaulichen wollte und in Wirklichkeit nur einen Ausschnitt darstellte, verdeckte sein „heiteres Darüberstehen“ die Schattenseiten des Lebens: *Der Realismus wird ganz falsch aufgefaßt, wenn man annimmt, er sei mit der Häßlichkeit ein für allemal vermählt. Er wird erst ganz echt sein, wenn er sich umgekehrt mit der Schönheit vermählt und das nebenherlaufende Häßliche, das nun mal zum Leben gehört, verklärt hat*¹².

Dies alles führt zu dem Ergebnis, daß Fontanes historiographische Versuche „Geschichten“ geblieben sind, von eigentümlichen Reiz zwar, doch als Geschichtsschreibung im strengen Sinne können sie nicht gewertet werden.

Anmerkungen:

¹ Brief an Fontanes Frau, 2. 7. 1889. — Da es noch keine umfassende Ausgabe der Fontane-Briefe gibt, wurde nach folgenden Einzelausgaben zitiert:

Theodor Fontanes Briefe an seine Familie, hrsgg. von K. E. O. Fritsch. (= Gesammelte Werke, Serie 2, Bd. 6 und 7). Berlin 1905;

Theodor Fontane: Briefe. Zweite Sammlung, hrsgg. von Otto Pniower und Paul Schlenther (= Gesammelte Werke, Serie 2, Bd. 10 und 11). Berlin 1909;

Theodor Fontane: Briefe an die Freunde, letzte Auslese, hrsgg. von Friedrich Fontane und Hermann Fricke. 2 Bde, Berlin 1943;

Theodor Fontane: Briefe an Georg Friedländer, hrsgg. von Kurt Schreinert. Heidelberg 1954.

² Theodor Fontane: Sämtliche Werke, 4 Abteilungen. Hrsg. Walter Keitel. München: Hanser, 1962 ff. Frau Jenny Treibel, I. Abt., Bd. 4, S. 360 (künftig zitiert: H I 4, S. 360).

³ Brief an Friedrich Witte, 18. 10. 1852.

⁴ Vgl. Ernst-Lothar Reich: Theodor Fontane als Historiker. Diss. Innsbruck 1948. Maschsch. Bd. 2, S. 272.

⁵ Theodor Fontane: Der Stechlin. H I 5, S. 273 f.

⁶ Brief an Georg Friedlaender, 5. 4. 1897.

⁷ Brief an Mathilde von Rohr, 11. 8. 1878.

- ⁸ Theodor Fontane: Fünf Schlösser. H II 3, S. 73.
- ⁹ Adolph Friedrich Riedel: Codex diplomaticus Brandenburgensis. Berlin 1838. A II, S. 190 ff. — Ders.: Zehn Jahre aus der Geschichte der Ahnherrn des Preussischen Königshauses. Berlin 1851. — Ders.: Geschichte des Preussischen Königshauses. Berlin 1861, Teil 2.
- ¹⁰ Willy Hoppe: Die Quitzows. In: FBPG 43, 1930, S. 22 ff. Neudruck bei Hoppe: Die Mark Brandenburg, Wettin und Magdeburg. Köln/Graz 1965, S. 267.
- ¹¹ Georg Wilhelm von Raumer: Codex diplomaticus Brandenburgensis continuatus. Berlin/Stettin 1831, Teil 1, S. 35—42.
- ¹² Theodor Fontane: Fünf Schlösser. H II 3, S. 81.
- ¹³ Theodor Fontane: Causerien über Theater. Hrsg. Paul Schlenther. Bln. 1905², S. 265—270, bes. S. 270 (Fontanes Theaterkritik anlässlich der Uraufführung des Dramas „Die Quitzows“ von Ernst von Wildenbruch).
- ¹⁴ Brief an Heinrich Jacobi, 5. 1. 1895.
- ¹⁵ Theodor Fontane: Ländchen Friesack. H II 3, S. 666.
- ¹⁶ Brief an Ferdinand Meyer, 2. 7. 1889. — Fontane hat das Buch nicht vollenden können. Die Entwürfe wurden jetzt vollständig veröffentlicht in der Hanser-Ausgabe, 2. Abt., Bd. 3, S. 665—798, dazu Anmerkungen mit Bedeutungs- und Entstehungsgeschichte, S. 1178—1191. Dem Text liegt eine Maschinenabschrift Friedrich Fontanes zugrunde. Bis auf Reste, die sich im Schiller-Nationalmuseum, Marbach a.N., und im Fontane-Archiv Potsdam befinden, ist die Handschrift verschollen. Für die Edition übersehen wurde die Abschrift im Fontane-Archiv Potsdam; vgl. Theodor Fontane: Handschriften. Bestandsverzeichnis des Fontane-Archivs Potsdam, bearb. von Joachim Schöbeß, Potsdam 1962, S. 106: „Ländchen Friesack. Fragmentarische Aufzeichnungen aus dem Nachlaß. Maschsch. Abschr. 134 S., 4^o, Sign. Kca 1.“ Der erste Abschnitt der Entwürfe („Bei den Bredows“) wurde veröffentlicht in „Fontane damals und heute“, hrsgg. von Hans Ulrich Engel und Hans Joachim Schlott-Kotschote. Bln. 1958, S. 225 bis 227. Eine Übersicht mit Beispielen stellte Jurta Fürstena u.: Theodor Fontanes Ländchen Friesack, in: Brand. Jahrbücher 9, 1938, S. 55—63, zusammen. In Anlehnung an Fontanes Ländchen Friesack-Fragment entstand Henning von Koß: Das Ländchen Friesack und die Bredows. Kiel (1965). Koß gab außerdem einen Abriss der Bredow-Geschichte von der mittelalterlichen deutschen Ostbewegung bis in unsere Zeit: „Die Bredows in der Brandenburg-Preussischen und Deutschen Geschichte“ (Berlin 1961). Vgl. außerdem Theodor Fontane: An die Genealogen des Hauses Bredow. In: Der Bär 1880, S. 442, und dazu Friedrich Holtze: Erinnerungen an Theodor Fontane. In: Mitt VGB 43, 1926, bes. S. 74 f.
- ¹⁷ Theodor Fontane: Ländchen Friesack. H II 3, S. 665.
- ¹⁸ Brief an Heinrich Jacobi, 23. 1. 1890.
- ¹⁹ Eberhard Scholz: Die naturräumliche Gliederung Brandenburgs. Potsdam 1962, S. 52—62.
- ²⁰ Johannes Schultze: Der Wendenkreuzzug von 1147 und die Adelsherrschaften in Prignitz und Rhingebiet. In: JbGMOD 2, 1953, S. 95 ff.
- ²¹ Zu diesem Themenkreis nimmt ausführlich Stellung Hans-Dietrich Kahl: Slaven und Deutsche in der brandenburgischen Geschichte des 12. Jh. Köln/Graz 1964, 2 Bde.
- ²² G. Winter: Die Ministerialität in Brandenburg. München/Berlin 1922.
- ²³ Zur ersten Nennung der Bredows in der Mark vgl. Riedel A XI 4.
- ²⁴ Vgl. die Schuldverschreibung bei Riedel A VII 128.
- ²⁵ A VII 48 f.
- ²⁶ A VII 203.
- ²⁷ A VII 85 und 91 ff.
- ²⁸ Vgl. hierzu den Besitzstand, soweit er im Landbuch Karls IV. verzeichnet ist.
- ²⁹ Theodor Fontane: Ländchen Friesack. H II 3, S. 700.
- ³⁰ Brief an Fontanes Mutter, 29. 5. 1869.
- ³¹ Brief an Fontanes Frau, 11. 9. 1898.
- ³² Brief an Ferdinand Meyer, 17. 9. 1898. Dort auch das folgende Zitat.

- ³³ Brief an Albert Poppe, 12. 9. 1898.
- ³⁴ Theodor Fontane: Ländchen Friesack. H II 3, S. 667.
- ³⁵ Brief an Fontanes Tochter Mete, 26. 5. 1889. Daraus auch die folgenden Zitate.
- ³⁶ Theodor Fontane: Tagebuch 1889, unveröffentlicht, zitiert nach H II 3 Anm. S. 1179 f.
- ³⁷ Theodor Fontane: Tagebuch Mai 1891, unveröff., zitiert nach H II 3 Anm. S. 1180.
- ³⁸ Brief an Julius Rodenberg, 11. 6. 1889.
- ³⁹ Fontane meint seinen 70. Geburtstag.
- ⁴⁰ Friedrich Wilhelm von Bredow: Geschichte des Geschlechts von Bredow. 3 Bde., Halle 1872—1890 (Bd. 2: Das Haus Kremmen, wurde von G. A. v. Mülverstedt bearbeitet). Als Fortsetzung erschien Henning von Koss: Geschichte des Geschlechts von Bredow, Fortsetzung 1875—1966. Tübingen 1967 (Privatdruck).
- ⁴¹ Die Erörterungen über die Darstellungsform bei Fontane H II 3, S. 755—757.
- ⁴² Brief an Friedrich Stephany, 10. 10. 1889.

Aus der Geschichte des Tiergartens bei Altdöbern

Südlich bis westlich des Marktfleckens Altdöbern im Kreis Calau erstreckt sich auf den Endmoränen und Sandern des Niederlausitzer Landrückens ein ausgedehntes Waldgebiet. In seiner Mitte liegt westlich der Bahnstrecke Lübbenau—Kamenz und des Dörfchens Chransdorf der sogenannte Tiergarten, ein ehemaliges, ungefähr $2\frac{1}{2}$ mal 5 km großes umzäuntes Wildgehege, das im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts von Graf Heinrich v. Witzleben-Altdöbern angelegt worden war und bis 1945 bestanden hat. Über das Gebiet dieses eigentlichen Tiergartens hinaus werden hier noch einige weitere Waldteile im Osten und Norden einbegriffen. Unser Untersuchungsgebiet umfaßt somit im wesentlichen die alte Chransdorfer, die Lugker und die Rettchensdorfer Heide. Den größten Teil dieses ziemlich geschlossenen Komplexes bildet die Chransdorfer Heide, die spätere Gutsforst Chransdorf. Sie umfaßt fast die gesamte, rund 980 ha große Gemarkung dieses kleinen Dorfweilers, zu dem nur eine sehr geringfügige landwirtschaftliche Nutzfläche gehört. Westlich grenzt die ehemalige Lugker Heide an. Sie bildete bis zur Einrichtung des Tiergartens zum überwiegenden Teil die Gutsforst Lugk, die den ungefähr 430 ha großen Ostteil dieser Dorfgemarkung umfaßt. Rettchensdorf im Norden hat immer mit Neudöbern in Verbindung gestanden. Die den größten Teil der ursprünglichen Gemarkungsfläche einnehmende Rettchensdorfer Heide bildete den Hauptteil der Neudöberner Gutsforst. Für die Mitbehandlung dieses nicht zum eigentlichen Tiergarten gehörenden Waldgebietes sprach sowohl seine Lage und der spätere Übergang des Südtails an das Forstrevier Chransdorf wie auch die hier ganz entsprechend dem Chransdorf-Lugker Teil vorhandenen Jagennamen.

Unser in diese drei Dorf- bzw. Gutsgemarkungen gegliedertes Gebiet grenzt von Osten bis Südwesten an die Großjäuersche, die Woschkower, die Groß- und Kleinräschener und die Barziger Heide, im Nordwesten an die Lugker Bauernheide und die Liptener und Schöllnitzer Heide. Nur an wenigen Stellen stößt das Gebiet unmittelbar an offenes Land: im Norden und Nordosten an die Feldfluren von Rettchensdorf, Neudöbern und Altdöbern und im Westen an die Feldmark Lugk¹ mit den Acker- und Wiesenflächen der Lugkniederung.

Boden und Pflanzenwelt

Bei Altdöbern hat der Niederlausitzer Landrücken eine Breite von rd. 6 km. Von Nordwesten her kommend, biegt er im Bereich des Tiergartens in eine West-Ost-Richtung um. Im Nordosten grenzt er hier an kleinere Grundmoränenplatten und an das Staubecken von Altdöbern, im Südwesten an das ältere Staubecken des Lugk, beides feuchte und von zahlreichen Wasserläufen und Teichen durchsetzte Niederungen. Der Landrücken selbst, der die Wasserscheide zwischen Schwarzer Elster und Spree bildet, ist wasserarm. Nur hin und wieder gibt es einige kleinere feuchte Einsenkungen und Quellgebiete, in unserem Bereich vor allem bei Chransdorf. Hier entspringt in einer quelligen Rinne zwischen zwei Endmoränenzügen die zum Spreewald abfließende Kzschischoka (Krieschower Fließ)².

Den Kern des altdiluvialen (wartheiszeitlichen) Niederlausitzer Landrückens

bilden in unserem Bereich die Endmoränen der Bronkower und der Gollmitzer Staffel, welche zwei dicht aufeinanderfolgenden Stillstandslagen des nach Nordosten zurückweichenden Inlandeises entsprechen⁸. Sie erreichen in unserem Untersuchungsgebiet Meereshöhen zwischen 125 und 140 m und erheben sich damit rd. 25—65 m über die Talböden der angrenzenden Staubecken. Die Endmoränenzüge enthalten vielfach gut ausgeprägte Blockpackungen, deren Geschiebeinhalt zu einem großen Teil aus grauen silurischen Orthozerenkalken von Gotland besteht (vgl. Jagen 133). Im Untersuchungsgebiet waren die Gipfel der Endmoränenhügel früher von zahlreichen großen Findlingen gekrönt, von denen einige heute noch erhalten und als Naturdenkmale geschützt sind. Ansonsten bestehen die Endmoränen aus mittel- bis grobkörnigen, oft kiesigen oder steinigen Sanden von großer Durchlässigkeit. Lehmige Stellen treten an der Oberfläche nur kleinflächig in Erscheinung, doch finden sich in mehr oder weniger großer Tiefe stellenweise wasserstauende tertiäre Tone. Nach Süden hin schließen sich an die Endmoränenzüge meistens Sanderkegel an, die aus durchlässigen Sanden aufgebaut und sehr wasserarm und trocken sind. Ausgedehnte Sanderflächen gibt es unmittelbar südlich des Tiergartens in der Gr.- und Kl. Räscher Heide. An verschiedenen Stellen treten auch Dünen aus feinen und gleichförmigen Sanden in Erscheinung, z. B. in den Räscher und Woschkower Bergen (Jagen 99 u. 101) unmittelbar am Südrand des Tiergartens.

Zwischen den beiden Endmoränenstaffeln gibt es im Norden des Tiergartens einige kleine becken- und rinnenartige Einsenkungen mit Moorerde und Torfbildungen, so in der Gr. und Kl. Rollge (Jagen 143 u. 144) und der Lindchenwiese (Jagen 141).



*Blick über die
Lindchenwiese auf
die Chrandsdorfer
Kalkberge*

Die Vegetation unseres Untersuchungsgebietes wird wie die der südlichen Niederlausitz durch das Zusammentreffen von atlantisch-subatlantischen, kontinentalen und montanen Pflanzen und Pflanzengesellschaften gekennzeichnet. Die dominierende Waldgesellschaft der grundwasserfernen trockenen und armen Sandböden ist überall ein zwergstrauchreicher Kiefernwald mit vorherrschender Kiefer und eingesprengten Sand-Birken, Stiel-Eichen, Espen und Ebereschen. Seine Krautschicht wird vor allem durch Heidekraut, Preiselbeere, Schafschwingel und Schlängel-Schmiele bestimmt. Keulen-Bärlapp und Wintergrün-Arten

sind stellenweise nicht selten. Im Jagen 96 Barnasch fand sich auch der seltene kontinentale Sand-Tragant (*Astragalus arenarius*) und in seiner Nähe die Niedrige Schwarzwurzel (*Scorzonera humilis*). Auf den Schneisen wachsen oft reichlich Echter Ehrenpreis (*Veronica officinalis*), Borstgras (*Nardus stricta*), Katzenpfötchen (*Antennaria dioica*) und Kleiner Vogelfuß (*Ornithopus perpusillus*). Auf den Dünen am Südrand des Tiergartens kommt das osteuropäische und hier seine Westgrenze erreichende Blaue Schillergras (*Koeleria glauca*) vor. In der Umgebung der Kalkgruben bemerkten wir einige anspruchsvollere Arten wie Filz-Rosa (*Rosa tomentosa*), Behaarten Günsel (*Ajuga genevensis*), Wald-Platterbse (*Lathyrus silvestris*) und Mittleren Klee (*Trifolium medium*). An lehmigen Stellen der Endmoränen scheint es ehemals auch kleinflächige Ausbildungen eines trockenen Eichen-Birkenwaldes gegeben zu haben. An den Rändern feuchter Senken mit anmoorigen nährstoffarmen Böden haben sich verschiedentlich noch Reste eines feuchten Stieleichen-Birkenwaldes erhalten, so z. B. im Jagen 112 Fünfeichen. Sie enthalten reichlich Pfeifengras, Adlerfarn und Weiches Honiggras (*Holcus mollis*). Auf etwas quellzügigen feuchten Stellen gibt es natürliche Vorposten-Vorkommen der Fichte, so vor allem im Tannenbusch südlich von Chransdorf (Jagen 104) und an kleineren Stellen im Fichten- und Erlengrund (Jagen 139 u. 140) im Nordosten des Tiergartens. Im Tannenbusch, dessen alter Fichtenbestand 1947 abgeholzt worden ist, zeigt sich heute bereits wieder ein frohwüchsiger Jungwald aus Fichte, Kiefer, Sand- und Moor-Birke, Zitterpappel, Eberesche, Faulbaum (*Rhamnus frangula*), Stiel-Eiche und Erle, dessen Bodenvegetation sehr der des Stieleichen-Birkenwaldes ähnelt. Holla nennt in seiner Flora⁴ von hier noch weitere bemerkenswerte Arten wie Hirsch-Holunder (*Sambucus racemosa*), Alpen-Hexenkraut (*Circaea alpina*) und Sprossenden Bärlapp (*Lycopodium annotinum*), die wir nicht mehr gesehen haben, die aber vielleicht noch gefunden werden können. Dagegen stießen wir an einem Quellgraben im Erlen- und Fichtengrund auf den seltenen Rippenfarn (*Blechnum spicant*).

Eine interessante Vegetation haben vor über 100 Jahren die innerhalb des Tiergartens gelegenen kleinen Moore getragen. Von den Torfstichen bei den Chransdorfer Kalkbergen, wahrscheinlich die heutige Waldwiese im Jagen 112, wo einige Vertiefungen offenbar auf frühere Torfgewinnung zurückgehen, nennt Holla u. a. Arnika, Lungen-Enzian, Preußisches Laserkraut, Händelwurz und Simsenlilie (*Tofieldia calyculata*), eine in Brandenburg außerordentlich seltene und hier inzwischen ausgestorbene Kalkmoorpflanze. In der Rollge („Lugksche Rullje“) fand Holla Königsfarn, Trunkelbeere (*Vaccinium uliginosum*) und Moor-Gränke (*Andromeda polifolia*). Heute gibt es an ihren Rändern noch Fragmente von Feuchtheiden mit Glockenheide, Wald-Läusekraut und Rundbl. Sonnentau. Ansonsten ist die Vegetation dieser Moore durch Entwässerungen und Meliorationen aber stark verändert worden, sie tragen heute meist aufgelassene arme Waldwiesen mit Flachmoor- und Feuchtwiesenpflanzen.

Artenreichen Stieleichen-Hainbuchenwald hat es im Untersuchungsgebiet offensichtlich niemals gegeben. Diese Waldgesellschaft war im Altdöbener Becken einmal weit verbreitet und reichte in Ausläufern bis an den Nordostrand des Tiergarten, wo kleinere Relikte an der Kzschischoka westlich der Gattigmühle festgestellt werden konnten. Ein Restbestand dieses Waldes mit zahlreichen Arten nährstoffreicher Laubwälder ist u. a. noch im Rettchensdorfer Busch (Mordusch) unmittelbar nordöstlich des Dorfes erhalten⁵.

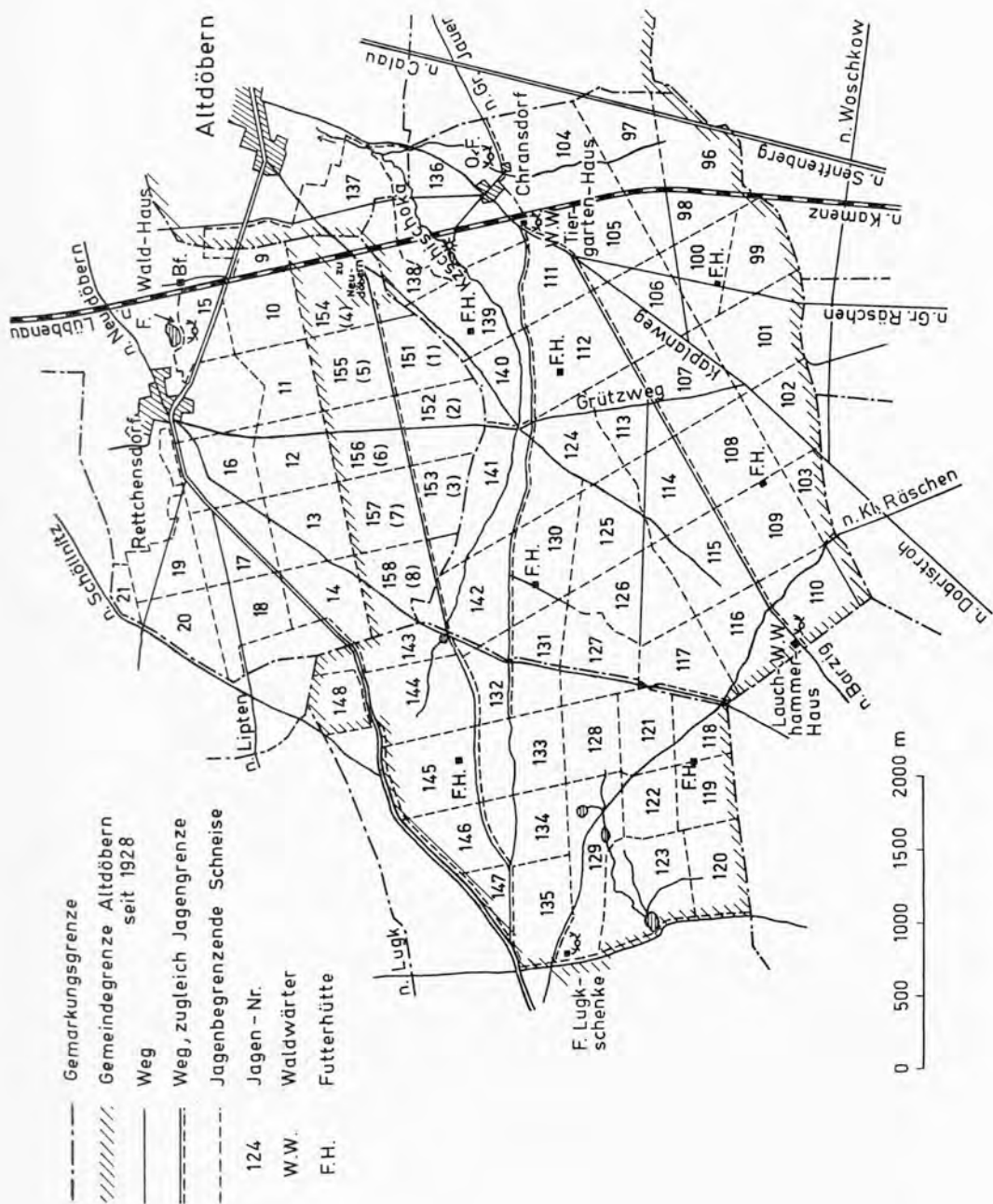
Besitzgeschichte

Die schriftliche Überlieferung setzt für die kleinen Niederlausitzer Gutsdörfer Chransdorf, Lugk und Rettchensdorf erst verhältnismäßig spät ein und beschränkt sich zunächst auf die Besitzverhältnisse. Wir stellen diese äußere Geschichte hier zusammen und verfolgen sie bis in die jüngere Vergangenheit.

Chransdorf (1502 Cranstorff, 1522 Kranßdorf) war zu Anfang des 16. Jahrhunderts aus v. Köckritz'schem Besitz zu Drebkau an die v. Zabeltitz verpfändet worden und gehörte später ganz dieser Familie⁶. Da das 12 km entfernte Dorf Brodtkowitz nordwestlich Drebkau dem gleichen Besitzwechsel unterlag und beide Dörfer, Chransdorf und Brodtkowitz, bis zum Ende der sächsischen Zeit 1815 nicht zum Calauer Kreis, sondern als abgelegene Exklaven zum Spremberger Kreis zählten, scheint dieses Verhältnis in dem Übergang an die v. Zabeltitz begründet zu sein. Im Jahre 1626 verkaufte Caspar v. Zabeltitz auf Illmersdorf (nw. Drebkau) Chransdorf wiederum an einen Zweig der Drebkauer Köckritz, der damals in Tranitz (ö. Cottbus), bald darauf in Koschendorf (n. Drebkau), später in Großjauer östlich Chransdorf und schließlich in Chransdorf selbst ansässig war. Das Gut blieb 150 Jahre in der Hand dieser Familie. Unter Charlotte Elisabeth Zucker geb. v. Köckritz kam Chransdorf 1776 zur Versteigerung und wurde Frau J. W. A. v. Berge in Lugk zugeschlagen. Sechs Jahre später fiel das Gut wieder an Großjauer, nämlich an die damals dort ansässige Familie v. Knoch. Durch Heirat der einzigen Tochter des letzten v. Knoch gelangte Chransdorf 1802 an die Grafen zu Lynar in Ogrosen (sö. Calau), 1842 durch Kauf an die Grafen v. Pourtalès (Ogrosen, später Laasow ö. Ogrosen). Von ihnen erwarb 1889 Graf Heinrich v. Witzleben-Altdöbern das Rittergut⁷, das schon unter v. Pourtalès in ein reines Forstgut umgewandelt worden war.

Die früheste bekannte urkundliche Erwähnung von Lugk fällt in das Jahr 1460. Damals und noch bis 1526 hatten die v. Köckritz zu Seese (n. Calau) das Dorf inne, das in der Folge einem überaus häufigen Besitzwechsel unterlag⁸. Lugk kam zunächst an die Inhaber der Herrschaft Lübbenau, v. d. Schulenburg, dann u. a. an die v. Minckwitz, die das Dorf noch 1604 besaßen. Im 17. Jahrhundert lösten sich nacheinander die Familien v. Löben, v. Klitzing, v. Bredow, v. Stutterheim, v. Lohs und v. Foelckersahm (bis 1694) im Besitz von Lugk ab. Ihnen folgten bis 1723 die v. Maltitz, dann, bis in die 1780er Jahre, die v. Berge, denen, wie erwähnt, für kurze Zeit auch Chransdorf gehörte; schließlich die v. Stammer und die v. d. Marwitz (noch 1838). Leider läßt sich gerade der spätere Besitzwechsel nicht genau ermitteln. Wir wissen nur durch die Angaben bei Berghaus, Riehl und Scheu, daß 1853 und noch 1860 Carl Kämpffe das Rittergut besaß, das nach O. E. Schmidt⁷ 1889, also im gleichen Jahre wie Chransdorf, an die „Herrschaft“ Altdöbern⁹ unter Graf v. Witzleben überging. In den folgenden Jahren richtete Witzleben im Hauptteil der beiden Gutsforsten den Tiergarten ein. Die gesamte Forst Altdöbern hatte 1912 eine Gesamtfläche von 3420 ha und umfaßte die sechs Reviere (Schutzbezirke) Illmersdorf (nw. Drebkau; 499,80 ha), Casel (708,49 ha), Reddern (376,55 ha), Muckwar (465,90 ha), Chransdorf (591,93 ha) und Lugk (777,83 ha), wovon also die beiden letzteren unser Untersuchungsgebiet umfassen.

Kurz vor dem ersten Weltkrieg mußte Graf Witzleben wegen ungünstiger Vermögensverhältnisse seinen Besitz aufgeben. Durch Übereinkommen vom 7. 2.



1914 wurde die Gutsherrschaft Altdöbern von der Landgesellschaft „Eigene Scholle“ erworben, und zwar in der Form, daß die Forst für etwas mehr als 4 Millionen Mark an den Staat übergang, während die Gutsländereien von der Landgesellschaft übernommen wurden. Nach dem Übergang an den Staat wurde aus der Forst Altdöbern unter Beibehaltung ihrer bisherigen Gliederung die Staatsforst Reddern gebildet, die am 31. 3. 1919 eine Gesamtfläche von 3843,27 ha, davon 2980,8 ha Holzboden, aufwies.

Rettchensdorf im Norden unseres Gebietes scheint schon sehr früh an Neudöbern (nw. Altdöbern) gekommen zu sein, dessen älteste schriftliche Vorkommen nur den Rittersitz selbst nennen (1377 Peter Schaaff zu Neudöbern gegessen, 1447 „Steffan Czchickaw zur Nüwen Dobre“), so daß Rettchensdorf erst recht spät (1527) namentlich auftritt. Die Brüder Sigmund und Jeronimus v. Zieckau, die damals mit beiden Dörfern belehnt wurden, teilten ihren Besitz so unter sich, daß zu jedem Anteil auch ein Teil von „Rettchendorf“ gehörte. Die Teilung leitete einen häufigen Besitzwechsel ein⁷. Den Anteil Sigmunds erwarb nach 1570 Hans v. Dieskau auf Altdöbern, der ihn bald an die v. Wolffersdorf weiterveräußerte. Der andere Anteil (Hieronymus v. Z.) ging schon 1530 an die v. Kynast über, etwa 70 Jahre später an Kaspar v. Gersdorf, 1608 an die v. d. Drössel und 1627 an die Familie v. Promnitz. Diese scheint beide Anteile von Neudöbern wieder vereinigt zu haben, mußte die Güter aber 1657 denen v. Karaß auf Krossen, Kreis Luckau, überlassen. Es folgten im Besitz 1668 v. Ponickau und 1672 ein v. Metzradt, bis 1692 Florian Gottlob v. Thielau Neudöbern mit Rettchensdorf erwarb, dessen Nachkommen den Besitz zwei Jahrhunderte lang behaupteten. Als der letzte v. Thielau 1895 kinderlos starb, kamen die Güter an seinen Neffen Graf Wilhelm v. Pourtalès, in dessen Familie sie bis 1945 blieben. Der 186,61 ha große Südteil der Rettchensdorf-Neudöberner Gutsforst (Jagen 1—8) gelangte 1928 im Austausch gegen etwa gleichgroße Flächen des Forstreviers Muckwar (n. Altdöbern) an das Chransdorf-Lugker Staatsforstgebiet, wurde aber nicht in das umzäunte Tiergartengehege mit einbezogen.

Im Zusammenhang mit der Auflösung der Gutsbezirke in Preußen im gleichen Jahr 1928 wurden sowohl Chransdorf und der Lugker Anteil der Staatsforst Reddern wie auch der neuerworbene Teil der Neudöberner Gutsforst mit der Gemeinde Altdöbern vereinigt, zu der von unserem Untersuchungsgebiet bisher nur ein kleiner Zipfel, die Forstabteilung 137 Weinberge, gehört hatte. Die Staatsforst Reddern wurde im Jahre darauf aufgelöst und der Forst Grünhaus (s. Finsterwalde) eingegliedert. Neudöbern-Rettchensdorf ist heute in Schöllnitz eingemeindet.

Zur Siedlungs- und Landschaftsgeschichte

Flachgräberfelder im Jagen 136¹⁰ und im Jagen 9¹¹ nördlich von Chransdorf, ein Einzelfund nordwestlich der Lindchenwiese im Jagen 141 und ein Hügelgräberfeld bei Altdöbern¹⁰ lassen erkennen, daß die Randgebiete des Untersuchungsgebietes bereits zur Bronzezeit besiedelt waren. Inwieweit sich die damaligen Siedlungsflächen auch in den Bereich des heutigen Waldgebietes hinein erstreckten, läßt sich anhand der Fundlage nicht mit Sicherheit klären. Es dürfte aber gewiß sein, daß die neben dem Offenland verbliebenen Restwälder damals durch Holzentnahme, Weidegang und Brandrodung beeinflusst worden sind und auch als Jagdgebiete dienten.

Nach einer längeren Periode relativer Siedlungsleere setzte im Mittelalter eine neue

Siedlungswelle ein. Wie bereits A. Krenzlin¹² herausgestellt hat, ist der Niederlausitzer Landrücken (im weiteren Sinne) noch in mittel- und spätslawischer Zeit so gut wie unbesiedelt gewesen. Erst im Zuge der mittelalterlichen Kolonisation im 12. und 13. Jahrhundert wurde er nach und nach von den altbesiedelten Landschaften her erschlossen. An den vermutlich von den deutschen Grundherrschaften gesteuerten Ansiedlungsvorgängen waren, wie Orts- und Flurnamen sowie die Art der Keramik erkennen lassen, neben deutschen Siedlern in erheblichem Maße auch Slaven beteiligt. Während größere Anger- und Straßendörfer auf die randlichen Staubecken und Grundmoränenplatten beschränkt blieben, schoben sich entlang der Wasserläufe weilerartige Kleinsiedlungen bis in den Kern des Landrückens hinein vor. Zu diesem Typ der Siedlungen mit je 10 bis 12 Gehöften¹³ zählen auch die in unserem Gebiet gelegenen Orte Chransdorf und Retchensdorf. Auch das inmitten des heutigen Waldgebietes gelegene und später wüst gewordene Lindchen hat aller Wahrscheinlichkeit nach diesem Typ angehört. Dieses Dorf lag im Jagen 141 Lindchen (vgl. unten) am Rande einer kleinen Wiese, seine Gemarkung dürfte den Westteil der späteren Chransdorfer Heide umfaßt haben. Als es im späten Mittelalter verlassen wurde, sind seine Feldflächen wieder vollständig zu Wald geworden. Wir haben es also mit einer Totalwüstung im Sinne von Scharlau¹⁴ zu tun.

Am Ende der mittelalterlichen Siedlungsperiode war der Wald weit zurückgedrängt und fand sich offenbar nur noch auf ackerbaulich nicht nutzbaren hängigen oder besonders unfruchtbaren Standorten. Seitdem rückte der Wald nach und nach wieder vor. Aber noch im 18. Jahrhundert war das Offenland ausgedehnter als heute. Für das Untersuchungsgebiet können wir aus der um 1780 entstandenen sogenannten Kohlschen Karte¹⁵ folgende Einzelheiten entnehmen: Der Bereich des späteren Tiergarten war damals zum größten Teil bewaldet. Auf den Gemarkungen der angrenzenden Dörfer aber nahm der Wald stellenweise weit geringere Flächen ein als heute, so vor allem im Nordwesten im Bereich der späteren Lugker Bauernheide und der Liptener Heide. Auch auf der Gemarkung Chransdorf gab es damals mehr Offenland als in der Gegenwart. Wohl bis zum Dreißigjährigen Krieg hatte dieses Dorf 11 Bauern- und 3 Kossätenhöfe, deren Namen noch überliefert sind¹. Im 18. Jahrhundert waren davon nur noch 6 Kleinbesitzerstellen (Kossäten und Büdner) übrig. Wie stark der bäuerliche Anteil an der Gemarkung zurückgegangen war, ist am deutlichsten daran ersichtlich, daß der Gemeindebezirk Chransdorf nach der Separation um die Mitte des 19. Jahrhunderts nur 72 ha umfaßte, das sind ca. 7,5 % der Gesamtfläche.

Die Ausdehnung der landwirtschaftlichen Nutzfläche des Rittergutes Chransdorf läßt sich für das 18. Jahrhundert in großen Zügen anhand der ziemlich ausführlichen Taxationsakten von 1775 und der Kohlschen Karte erschließen. Als ältestes Chransdorfer Flurnamenverzeichnis ist die Liste der Ackerschläge von 1775 von besonderer Bedeutung und sei daher hier mitgeteilt:

- | | |
|-------------------------|-------------------------|
| 1. In der Rietzka | 7. In der Schmulinka |
| 2. Hinter die Buden | 8. In der Bresinka |
| 3. Hinter dem Weinberg | 9. Hinterm Tannen Pusch |
| 4. Hinterm Tannen Pusch | 10. Vor dem Dorffe |
| 5. Beym Vogelherd | 11. Am Weinberge |
| 6. Im Lugk | 12. Beym Teiche |

13. Das oberste Kron-Feld
14. In der Pasicke
15. In der Grobla
16. Das unterste Kron-Feld
17. Im Ländgen

18. Im neuen Felde
19. Hinter der Mühle
20. Bey der Mühle
21. An der Neudöbernschen Grenze

Aus diesen Unterlagen ist ersichtlich, daß das Ackerland im Ostteil der Gemarkung von der Neudöberner (Rettchensdorfer) Grenze im Norden bis zur Woschkower Grenze im Süden (vgl. 7 In der Schmulinka = Jagen 98 Smollenka) reichte. Auch die Dorfstelle der Wüstung Lindchen wurde damals beackert (17. Im Ländgen), wofür auch ausgeprägte Wölbäcker unter heutigem Wald sprechen, die auch weiter östlich an einigen Stellen anzutreffen sind. Insgesamt werden 1775 für das Rittergut Chransdorf 120 Dresdener Scheffel Aussaat an Ackerland angegeben. Zusammen mit dem wenigen Ackerland der Kossäten dürfte die Feldfläche Chransdorfs damals etwa 40 bis 45 ha betragen haben. Etwa ein Drittel dieser Fläche bestand aus Lehdungen, die nur alle sechs Jahre besät wurden. 1775 waren von der Gesamtfläche von 120 Scheffeln nur eine Fläche von 57 Scheffeln Aussaat bestellt, 63 Scheffel Landes lagen brach.

Die Taxation des Rittergutes Chransdorf unterrichtet uns auch über die Anbauverhältnisse in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Hauptfrucht war damals der Roggen, der mehr als die Hälfte der Anbaufläche einnahm. Meist wurde er als Winterkorn, seltener auch als Sommerkorn angebaut. Es folgten dann Buchweizen („Heidekorn“), dessen Aussaatmenge etwa ein Sechstel von der des Roggens betrug, sowie Hafer und etwas Gerste. Auf kleineren Flächen wurden ferner Erbsen, Linsen, Wicken, Hirse und Lein angebaut. Die Kartoffel fehlte 1775 noch gänzlich. Die Wiesenflächen wurden auf 12 „Kutschfuder“ Heu taxiert, daneben gab es „genüglihe Huthung“. Erwähnt sei noch, daß zum Rittergut Chransdorf damals auch 9 Teiche gehörten, von denen aber nur einer mit 16 Schock Fischen besetzt war, während sich die übrigen in schlechtem Zustand befanden.

An verschiedenen Punkten in der Umgebung des Tiergartens wurde ehemals auch Weinbau betrieben, so bei Rettchensdorf, Lugk, Altdöbern und Chransdorf. Der Chransdorfer Weinberg war 1775 „klein und in sehr schlechtem Zustand, dergestalt, daß kein Nutzen davon zu ziehen steht“, er ist offenbar bald danach eingegangen. In Altdöbern wurde der Weinbau noch bis 1829 betrieben¹⁰. Das ehemalige Winzerhaus hat noch über 100 Jahre gestanden und wurde erst 1967 abgerissen. Im 19. Jahrhundert, insbesondere nach der Separation, wurden die meisten ertragsschwachen und bisher nur extensiv genutzten Äcker und sandigen Triften aufgeforstet. Die Ackerflächen der Gemarkung Chransdorf verringerten sich seit 1820 vor allem im Westen und Süden des Ortes. Heute beschränkt sich das Chransdorfer Offenland auf wenige kleine Acker- und Wiesenstücke in unmittelbarer Umgebung des Dorfweilers. Auch die Gutsforst Neudöbern vergrößerte sich im vorigen Jahrhundert durch Ackeraufforstungen um rd. 100 ha¹¹, u. a. wurde damals das spätere Jagen 16 Rettchensdorfer Weinberg angeschont. Relativ konstant geblieben sind dagegen die Waldflächen auf der Gemarkung Lugk.

Von größeren Verkehrswegen wurde unser Untersuchungsgebiet nur am Rande berührt. Durch das Waldgebiet selbst führten lediglich Ortsverbindungswege zwischen den umliegenden Dörfern, wie z. B. der sogenannte Kaplanweg von Altdöbern nach Dobristroh (heute Freienhufen) im SW., dessen Kirche seit 1285

Filial von Altdöbern war, und der sogenannte Grützweg (vgl. Jagen 107 u. 12) zwischen Rettchensdorf und Großräschen, der sicherlich zu einer Grützmühle führte. In einer auffälligen Wegespinne im SO. des Jagens 141 Lindchen zeichnet sich offenbar die alte Wegeführung der Wüstung Lindchen ab. Am Westrand des Tiergarten führte die alte Straße von Calau nach Senftenberg entlang, die an ihr gelegene Lugkschänke am Westrand des Tiergarten wurde später zur Revierförsterei Lugk. Heutige Nachfolgerin dieses alten Straßenzugs ist die 1939 fertiggestellte Autobahn von Berlin nach Dresden. Den Ostrand unseres Gebietes berührte eine von Senftenberg über Großräschen und Altdöbern führende Poststraße. Sie wurde 1852-56 durch die in begradigter Linienführung erbaute Calauer Kreischaussee ersetzt. 1874 wurde die Bahnlinie Lübbenau—Calau—Senftenberg—Kamenz in Betrieb genommen, welche ebenfalls durch den Ostteil unseres Untersuchungsgebietes hindurchläuft. Später wurde noch der Weg von Altdöbern über Rettchensdorf nach Lugk, der die Nordgrenze des Tiergarten bildete, zur Chaussee ausgebaut. 1936 erfolgte schließlich die Anlage der Greifenhainer Kohlenbahn, welche die Zurücksetzung des Tiergartenzauns in der SO-Ecke um etwa 300 m erforderlich machte.

Der Wald und seine Nutzung

Wie anderswo in der Niederlausitz, so wurde auch in unserem Untersuchungsgebiet der Wald in früheren Zeiten in sehr vielfältiger Weise genutzt.

Im Vordergrund stand auch hier die Holznutzung. Ein großer Teil des entnommenen Holzes diente zur Deckung des Eigenbedarfs der betreffenden Gutsherrschaften und ihrer bäuerlichen Untertanen. Diese besaßen seit jeher das Recht, das benötigte Bau- und Brennholz unentgeltlich aus den gutherrlichen Waldungen zu beziehen. Erst bei der Separation im vorigen Jahrhundert wurden diese Gerechtsame abgelöst. Während die Holzungsberechtigten meist bestrebt waren, ihre Holzungsbefugnisse nach Kräften auszunutzen, waren die Gutsbesitzer in ihrem Interesse um Einschränkungen bemüht. Diese Gegensätze führten daher nicht selten zu Holzungsstreitigkeiten. So verklagte 1790 die Gemeinde Lugk ihre Gerichtsobrigkeit Johanne Elisabeth v. Stammer bei der Oberamtsregierung in Lübben, daß sie ihr die unentgeltliche Zuweisung von Brennholz sowie von Säulen und Stangen zu Veräunungen verweigere. Die Gemeinde führte aus, sie hätte seit undenklichen Zeiten von den vorigen Besitzern des Gutes Lugk derartiges Holz erhalten, so oft sie es benötigte. Die jetzige Besitzerin aber verweigere das und nehme schon in der Heide alle Zacken und Abraum hinweg und ihnen somit auch das Raff- und Leseholz. „Maaßen denn wir über Menschen Gedencken mit Äxten in die Heide gefahren, und daselbst Stämme, Wurtzeln, und trockene Hölztzer abgehauen, darbey uns noch jährlich das benötigte Brenn- und Backholz wie auch Bäume zu Krippen und Tröge, ingleichen Säulen und Stangen zu Veräunungen und Schwellen zu Gebäude unentgeltlich angewiesen worden . . .“. Die Gutsbesitzerin hingegen erwiderte, ihr sei niemals in den Sinn gekommen, ihren Untertanen die zu ihren Zäunen erforderlichen Säulen und Stangen zu verweigern, habe ihnen bereits zweimal Brennholz anweisen lassen und noch neulich am 21. Dezember für diesen Winter jedem einen Baum versprochen und habe allen insgesamt die Erlaubnis gegeben, „die in der Heide befindlichen Stämme, welche bekanntermaßen das beste Brennholz geben, sich auszuroden, welches jedoch nach vorheriger Anmeldung bei mir und meinem Jäger, und in

deßen Gegenwart geschehen müsse.“ Frau v. Stammer gab weiterhin an, sie habe ihren Untertanen auch nie das Raff- und Leseholz wegnehmen lassen, sondern bloß den Gebrauch der Axt in der Heide in des Jägers Abwesenheit bei einem neuen Schock Strafe bereits im vorigen Jahre gerichtlich untersagen lassen. Sie würde das auch in Zukunft nicht gestatten, „weil außerdem dieselbe gar bald ruiniret und für die Nachkommen gar schlecht gesorget, dadurch aber dem höchsten landesherrlichen zur Conservirung der Wälder ergangenen Mandatum entgegen gehandelt werden würde“. Am 14. September aber beklagte sich die Gemeinde von neuem, daß Frau v. Stammer das Holz noch immer nicht angewiesen habe und sogar das Brennholz so kärglich habe anweisen lassen, daß einige von ihnen nur 40 oder einige mehr Scheite erhalten hätten, welches aber nicht zum Backen, geschweige denn zur Heizung ausreichend sei. Hierauf entgegnete Frau v. Stammer, diese Klagen wären wahrheitswidrig und bloße Quengelei. Der jetzige Gutsförster Johann Christoph Mundo, seit 25 Jahren „Refier Jäger“ in Lugk, und sein Vorgänger Martin Schmidt sagten eidlisch aus, die Untertanen hätten jährlich jeder einen Baum zu ungefähr 1 Klafter 6/4 elliges Holz als Brennholz bekommen, ebenso Bau- und Schirrh Holz und Holz zu Zäunen und Säulen und sich auch stets Raff- und Leseholz holen dürfen. Die Gemeinde hätte niemals Holz zu kaufen brauchen. „Wenn sie aber ihre sämtlichen Felder verzäunen wollten, wo es nicht nötig wäre, als zum Beispiel bei dem Lugke, so würde die hiesige Heide nicht hinreichend seyn um hinlänglich Stangen zu Vermachungen zu liefern.“ Schließlich kam es am 13. 12. 1791 zu einem Vergleich. Frau v. Stammer versprach, der Gemeinde Lugk das benötigte Brenn-, Back- und Schirrh Holz, Stangen und Säulen zu Zäunen, Holz zu Krippen, Trögen und Latten, unentgeltlich in ihrer Heide anzuweisen, auch ihnen das freie Holen von Raff- und Leseholz zu gestatten, unter der Bedingung, daß die Anweisung durch ihren Jäger geschehe und daß sich die Untertanen keineswegs anmaßen, das Holz ohne ihre Erlaubnis und ohne Aufsicht des Gutsförsters allein zu beschaffen und daß sie sich beim Holen des Raff- und Leseholzes keiner „Waffe“ bedienen, ferner, daß sie Vorsorge treffen wolle, daß die Untertanen Raff- und Leseholz darin fänden und daß sie sich zum Ausroden der Stämme und Wurzeln einer Axt bedienen könnten.

Darüber hinaus wurde von den Waldbesitzern noch Holz verkauft. So erwarb z. B. um 1643 ein Einwohner von Woschkow für 6 Taler Tannenholz aus dem Tannenbusch „für 1 Stube“. 1782 hatten Altdöberner Einwohner in der Chransdorfer Heide Holz gekauft, bei dessen Abfuhr es zu Streitigkeiten kam. Im allgemeinen hielten sich diese Holzverkäufe aber in Grenzen, da infolge der zahlreichen Waldungen und der umfangreichen Holzgerechtsame der Umwohner die Nachfrage nach Holz meist recht gering blieb. War jedoch die Konjunktur günstig, so wurde oftmals mehr Holz verkauft, als es dem Walde zuträglich war. So hören wir 1657 von C. E. v. Karaß, der als Hauptgläubiger des inzwischen verstorbenen Joachim v. Promnitz seit 1649 auf dessen Gütern Neudöbern und Rettchensdorf saß, er habe umfangreiche Holzverkäufe getätigt und dadurch „die Heiden verwüestet“.

Eine große Rolle spielte, bevor sie ebenfalls bei den Separationen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts abgelöst wurde, die Waldweide. Nicht nur die Guts herrschaften ließen ihr Vieh im Walde weiden, auch ihre Untertanen besaßen in den Waldungen ihrer Gutsherrschaften umfangreiche Waldweidegerechtsame.

Die heidekrautreichen Kiefernwälder der trockenen Standorte kamen in der Hauptsache nur als Schafweide infrage. Alle Gutsbetriebe in der Umgebung besaßen eigene Schäfereien und umfangreiche Schafherden. Die Chransdorfer Schäferei lag unmittelbar am Ostrand der Chransdorfer Heide südwestlich von Chransdorf, die Lugker Schäferei nördlich des Lugk-Teiches unweit der Lugkschänke. 1775 waren auf dem Gute Chransdorf 141 Schafe vorhanden, 200 konnten gehalten werden. Nach Auffassung des v. Heineken auf Altdöbern hatte auch Altdöbern das Recht zur Schafweide in einem bestimmten Bezirk der Chransdorfer Heide zwischen Siegerts Mühle, Neudöberner Grenze, dem Lindchen, der Lugker Grenze, dem Barziger Weg und den Kalkbergen. Von seiten der Besitzer von Chransdorf wurde dieses Recht bestritten und es kam zu einem jahrelangen Rechtsstreit und zu handfesten Tätlichkeiten, als der Altdöberner Schäfer mit seiner Herde mit Gewalt aus der Chransdorfer Heide gewiesen wurde. Der Prozeß endete 1785 mit einem Vergleich, der dem v. Heineken untersagte, seine Schafe künftighin auf der Chransdorfer Heide weiden zu lassen.

Auf den grundwasserbeeinflussten, gebüsch- und grasreichen Standorten wurde auch Großvieh gehütet. Die Einwohner von Chransdorf hatten das Hutungsrecht im Tannenbusch. Die Hutung durfte jederzeit mit Ausnahme einer vierwöchigen Pause während der Vogelfangzeit ausgeübt werden. Auch um diese Gerechtsame kam es zu Streitigkeiten, als nämlich 1768 die Besitzerin des Gutes Chransdorf versuchte, der Gemeinde das Hüten im „Tannen Püschgen“ zu verbieten und das eingetriebene Vieh pfänden ließ⁶. Den Aussagen der betroffenen Chransdorfer Einwohner ist zu entnehmen, daß in diesem Waldstück vornehmlich Ochsen und Pferde gehütet wurden. An die frühere Waldweide erinnert u. a. auch der Name des Jagens 134 Ochsenweide im Lugker Teil. Bei der Taxierung des Gutes Chransdorf im Jahre 1775 wurde eine jährliche Einnahme von 150 fl. durch den Verkauf von Streu aus der Heide angegeben. Das läßt auf eine sehr umfangreiche Streunutzung zu dieser Zeit schließen, die in gleicher Weise sicher auch in den angrenzenden Waldungen durchgeführt worden ist. In der Rettchensdorfer Heide z. B. hatten die Untertanen das Recht, in den sogenannten „Streu-kabeln“ im Jagen 12 Streu zu harken¹⁷. Über andere Nebennutzungen erfahren wir nur relativ wenig. Um 1820 lag am Westrand der Lugker Heide ein Teerofen, über den es aber keine weiteren Nachrichten gibt. Auf frühere Pechgewin-

*Auf der Höhe
der Endmoräne
erinnern zahlreiche
Kalkgruben an
frühere Kalkstein-
gewinnung*



nung deutet offensichtlich auch der Forstortsname Smollenka hin. Neben der Teerbrennerei wurde auch Köhlerei betrieben. Im Westteil und z. T. auch im Süden der Chransdorfer Heide konnten ca. 30 alte Meilerstellen festgestellt werden (Näheres unten bei Jagen 117). Nach 1945 kam, wahrscheinlich um das bei dem Waldbrand von 1947 angefallene Brandholz verwerten zu können, die Köhlerei erneut in Gang, so in den Jagen 111, 137 und 140, ist aber bald wieder erloschen. Vogelfang im Tannenbusch wird um 1640 und 1768 erwähnt, an ihn erinnert auch der 1775 genannte Chransdorfer Flurname „Beym Vogelherd“. Vogelherde gab es ferner bei Rettchensdorf 1813¹⁸ und bei Lugk (Jagen 129 Vogelherd)! Einzelheiten sind jedoch nicht bekannt. Ebensowenig wissen wir Näheres über die seinerzeitige Gewinnung der Kalkgeschiebe auf den Kalkbergen¹⁹, deren Umfang sich lediglich an den zahlreichen bombentrichterähnlichen Kalkgruben ablesen läßt. Wahrscheinlich sind die geförderten Kalksteine gleich in der Nähe gebrannt und dazu Holz aus der Chransdorfer bzw. Lugker Heide genommen worden. Auch Ziegelbrennerei wurde betrieben, wozu als Rohstoff tertiäre Tone und als Brennmaterial ebenfalls Holz benutzt wurde. Bei den Resten des „Alten Ziegelofens“ in der Rettchensdorfer Heide in der Nähe der Lindchenwiese fand sich ein Stück eines Feierabendsteines mit dem beliebten Sonnenmuster (vgl. Jagen 153 Suhle und 158 Alter Ziegelofen). Bei Chransdorf gab es ferner eine Zeitlang eine Ofenfabrik (vgl. Jagen 136 Töpfereiberg).

Bei derartig umfangreichen und sicher auch recht unpfleglich durchgeführten Nutzungen verwundert es nicht, wenn der Waldzustand im 17. und 18. Jahrhundert vielfach ein recht trauriger war. Schon 1657 hören wir von umfangreichen Waldverwüstungen in der Neudöberner und Rettchensdorfer Heide. Die Chransdorfer Heide wurde bei einer eingehenden Besichtigung anlässlich der Taxation des Rittergutes Chransdorf 1775 „sehr devastiert befunden“, so daß diese Heide „obwohl es sonst ein ziemlicher Fleck Holzung ist, auch jährlich nach Anzeige des Sequesters Braun 150 fl. Streulings Nutzung davon genommen worden“, nicht höher als auf 1500 fl. taxiert wurde. Erst nach der Ablösung der waldschädigenden Gerechtsame und nach dem Übergang zu einer geregelten Bewirtschaftung im vorigen Jahrhundert besserten sich die Verhältnisse. Die vorher offenbar recht verlichteten Waldflächen schlossen sich durch systematische Neubegründungen wieder zu dichten Beständen zusammen. 1852 heißt es über die zu Chransdorf gehörenden, rd. 3000 Morgen großen Waldungen, sie wären „meist recht gut mit jungen Kiefern bestanden“. Chransdorf gehörte damals zum Rittergut Ogrosen. Die gesamten Forsten der Gutsherrschaft Ogrosen verteilten sich damals auf:

	2984,5 Morgen	1— 30jährige Kiefern
	1242,5 Morgen	30— 60jährige Kiefern
	409 Morgen	60— 80jährige Kiefern
	122 Morgen	80—100jährige Kiefern
	235 Morgen	junge Erlen
	47 Morgen	junge Birken
ca.	6 Morgen	junge Eichen
	100,5 Morgen	Blößen.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfolgte die Einteilung der Gutsforsten von Chransdorf, Lugk und Neudöbern in die noch heute bestehenden Jagen (Abteilungen). Eine besondere Förderung erfuhr der Tiergarten in der Witzlebenschen Zeit. Graf Witzleben verwendete viel Mühe auf seinen Wald. Er

verfaßte eigenhändig das Betriebswerk und ließ in die eintönigen Kiefernkulturen edle Laubhölzer, zum Teil sorgfältig eingebettet in einen Korb Gartenerde, einzeln einsprengen. 1912 konnte daher bei der Abschätzung der Forst Altdöbern vor dem Verkauf an den Staat der begutachtende Forstbeamte feststellen, daß der Wald einen wohlgepflegten Eindruck mache und keine Trocknis, keine Schälsschäden und keine Flugsandstellen vorhanden waren.

Mit dem Übergang in staatliche Bewirtschaftung wurde diese positive Entwicklung weiter fortgesetzt, wobei man freilich auch die Witzlebenschs Liebhaberei, das Einbringen edler Laubhölzer, in dieser Form nicht weiter fortsetzen konnte. Leider haben zwei große Waldbrände in den Jahren 1947 und 1964 weite Waldflächen verwüstet; diese Brandflächen sind inzwischen jedoch wieder sorgfältig aufgeforstet worden.

Das Forstpersonal

Erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts liegt die Bewirtschaftung der untersuchten Forsten in den Händen fachgemäß ausgebildeter Forstleute. Aber schon vorher hatten die einzelnen Gutsherrschaften zur Betreuung ihrer Waldungen bestimmte Personen angestellt, die jedoch mehr die Funktion von Forstaufsehern innehatten und daneben meist auch die Jagd auszuüben hatten. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts hielten und besoldeten die v. Carchesin als Mitbesitzer des Tannenbusches stets einen Chransdorfer Einwohner als Förster oder Buschwärter. Er hatte auch den Vogelfang im Tannenbusch auszuüben und die Greifenhainer Hofeleute zu beherbergen, wenn diese zum Holzhauen in Chransdorf waren. Heideläufer werden erstmalig 1657 für Neudöbern und 1771 für Chransdorf erwähnt, letzterer wird auch als Jäger bezeichnet. 1791 nannte sich sein Lugker Kollege „Refier Jäger“, dessen Vorgänger war jetzt „herrschaftlicher Berg-Winzer“. In Neudöbern ist 1813 der Jäger Christian Krämer erwähnt¹⁸.

Als erster fachlich ausgebildeter Forstmann tritt uns in Chransdorf unter dem Grafen Pourtalès der Oberförster Hollakowsky entgegen, der auch noch unter dem Grafen Witzleben, nunmehr für die gesamte Altdöberner Forst, im Dienst war. Sein Nachfolger war der Oberförster O. Loyke (Leuke). Als dieser 1897 schwer erkrankte, übernahm Adolf Ackermann, seit 1886 Revierförster in Casel, als Oberförster die Verwaltung der Forst. Nach dem Übergang in Staatsbesitz wurde zunächst der bisherige Forstassessor Orlowski, der auch die Abschätzung der Forst vorgenommen hatte, als Oberförster eingesetzt. Er wurde bei Beginn des 1. Weltkrieges eingezogen und fiel bald danach. Von 1914 bis 1929 wurde die Forst von dem schon genannten Oberförster Ackermann geleitet. Nach der Auflösung der Forst Reddern und ihrem Anschluß an die Forst Grünhaus blieb in Chransdorf weiterhin ein Oberförster stationiert, welcher die Reviere Casel, Reddern, Chransdorf und Lugk betreute. Inhaber dieser Stelle waren die Oberförster Kramer und Reis und zuletzt (seit mindestens 1937)²⁰ der Oberförster Hugo Rose.

Schon nach dem Übergang des Gutes Chransdorf an den Grafen Pourtalès auf Ogrosen 1842 war in Chransdorf ein massives Försterhaus im Schweizer Stil entstanden. Es diente bis 1914 und dann wieder seit 1929 als Sitz des Oberförsters und beherbergt heute die Revierförsterei Chransdorf des Staatlichen Forstwirtschaftsbetriebes Lübben. Am Westrand des Tiergartens entstand aus der ehemaligen Lugkschänke die Revierförsterei Lugk. Außerdem gab es seit den

90er Jahren die beiden Waldwärterhäuser Tiergartenhaus und Lauchhammerhaus am Wege nach Barzig am Eingang und Ausgang des Tiergartens. Die heutige Försterei Neudöbern im Jagen 15 bei Rettchensdorf ist laut Hausinschrift 1865 erbaut. Beim Übergang der Gräflisch Witzlebenschen Forst Altdöbern in Staatsbesitz legte man den Sitz der Oberförsterei in das Schloß Reddern; die bisherige Forst Altdöbern hieß daher seit 1914 Forst Reddern. Als das Schloß Reddern 1918 abbrannte⁷⁾, sind offenbar auch alle älteren Forstunterlagen zugrunde gegangen.

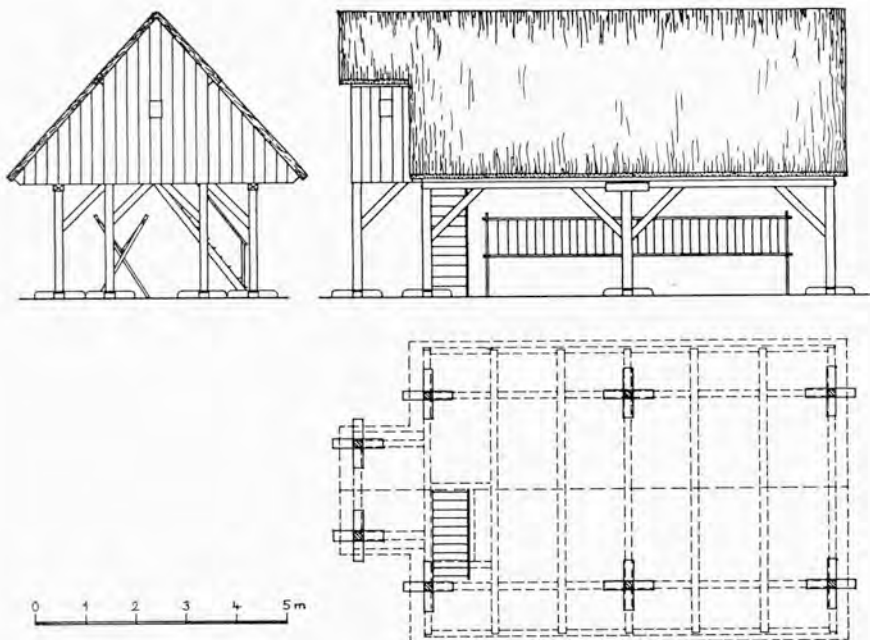
Der Tiergarten

Die Einrichtung des großen Wildgeheges durch Heinrich Graf von Witzleben-Altdöbern ist bald nach der Erwerbung von Chransdorf und Lugk in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts erfolgt. Einen genaueren Anhalt bietet die Jahreszahl 1898, die im Gebälk der Fichtengrund- und der Abgebrannte-Lugk-Fütterung angebracht war. Der Tiergarten nahm den größten Teil der beiden aneinandergrenzenden Gutsforsten ein; seine Größe dürfte annähernd 1200 ha = 12 Quadratkilometer betragen haben. Die Umzäunung, anfangs durch einen hohen Holzzaun, später durch einen großmaschigen Drahtzaun gebildet, lief im Osten an der Bahnstrecke Lübbenau—Kamenz entlang und folgte an der Südseite der Gemarkungsgrenze mit Woschkow, Groß- und Kleinräschen und Barzig. Auch im Westen und Norden war der Verlauf der Einfriedung im allgemeinen mit der Forstgrenze am Rande der Lugkniederung, an der Chaussee Lugk—Rettchensdorf und der Grenze mit Neudöbern—Rettchensdorf identisch. Außerhalb des Tiergartens verblieb hier das Jagen 148, weil jenseits der Chaussee gelegen, und im Nordosten an der Bahn die weitere Umgebung der Chransdorfer Mühle. Schonungen, Forstäcker u. dgl. innerhalb des Tiergartens waren besonders umzäunt.

Wo der Weg von Chransdorf nach Barzig (die „Barziger Linie“) die Einzäunung schneidet, wurde jeweils ein Wohnhaus mit Nebengebäuden und Garten für einen Waldwärter errichtet: am Eingang in den Tiergarten an der Westseite der Bahn das „Tiergartenhaus“, am Ausgang an der Barziger Grenze das „Lauchhammerhaus“ (vgl. Jagen 116 u. 117). Eine Schranke, die bei Fahrzeugverkehr vom Innern des Hauses aus betätigt werden konnte, und eine Tür für den Personenverkehr schlossen an beiden Durchgangsstellen den Tiergarten ab. Für die Benutzung der übrigen durch den Tiergarten führenden Ortsverbindungswege waren jeweils eine Tür und ein Tor eingebaut. Da, wo die Gestelle („Linien“) am Zaun endeten, befanden sich Überstiege.

Die Haltung eines ungewöhnlich reichen Wildbestandes war naturgemäß der Hauptzweck des Tiergartens. Die in der Wertberechnung der Herrschaftlichen Forst Altdöbern vom Jahre 1912 genannten Zahlen von 120 Stück Rotwild, 150 Stück Damwild und 900 Rehen dürften sich zum weit überwiegenden Teil auf den Tiergarten bezogen haben. Noch im zweiten Weltkrieg konnte man Rudel von 20 Stück und mehr, darunter oft einzelne weiße Tiere, beobachten, namentlich im Winter an den Futterstellen.

Insgesamt waren im Tiergarten ursprünglich sieben Futterplätze vorhanden: die Fütterungen an der Räscher Linie (Jg. 100), und an der Reuß-Linie (Jg. 109), die Fünfeichen- (Jg. 112), die Dachsbaul- (Jg. 119) und die Abgebrannte-Lugk-Fütterung (Jg. 130), eine Fütterung im Fichtengrund (Jg. 139) und die Vier-



Futterhütte im Tiergarten bei Altdöbern (Aufmaß Bönisch 1940)

eckhau-Fütterung (Jg. 145). Jede Futterstelle bestand aus 2 bis 4 in einheitlicher, naturverbundener Bauweise errichteter Gebäude. Die Hauptfutterhütte, 10 x 6 m im Grundriß bei 5,70 m Firsthöhe, bot im offenen Unterbau der 6 m langen und 1,60 m hohen Futterraufe für das Rot- und Damwild Platz. Auf 8 Holzpfeuern ruhte das schilfgedeckte, an den Giebeln verbretterte und zum Ausblick mit einem Vorbau versehene Dachgeschoß. Es diente als Heuboden. Das Heu konnte vom Wagen durch eine Tür im hinteren Giebel eingegabelt werden. Als Zugang von unten diente eine Treppe mit darüberbefindlicher Falltür im Zwischenboden, dessen Balkenlage einen Stangenholzbelag mit Lehmverstrich aufwies. Jede Fütterung hatte daneben einen Futterkeller für Rüben und Wildfrüchte mit fast auf dem Erdboden aufsitzendem Schilfdach, von einem Stangenholzzäunchen umgeben. Bei einigen Futterstellen waren außerdem 1 bis 2 kleine schilfdachgeschützte Raufen für das Rehwild vorhanden.

Der Tiergarten ist seit dem ersten Weltkrieg vom Staat in gleicher Weise unterhalten worden. Der Rotwild- und Rehbestand und insbesondere der Damwildbestand wurden weiter gepflegt. Unbedeutende Verkleinerungen der umzäunten Fläche wurden im Laufe der Zeit im Südosten und Nordwesten erforderlich. Die Achtergrund-Fütterung an der Räscher Linie ist schon zeitig eingegangen; sie ist schon auf der Ausgabe des Meßtischblattes von 1925 nicht mehr enthalten. Von der Fütterung an der Reuß-Linie existierte Ende der 30er Jahre nur noch der Futterkeller. Die anderen fünf Futterhütten, wie alle weiteren Einrichtungen des Tiergartens bis zum Ende des letzten Krieges gut instandgehalten, fielen mit

dem größten Teil des Wild- und Waldbestandes, der Einzäunung und auch dem Lauchhammergehöft den Kriegshandlungen und der Nachkriegszeit mit dem verheerenden Waldbrand im Sommer 1947 zum Opfer.

Die Forstortsnamen und ihre Bedeutung für die Wald- und Siedlungsgeschichte

Die Forstabteilungen tragen in unserem Gebiet außer der laufenden Nummer sämtlich auch einen Namen. In den Witzlebenschen Forsten sind Jagennamen schon vor der Erwerbung von Chrandsdorf und Lugk üblich gewesen. Das geht aus lithographierten Forstkarten von 1887 hervor, nach denen die Numerierung der Forstabteilungen bei Altdöbern begann (das Jagen 137 Weinberge trug damals die Nummer 2) und nach Osten bis zur Nr. 47 bei Illmersdorf (nw Drebkau) weiterlief. Für die neuen Forstreviere Lugk und Chrandsdorf wurden nach 1889 gleichartige Karten hergestellt, die ebenfalls schon die Jagennamen enthalten. Gleichzeitig erfolgte eine neue Numerierung, die nun mit dem Jagen Wolfsgarbe (unsere Nr. 148) als Nr. 1 bei Lugk einsetzte. Neue Karten wurden notwendig, als bald darauf nochmals neue Jagennummern eingeführt wurden, die nun, wie allgemein üblich, von Ost nach West liefen. Sie endeten jetzt bei Lugk, und zwar mit dem Jagen 85 Schlangengrund (später Nr. 120). Eine Aufteilung zu großer Jagen erforderte schließlich die vierte Numerierung, bei der auch eine Anzahl neuer Jagennamen eingeführt wurde. Da diese Nummern schon in den 1901 aufgenommenen Meßtischblättern enthalten sind, muß die letzte Neueinteilung gleichfalls noch vor oder um die Jahrhundertwende erfolgt sein. Seitdem sind nur noch geringfügige Änderungen eingetreten, nämlich etwa Ende der 20er Jahre die Verschiebung um eine Ziffer für die Jagen 124 bis 129 (vgl. Nr. 124) und — infolge Aufteilung des Jagens 146 — auch für die Abteilung 147 Wolfsgarbe, die seitdem die Nummer 148 trägt.

In der Neudöberner Forst (Rettchensdorf) bestehen außer den Jagennummern ebenfalls Jagennamen. Die ursprüngliche Einteilung scheint hier Bestand gehabt zu haben, wenn man davon absieht, daß durch den Tausch im Jahre 1928 die Jagennummern 1 bis 8 entfielen, an deren Stelle unter den gleichen Jagennamen die Nummern 151 bis 158 der Staatsforst traten.

Diese letzte Numerierung setzt mit dem Jagen 96 der Staatsforst in der Südostecke unseres Gebietes ein und führt nach Nr. 158 (8) noch bis zum Jagen 21 der ehemaligen Neudöberner Gutsforst weiter. Sie liegt der folgenden Zusammenstellung und Erläuterung der Jagennamen zugrunde. Der der Nummer und dem Namen beigegebene Buchstabe gibt die Gemarkung an (A = Altdöbern, C = Chrandsdorf, L = Lugk, R = Rettchensdorf).

Auf wald- oder siedlungsgeschichtlich unbedeutendere und allgemeinere Namen (wie z. B. Hirschgrund, Langeweile, Weidmannsruhe) ist nicht näher eingegangen.

96 Barnasch

C

Barnasch, nso. Kurzform zu Bernhard, ist der Hofname einer Gärtnerstelle im angrenzenden Dorf Woschkow (1690: Barnaschs Garten zwischen Heliza und Kokot gelegen; 1692: George Holiza — Hanns Bernhardt — Martin Kokot; um 1850: Hölzta — Barnasch — Kockert). Im Altdöberner Kirchenbuch findet sich der folgende Eintrag, der wohl mit dem Forstort Barnasch in Verbindung zu bringen ist: „Anno 1660 den 13. Mai ist Martin Barnasch von Woschkow, ein frommer und gottesfürchtiger junger Gesell (welcher im Haupte etwas irre geworden und wohl an die 14 Tage herumgelaufen) auf dem Crans-

dorfischen Felde todtgefunden worden. ... Die Gemeinde daselbst hat die Leiche ohne Klang und Gesang aufgehoben und auf demselbigen Platze in eine Grube geworfen und verscharrt. Ich habe der Gemeinde solches ernstlich verwiesen, daß sie mit ihrem Grenz-Nachbar und Mitgließe unserer Kirche so lüderlich verfahren. Gaben vor, sie hätten ihn nicht gekannt, welches erlogen ist ... Gott wird diese Blutschuld an den ungerechten Cransdorfern rächen. Amen.“²¹ — Die Endmoräne, die nordöstlich des Jagens 96 von der Straße Altdöbern—Großräschen überschritten wird, heißt heute im Volksmund „Barnaschberg“.

97 Schluchten C

Mit den „Schluchten“ dürfte der etwas zerschnittene Westabhang der Endmoräne im Nordosten des Jagen gemeint sein.

98 Smollenka C

1775 Ackerstücke „in der Schmulinka“. Zu nso. smoła, Pech; vgl. den Namen der Stadt Smolensk.

99 Woschkower Berge C

Die „Woschkower Berge“ sind ein Gebiet kleinformatiger Dünenkuppen, die sich noch weit nach Osten in die angrenzende Gemarkung Woschkow hinein erstrecken. Innerhalb der Abt. 99 gliedern sie sich in drei in OW-Richtung verlaufende Ketten, deren Kuppen bis zu etwa 134 m über NN erreichen. Auf einer dieser Kuppen nahe der Woschkower Grenze befand sich nach dem Ur-Meßtischblatt von 1846 ein „Belvedere“, wahrscheinlich ein kleiner Holz-Pavillon, zu dem ein Fußweg von Chransdorf aus hinführte.

100 Achtergrund C

Wahrscheinlich nach einem „Achter“ = Achterbock oder Achtender.

101 Räscher Berge C

Westliche Fortsetzung der „Woschkower Berge“ (vgl. Jagen 99), die sich nicht nur durch das Jagen 101, sondern auch durch 102, 103, 109 und 110 erstreckt. Die südlichste Kette dieses vielgliedrigen, kleinkuppigen Dünengeländes steigt unmittelbar aus dem Sandergebiet der Räscher Heide auf. Als markante natürliche Linie bildet sie seit dem Mittelalter die Gemarkungsgrenze zwischen Chransdorf und Groß- und Kleinräschen. Das Ödersche Kartenwerk von Kursachsen (1594)²² verzeichnet an der Grenze „berge mit weissen sandt“ sowie „eidel sandiche berge vnd einzle gestreicher“. Auch eine Großräscher Grenzbeschreibung von 1598 nennt die „hochste hohe“ der „Santberge“ als Grenze mit „Cranßdorff“.

102 Ochsen Schlag C

Der sterile Sandboden spricht nicht dafür, daß dieser Name an frühere Waldweide erinnert, wie es beim Jagen 134 Ochsenweide dagegen sicherlich der Fall ist. — Gehörte anfänglich zum Jagen Pferdeschlag (103), und ist wohl als Pendant zu diesem Namen gebildet.

103 Pferdeschlag C

Vgl. Jagen 102.

104 Tannenbusch C

Der Name läßt zunächst an einen Arealvorposten der Fichte (*Picea abies*) denken, die in der Niederlausitz gewöhnlich Tanne genannt wird und die hier bis 1946 einen zuletzt etwa 130jährigen Bestand bildete²³. In Prozeßakten über das Nutzungsrecht des Tannenbusches von 1657 bis 1674 wird neben dem Vorkommen der Fichte und Erle aber auch mehrmals ausdrücklich die Weißtanne (*Abies alba*) bezeugt, die damit hier die Nordgrenze ihrer natürlichen Verbreitung erreichte. Über den Unterschied zwischen Busch und Heide heißt es in dieser Akte treffend: „Eine Heyde bestehet hiesiger Landesart nach in solchen Bäumen, welche auff dem truckenen wachsen. Ein Pusch aber bestehet in solchen lebendigen Holze, so an wässerigen orten wächst.“

105 Kiesgrube C

Der namensgebende, jetzt verwachsene kleine Bodenaufschluß findet sich im Norden an der

Barziger Linie. — In der Nordostecke an der Bahn das „Tiergartenhaus“.

106 *Schweinestangen* C

Stangenholz mit Schwarzwildwechsel.

107 *Grützweghau* C

Da 2½ km weiter nördlich noch der Name „Am Grützweg“ (Jagen 12) vorkommt und durch beide Forstabteilungen der Heideweg von Großbräsen nach Rettchensdorf hindurchführt, ist der sonst nicht weiter belegte „Grützweg“ in diesem Weg zu sehen. Er führte sicherlich zu einer Grützmühle, und wurde vielleicht von den sogenannten „Plinzdörfern“ Gosda, Weißagk und Zwietow südlich Calau, die vorherrschend Heidekorn- (Buchweizen-)Anbau betrieben, als Anfahrtsweg zu dieser Mühle benutzt.

108 *Hirschgrund* C

109 *Fuchsbau* C

110 *Barziger Winkel* C

An Barzig grenzende SW-Ecke der Gemarkung Chransdorf.

111 *Ledung* C

Zu nso. lëdo, Brachland, wüster Acker.

112 *Fünfeichen* C

Namengebend ist eine alte Eiche nahe der NO-Ecke, die sich in fünf Stämme teilt. Weitere ältere Eichen als Rest eines früheren Stieleichen-Birkenwaldes am Ostrand der Waldwiese sowie bis 1947 bei der Fütterung mehr im Innern des Jagens. — Im Südteil erreichen die Chransdorfer Kalkberge (vgl. Jagen 133) mit etwas über 140 m ihren höchsten Punkt. Die Stelle trug 1946 ein trigonometrisches Signal, heute einen Feuerwachturm.

113 *Weidmannsruhe* C

Vgl. Jagen 124.

114 *Brunftplätze* C

Zu Brunft, Paarungszeit des Wildes.

115 *Kuhschlag* C

Vgl. Jagen 102.

116 *Wechselstangen* C

Stangenholz mit Wildwechseln. — Gehörte anfänglich zum Lauchhammerschlag (vgl. Jagen 117). In der SW-Ecke an der Barziger Grenze bis 1945 das „Lauchhammerhaus“.

117 *Lauchhammerschlag* C

Dieser Name, der ursprünglich auch für Jagen 116 galt (daher auch der Name Lauchhammerhaus für die ehemalige Waldwärterwohnung an der Barziger Linie), läßt sich nicht eindeutig erklären. Sicher dürfte sein, daß er sich auf das 1725 angelegte Eisenwerk Lauchhammer (17 km südwestlich) bezieht. Wahrscheinlich hat das Hammerwerk für seinen beträchtlichen Holzkohlenbedarf vor der Umstellung auf Steinkohle um 1870 den Holzbestand dieses Distriktes gekauft und vermealert. In der Festschrift „200 Jahre Lauchhammer. 1725—1925“ heißt es, daß die Entfernung der Verkohlungsplätze mit der Zeit immer größer wurde und schließlich 20 bis 30 km erreicht habe. Nun finden sich in diesem Jagen und in der weiteren Umgebung im Westen und Süden der Chransdorfer Heide etwa 30 Meilerstellen mit starker Holzkohlenanreicherung im Boden. Nur in verstreuten Einzelfällen sind es flache runde Aufwölbungen von etwa 10 m Durchmesser, während alle anderen in Gruppen zu 4 bis 6 dicht nebeneinanderliegen, einen Durchmesser von ca. 17 m aufweisen und vor allem durch je 5 bis 7 innerhalb dieses Kreises in OW-Richtung verlaufender deutlicher Furchen auffallen.

118 *Langeweile* L

Vgl. Jagen 121.

119 *Dachsbau* L

Der große und sicherlich sehr alte Bau (er war jedenfalls 1889 schon vorhanden) liegt nahe der Dachsbau-Linie im Norden am Südhang eines kleinen Bodeneinschnittes. Er ist noch heute bewohnt.

120 *Schlangengrund* L

Südlich des ehemaligen Großen Lugk-Teichs und am Rande der Lugk-Niederung. Der Name bezieht sich offenbar auf die Ringelnatter, die in diesem Biotop heimisch ist bzw. war.

121 *Sandberge* L

Umfaßte anfänglich auch das südlich anstoßende Jagen 118, das an der Barziger Grenze im Süden bis auf etwas über 130 m ansteigt.

122 *Wiesengrund* L

Neuerer Name, der sich auf die anstoßende Lugkteichwiese bezieht. Anfänglich zum Jagen Dachsbad (119) gehörig.

123 *Alter Lugk-Teich* L

Der Lugk-Teich, auf den topographischen Aufnahmen seit um 1820 „Großer Teich“ genannt, wurde zu Anfang der witzlebenschenschen Zeit abgelaufen und in Wiesengelände verwandelt.

124 *Weidmannsrube* C

Die Bildung dieses Jagens erfolgte erst in den 1920er Jahren. Der Teil südöstlich des alten direkten Weges von Altdöbern nach Barzig gehörte vorher zum Jagen 113 (daher der gleiche Name), und das etwa dreieckige Stück nordwestlich davon bildete das damalige Jagen 129 Kartoffelheide, benannt nach einem Forstacker im S-Teil.

125 *Totenhau* C

Über die Bedeutung des Namens fanden sich keine Anhaltspunkte. Im Süden von der schmalen Kette der Kalkgruben durchzogen (vgl. Jagen 133), nördlich davon ein Wasserloch, an dessen Rand sich einige mittelalterliche blaugraue Gefäßscherben fanden (ehemalige Tränke?).

126 *Kleine Schießbude* C

127 *Große Schießbude* C und L

128 *Hirschbäumigt* L

129 *Vogelherd* L

Erinnert an früheren Vogelfang. — Im Jagen der Kleine Teich und ehemals ein weiterer Teich (jetzt Waldwiese), der der „Tote-Teich-Linie“ im Osten den Namen gab. In der NW-Ecke, östlich der Revierförsterei Lugk, die aus der „Lugkschenke“ an der alten Straße Senftenberg—Calau hervorging, im 18. und Anfang des 19. Jhs. eine Schäferei (heute Walдарbeiterhäuser Waldfrieden), weiter östlich um 1820 ein Teerofen.

130 *Abgebrannter Lugk* C

Seit der Aufteilung des alten Jagens „Abgebrannter Lugk“ gilt der Name nur noch für diesen südlichen Teil, obwohl er offensichtlich dem N-Teil, der seitherigen Abt. 142 Hexenloch, zukommt, in der sich ein kleiner Kessel mit nassem Wiesenboden befindet.

131 *Schaußlerberg* C und L

Das Bestimmungswort nimmt auf den hohen Damwildbestand des Tiergartens Bezug. — In der SO-Spitze eine Roteichenanpflanzung, die den Namen Hausendorf-Eichen trägt.

132 *Bubenwinkel* L

133 *Kalkberge* L

Auf der Endmoräne des Lausitzer Landrückens zieht sich quer durch den alten Kreis Luckau ein Kalksteinvorkommen, das sich aber auch noch nach Osten hin bis in unser Gebiet erstreckt. Es berührt vor allem die Jagen 146, 133, 127 bis 125, 113 und 112. Die Lugker Kalkberge erreichen im Jagen 133 ihre höchste Erhebung (etwa 137 m über NN), die Chransdorfer Kalkberge im Jagen 112 mit etwas über 140 m. Von der früheren Kalkgewinnung zeugt die schmale Kette unregelmäßiger kleiner, meist trichterförmiger Gruben, die sich auf dem Kamm entlangzieht. In den alten Aufschlüssen finden sich noch heute kleinere Kalksteinstücke. Der Abbau scheint schon seit langem aufgehört zu haben. Jedenfalls gab bezüglich der Chransdorfer Kalkberge im Jahre 1776 ein Schäfer in einer Zeugenaussage an, er kenne die ihm genannten Stellen der Chransdorfer Heide, „was aber die Kalk-Berge wären, wisse er nicht“.

- 134 *Ochsenweide* L
Deutet auf die frühere Waldweide hin. Mischwald.
- 135 *Papprosch* L
Von nso. paproś, Farnkraut, in diesem Falle Adlerfarn.
- 136 *Töpfereiberg* C
Der Name geht auf eine Ofenfabrik zurück, die Graf v. Witzleben in der S-Spitze des Jagens zwischen Chransdorf und der Bahnstrecke angelegt hatte. Sie ist 1907 abgebrannt. Der Pächter Frey erbaute daraufhin die eigene Fabrik am Bahnhof Altdöbern.
- 137 *Weinberge* A
SW-Ecke der alten Gemarkung Altdöbern. Der Weinbau auf dem seit 1759 erwähnten Weinberg wurde 1829 eingestellt¹⁶. — An der Kzschischoka am SO-Rand des Jagens befand sich noch im vorigen Jahrhundert eine der Altdöberner Wassermühlen, die Siegertsmühle (zuletzt neue Papiermühle).
- 138 *Mühlenberg* C
Das Meßtischblatt bezeichnet die Höhe 121,7 südlich der ehemaligen Chransdorfer Wassermühle an der Kzschischoka, der sogenannten Gift- oder Tonmühle, als Mühlenberg. Am Südhang lag nach der Karte von Kohl¹⁵ um 1778 der Chransdorfer Weinberg. Das Jagen 138 umfaßt jedoch nur das Waldstück nördlich der Mühle.
- 139 *Fichtengrund* C
Der quellige, von der Kzschischoka durchflossene Grund wurde bis 1947 von einem gut entwickelten älteren Fichtenbestand eingenommen. Heute wieder jüngere Fichten, in der Bodenvegetation u. a. Rippenfarn.
- 140 *Erlengrund* C
Die den Grund durchfließende Kzschischoka ist von Erlen umsäumt. — Am Nordrand des Grundes an einer Stelle zwischen alten Eichen Steine mit den Aufschriften „Peppi“, „Moritz-Linde“ (mit gepflanzter Linde), „Peter“ und „Mucki“ (wahrscheinlich der in der Flurnamensammlung des Preußischen Geheimen Staatsarchivs in Berlin-Dahlem von 1936 aufgeführte „Hundefriedhof“).
- 141 *Lindchen* C
Lindchen ist der Name eines in der spätmittelalterlichen Wüstungsperiode eingegangenen Dorfes. Die Wüstung ist seit 1776 in den Akten als „das sogenannte Lindgen“ erwähnt und bei Riehl und Scheu 1861 unter „Cransdorf“ aufgeführt. Das Dorf lag am S-Rand der „Lindchenwiese“ in diesem Jagen, westlich einer auffälligen Wegespinne. Hier fanden sich 1948 in großer Menge blaugraue Scherben mittelalterlicher rippenverzierter Tonware sowie 1953 im Wurzelteiler einer alten Fichte zwei Bombentöpfe des gleichen Typs. Die Gemarkung des einstigen Dorfes dürfte die Westhälfte der Chransdorfer Heide umfaßt haben²⁴.
- 142 *Hexenloch* C
Im Nordteil ein von der Rollge her (vgl. Jagen 143) bewässerter kleiner Kessel (vgl. Jagen 130). Er ist von der Lindchenwiese durch eine Bodenschwelle getrennt und daher nach dem Meßtischblatt abflußlos, nach den älteren topographischen Karten aber mit der Lindchenwiese durch ein Fließ verbunden, das den Ursprung der Kzschischoka bildet. Die Geländeschwelle ist heute durch einen Grabeneinschnitt überwunden.
- 143 *Große Rollge* L
Die Rollge ist ein in der witzlebenschenschen Zeit entwässertes Sumpf- und Teichgebiet im NO-Teil der Lugker Heide, der Ursprung des Kzschischoka-Fließes. Der größere der Teiche lag im S-Teil dieses Jagens nahe der Grenze zu Chransdorf und Rettchensdorf (heute Waldwiese). Er ist auf den ersten topographischen Karten seit um 1820 als Rull-, Roll- oder Röhl-Teich bezeichnet. Holla⁴ nennt das Gebiet 1861 „Lugksche Rulje“. Seit etwa 1890 findet sich durchgängig die heutige Namensform. Ob der Name mit nso. rola, Acker, zusammenhängt, dürfte fraglich sein.

144 *Kleine Rollge* L

Vgl. Jagen 143. Im Jagen eine kleinere feuchte Waldwiese und am Westrand, der Rollgen-Linie, mehrere kleine, ziemlich steilrandige, z. T. Grundwasser enthaltende Kessel mit nur wenigen Dekametern Durchmesser, die als Toteislöcher der Eiszeit zu deuten sind.

145 *Viereckhau* L

146 *Kämpfesruh* L

Nach dem 1856 und 1861 genannten Besitzer des Rittergutes Lugk Carl Kämpffe.

147 L

Dieses Jagen entstand als letztes durch Teilung der Abt. 146 zu Ende der 1920er Jahre und blieb unbenannt.

148 *Wolfsgrubz* L

Erinnert an das Vorgehen gegen einen der letzten Wölfe, das aber aktenmäßig nicht belegt ist. — Ein Einladungs schreiben zu einer Jagd auf einen „auf den Räschischen, Großgauer und Cransdorfschen Wäldern“ gespurten Wolf am 20. Januar 1800 hat O. E. Schmidt abgedruckt⁷.

(Die Jagen 149 und 150 liegen außerhalb des hier behandelten Gebietes.)

151 (1) *Chransdorfer Lehne* R

Das Gelände fällt gleichmäßig nach Südosten zur ehemaligen Chransdorfer Grenze hin ab.

152 (2) *Bylegubre* R

Zu nso. běly, weiß und góra, Berg; weißer Berg (vgl. das Dorf Byhleguhre nordwestlich Cottbus). Der Name deutet darauf hin, daß die Höhe des Endmoränenzuges, die im Norden des Jagens 133 m erreicht, früher keine Pflanzendecke aufwies, so daß der helle Sand zutage trat, wie noch heute bei den „Weißen Bergen“, einem Teil der Woschkower Berge.

153 (3) *Suhle* R

Die Suhle (= sumpfige Stelle, in der sich besonders Schwarzwild „suhlt“, wälzt), im Süden des Jagens ist aus den Lehmgruben einer ehemaligen Feldziegelei entstanden. Die Reste des Ziegelofens finden sich ca. 80 m nördlich, eine ringwallartige Erhöhung mit Zugang von Osten, die mit zahlreichen roten Mauer- und Dachziegelbrocken bedeckt ist. Daneben fand sich ein Bruchstück eines sogenannten „Feierabendsteins“ mit eingeschnittenem volkstümlichen Strahlenmuster und ein unzerbrochener Mauerziegel, der die Maße 7 ... 7,3 x 12,2 ... 12,6 x 25,2 ... 26,4 cm aufwies. Vgl. auch Jagen 158.

154 (4) *Am Weinberg* R

Gemeint ist der Altdöberner Weinberg (vgl. Jagen 137, das im Osten angrenzt). Der herausgeschnittene SO-Teil ist Rettchensdorfer Bauernwald und bildet daher und infolge der neueren Eingemeindungen eine Schöllnitzer Exklave innerhalb des Gemeindebezirkes Altdöbern.

155 (5) *Hirschberg* R

Das Bestimmungswort Berg bezieht sich auf die Endmoräne; vgl. Jagen 152, das im Südwesten anstößt.

156 (6) *Barziger Stangen* R

Eine Beziehung zu dem 6 km entfernten Dorf Barzig im Südwesten, das selbst eine genügend große Heide besitzt, läßt sich nicht nachweisen.

157 (7) *Eulenfraß* R

Der Name erinnert an eine von der Kiefern- oder Forleulenraupe (*Panolis piniperda* Pz.) verursachte Kalamität.

158 (8) *Alter Ziegelofen* R

Von dem ehemaligen Ziegelofen ist nahe der Ostgrenze des Jagens eine ringförmige Erhebung mit etwa 7 bis 8 m Durchmesser und 1,30 m Höhe übriggeblieben. Sie ist von vielen Bruchstücken roter Mauerziegel bedeckt und umgeben. Die Maße der dort hergestellten Backsteine betragen 7,5 ... 8 x 14,5 ... 15 x 28 ... 29 cm. Unmittelbar südlich und westlich sind die ausgedehnten ehemaligen Lehmgruben erkennbar. — Eine „Ziegel-

scheune“ bei Rettchensdorf wird 1723 erwähnt. In den um 1820 einsetzenden topographischen Karten ist dieser und auch der Ziegelofen im Jagen 153 nicht mehr verzeichnet.

9 *Pudnick* R

Wohl zu nso. putnik, Pilger, Wanderer; Breitwegerich. — Nach Ackermann¹¹ 1894 Stelle eines Urnenfeldes.

10 *Bagen-Berg* R

Dem Jagen 15 Bagen benachbarte Anhöhe.

11 *Poliza* R

Ackermann¹¹ 1894: Pollitza. — Zu nso. polo, Feld. Ein Ackerstück erstreckt sich weit in die Forstabteilung hinein.

12 *Am Grützweg* R

Siehe Jagen 107 Grützweghau.

13 *Dachsbau* R

14 *Fuchswinkel* R

15 *Bagen* R

Zu nso. bagno, Sumpf, Moor; Sumpfporst, Mottenkraut (*Ledum palustre*). In diesem Jagen die 1865 erbaute Försterei Neudöbern, für die Ackermann 1894 den Namen „Schinoack“ mitteilt¹¹. Heute wird der Teich unweit nördlich der Försterei als Schinowack bezeichnet.

16 *Rettchensdorfer Weinberg* R

Der Jagenname ist der einzige Hinweis auf einstigen Weinbau bei Rettchensdorf.

17 *Wasserriß* R

Der Name ist unklar, da sich heute eine Erosionsrinne nicht findet. Auf dem Jagenstein mit einem s als „Waserriß“ geschrieben, daher möglicherweise aus einem sorbischen Namen verderbt.

18 *Kriegsversteck* R

Hierher wurde wahrscheinlich während der Truppeneinzüge in den Befreiungskriegen das Rettchensdorfer Vieh getrieben; vgl. die entsprechenden Angaben über Neudöbern im Tagebuch der Frau v. Thielau 1813¹⁸.

19 *Semiasa* R

Nso. za, hinter; mjaza, Grenze, Rain; hinter dem (Acker-)Rain.

20 *Spitzer Berg* R

Kleine, steile Kuppe im Zuge der Endmoräne, 128 m über NN.

21 *Tschuge* R

Nso tšuga, Bach, Wassergraben. Der Schöllnitzer Grenzgraben, an dem das Jagen ein kleines Reststück im Norden der Rettchensdorfer Heide einnimmt.

Analysiert man das vorliegende Namenmaterial hinsichtlich seiner sprachlichen Herkunft, so ergibt sich, daß etwa ein Sechstel der 73 benannten Forstabteilungen der sorbischen Sprache entstammt. Was die Benennungsmotive anbelangt, so sind 20 Namen nach der Geländebeschaffenheit gebildet und ebenso viele dem Wild- und Jagdwesen entnommen worden. 16 Namen beziehen sich auf die frühere Nutzung und 5 auf die Vegetation. Viele von diesen Forstortsnamen gehen sicher auf alte Bezeichnungen zurück, so wahrscheinlich die Mehrzahl der sorbischen Namen, aber auch eine Anzahl der deutschen, wie z. B. der Name Tannenbusch, der schon im 17. Jahrhundert in dieser Form belegt ist. Andere Namen sind dagegen jüngeren Datums und offensichtlich erst im Zuge der Jageneinteilung gebildet worden, wie z. B. Weidmannsruhe, Schauflerberg und Viereckhau.

Außer den Forstabteilungen trugen sowohl im Tiergarten als auch in der Neudöberner Gutsforst die Gestelle, hier „Linien“ genannt, sämtlich eigene Namen. Sie waren nach Familiennamen der Besitzer, den Namen der umliegenden Dörfer sowie einigen Jagennamen gebildet.

Anmerkungen:

- ¹ Seit 1937 Lug.
- ² Fritz Bönnisch: „Greifenhainer Fließ“? — Zum Namen eines Spreewaldzuflusses. Beiträge zur Erdgeschichte und Landschaftsentwicklung der Mark II. Veröff. Bez.-Mus. Potsdam 11, 1966, 123—125.
- ³ Erläuterungen zur Geologischen Karte von Preußen und benachbarten Bundesstaaten. Lieferung 148, Blätter Göllnitz und Alt-Döbern. Berlin 1909.
- ⁴ Robert Holla: Flora der mittleren Niederlausitz. In: Verhandl. bot. Vereins Prov. Brandenburg 3/4, 1861/62, 39—90.
- ⁵ Der sorbische Ortsname von Chransdorf — Góze — deutet ebenfalls auf Stieleichen-Hainbuchenwald. Vgl. H.-D. Krausch: Die Waldbezeichnungen im Kreise Guben und seiner Umgebung. In: Gubener Heimatkalender 1968, S. 52—61.
- ⁶ Fritz Bönnisch: Der Tannenbusch bei Chransdorf (Gemeinde Altdöbern, Kreis Calau/Niederlausitz). In: Abh. u. Ber. Naturkundemuseum Görlitz 36 (2), 1960, 53—59.
- ⁷ Otto Eduard Schmidt: Schloß Alt-Döbern und seine Umgebung. Dresden 1930.
- ⁸ Die diesbezüglichen Angaben im wesentlichen nach freundlicher brieflicher Mitteilung von Dr. Rudolf Lehmann - Marburg.
- ⁹ Rudolf Lehmann: Die Herrschaften in der Niederlausitz. Köln-Graz 1966, S. 105.
- ¹⁰ Nach der Fundkartei des Museums für Ur- und Frühgeschichte in Potsdam-Babelsberg.
- ¹¹ B. Ackermann: Flurnamen von Rettchendorf bei Altdöbern. In: Niederlaus. Mitt. 3, 1894, 289.
- ¹² Anneliese Krenzlin: Dorf, Feld und Wirtschaft im Gebiet der großen Täler und Platten östlich der Elbe. Remagen 1952.
- ¹³ Z. B. Nossedil (später wüst) 1285: 12 Hufen; Großbräschen 1374: 12 Einhüfner; Schmogro: 12 Hufen; Barzig: 10 Bauern; Kleinjauer: 9 Bauern und 2 Kossäten; Rettchendorf: 8 Kossäten.
- ¹⁴ Kurt Scharlau: Beiträge zur geographischen Betrachtung der Wüstungen. Badische geogr. Abh. 10, Freiburg 1933.
- ¹⁵ Deutsche Staatsbibliothek Berlin, Kartenabteilung, Sign. L 8370.
- ¹⁶ Heinz-Dieter Krausch: Der frühere Weinbau in der Niederlausitz. Dieses Jb. 18, 1967.
- ¹⁷ Hans Barsch: Der Aufbau eines ungleichaltrigen Mischwaldes unter dem Gesichtspunkt der vorratspfleglichen Waldwirtschaft im Revier Neudöbern. Mskr. o. J. (um 1960).
- ¹⁸ Rudolf Lehmann: Tagebuchaufzeichnungen der Frau von Thielau auf Neu-Döbern vom 13. Mai bis zum 3. Juni 1813. Dieses Jb. 6, 1955.
- ¹⁹ Walter Klix: Kalkgruben und Kalkberge auf dem Lausitzer Landrücken. In: Märk. Heimat 2, 1957, 220—225.
- ²⁰ E. Guth: Deutsches Forsthandbuch. Neudamm 1937.
- ²¹ C. Wilhelm Bronisch: Memorabilien des Pfarramtes Altdöbern in der Niederlausitz. In: Neues Laus. Mag. 30, 1853, 89—179.
- ²² Staatsarchiv Dresden, Kartenabteilung, Ur-Öder Bl. 400.
- ²³ Karl Heinz Großer: Die Vegetationsverhältnisse an den Arealvorposten der Fichte im Lausitzer Flachland. In: Archiv f. Forstwesen 5, 1956, 258—295.
- ²⁴ Fritz Bönnisch: Der Stand der Wüstungsforschung in der Niederlausitz. In: Abh. u. Ber. Naturkundemus. Görlitz 36 (2), 1960, 9—51.

Benutzte Archivalien:

Staatsarchiv Potsdam
 Pr. Br. Rep. 3 B, Abt. III F. OF. Reddern
 Pr. Br. Rep. 7, Amt Senftenberg, Amtshandelsbücher
 Pr. Br. Rep. 16, Materialien zu Berghaus Landbuch, Kreis Calau, 1851/52
 Pr. Br. Rep. 17 B, OA Rgr. Rep. X, Nr. 42, 416, 463, 795—799, 857, 1121
 desgl. Rep. XIII, Nr. 167, 171, 172
 Deutsches Zentralarchiv Merseburg (jetzt im Staatsarchiv Dresden) Rep. 139 L, Nr. 81a

Der Lustgarten am Berliner Schloß

Als Kurfürst Friedrich II., der „Eisenzahn“, 1443 gegen den Willen der Berliner und Cöllner Einwohner den Grundstein für sein Schloß legte, beginnt die Geschichte des Berliner Lustgartens, wie er immer kurz genannt wurde. Zwar wissen wir nicht, wo dieser erste Berliner Lustgarten gelegen und wie er ausgesehen hat, doch ist schon damals ein Garten am Schloß vorhanden gewesen. Martin Friedrich Seidel erwähnt, nach Küster, bereits einen Burggarten, den Kurfürst Friedrich II. angelegt habe. In einem Briefe seines Nachfolgers Albrecht Achilles an den Mühltschreiber Siegmund Plohofer in Berlin wünscht der Kurfürst

„... eine Badstube im Garten bei dem Schloß zwischen den Wassern“ und „ein Zylstat (Schießstand), wo es aber der Paumen halber in dem Garten nicht gehen möcht, daß sie dann im Werder sei, da das Wasser umgeht, doch daß wir ebenen Fußes in die Zylstat und in das Bad gehen mögen.“¹

Unter dem „Werder“ haben wir unzweifelhaft das Gelände nördlich des Schlosses zu sehen, von dem es durch einen Graben getrennt war. Nach dem Briefe zu urteilen, hat der Garten nicht auf dem „Werder“ gelegen, sondern er muß sich unmittelbar westlich des damaligen Schlosses befunden haben, da sich südlich die Stadt Cölln anschloß und an der Ostseite die Spree floß. Aus dem Briefe können wir ferner schließen, daß der Garten nicht groß gewesen sein kann, sonst hätte die Errichtung einer Badstube und eines Schießstandes für das Armbrustschießen keine Schwierigkeiten bieten können. Anscheinend hat der Garten, entgegen der sonstigen mittelalterlichen Gepflogenheit, innerhalb des Schloßgeländes gelegen. Aber das Berliner Schloß ist ja, wie Geyer nachgewiesen hat, keine richtige Burg gewesen, sondern hatte mehr den Charakter eines „festen Hauses“, bei dem ohne weiteres ein kleiner Garten denkbar ist². In der Anlage und Ausstattung wird sich der Garten kaum von den uns aus Abbildungen und Beschreibungen bekannten mittelalterlichen Gärten unterscheiden haben. Umgeben von einer Mauer oder einem starken Flechtwerkzaun, wird er einen mit Bäumen bestandenen Anger — „der Paumen halber ...“ — und einen „Wurzgarten“ mit Kräutern und Blumen enthalten haben. Rasenbänke und vielleicht auch eine Laube luden zum Verweilen ein. Die Laube oder auch ein Holzgerüst hinter der Rasenbank mag mit Rosen berankt gewesen sein. Der in oberdeutschen Landen übliche Laufbrunnen in der Mitte des Gartens wird hier in Ermangelung einer Quelle gefehlt haben.

Erst 70 Jahre später hören wir wieder von einem Garten am Schloß. 1527 überlassen Rat und Gemeinde von Cölln dem Kurprinzen Joachim „ein Platz und Raum dahinden bey der freyen Arch, zu einem Thier- und Lustgarten aufzurichten und zu machen“. Diese Urkunde hat viel Verwirrung gestiftet. Manche haben darin die Keimzelle des heutigen großen Tiergartens, andere den Beginn des späteren Lustgartens sehen wollen³. Doch haben beide Seiten geirrt. Man kann darin wohl nur die Gründung eines kleinen „Zoologischen“ Gartens für den Kurprinzen sehen. An vielen Fürstenhöfen dieser Zeit gab es solche „Gärten“, in denen einheimische, manchmal auch exotische Tiere in Zwingern gehalten wurden. Mit einem Garten hatte solch eine Einrichtung nur die Einfriedung durch einen Zaun oder eine Mauer gemeinsam. Wir finden die Bezeich-

nung „Garten“ zu dieser Zeit auch oft in Verbindung mit anderen eingezäunten Plätzen, so: Holzgarten, Hetzgarten, Fasanengarten, Hasengarten, Kaninchen-garten usw. Es ist also darunter kein angelegter Nutz- oder Ziergarten zu verstehen. Die Lage dieses „Tiergartens“ erfahren wir von Bekmann:

„Der am Stralowischen Thor aus der Spree abgehende Arm an der westlichen Seite von Alt-Köln ... hatte verschiedene Ausläufe ... in welchen 2 Insuln oder Werder neben ein-ander ... lagen ... Die eine Insul begreift in sich, was zwischen der Schleuse, der Jung-fernbrücke, und der Mühle gelegen ist ... Die andere war etwas breiter, ... von der Schleuse und Münzkanal an bis an den Stadtgraben und Prinz Palast wieder zurück bis an den Packhof. ... Auf dieser lag der Holzhof, ein Garten, in welchem Bäre gehalten wurden und ... eine Walkmühle.“⁴

Hier sind also ganz klar der Zweck und die Lage dieses „Gartens“ gekennzeichnet. Auch die Wendung in der Urkunde: „dahinden bey der freyen Arch“ stimmt mit dieser Beschreibung Bekmanns überein, denn die Arche lag auf der anderen Seite der Insel. Da nirgends irgendwelche Beschreibungen oder Erwähnungen des kurprinzlichen Tiergartens aus späteren Jahren zu finden sind, scheint die Anlage kaum Bedeutung gehabt zu haben. Doch dürfte dieser „Thier- und Lustgarten“ länger bestanden haben, als man gemeinhin anzunehmen geneigt ist. 1542 wird ein Hieronymus als Gärtner im Tiergarten⁵ erwähnt und da um diese Zeit im heutigen Tiergarten von Gartenanlagen nicht die Rede sein kann, kommt nur der kleine Zoo des Kurprinzen vom Jahre 1527 in Frage. Ja in einer Aufstellung der Hofküche vom Jahre 1638 sind für die Fütterung von „Hof-Rehen“ 56 Brote, für fünf „Hof-Kraniche“ 4 Brote und für „Hof-Affen“ 21 Brote eingetragen⁶. Man muß also annehmen, daß der „Tiergarten“ des Kurprinzen Joachim noch nach hundert Jahren, vielleicht sogar an der alten Stelle, bestanden hat. Wären diese Tiere irgendwo im heutigen Tiergarten untergebracht gewesen, hätten sie sicherlich nicht zum Etat der Hofküche gehört. Die freie Arche und damit der kleine Tiergarten-Zoo lagen ja nicht weit vom Schlosse entfernt.

Auch wird Joachim II., der durch Kaspar Theiß das Schloß prächtig ausbauen ließ, sich nicht mit solch einem abgelegenen Gärtchen begnügt, sondern für sein neues Schloß den entsprechenden Lustgarten geplant haben. Leider wissen wir darüber gar nichts. Doch der Name seines Hofgärtners wird in einer Leichen-predigt hundert Jahre später genannt: „Sein Großvater von väterlichen Seiten ist gewesen Peter Fischer, Bürger in Cölln an der Spree und Churfürst Joachimi II., Hoffgärtner.“⁷ Die Chronik der Cöllner Stadtschreiber vermerkt weiterhin: „1581, den 25. Februarii, ist Peter Fischer, Churfl. Gnaden Gertner, seliglichen entschlaffen.“⁸

1573 berief Kurfürst Johann Georg den Desiderius Corbianus, der bis dahin Vorsteher der berühmten Gärten des Freiherrn Georg von Schönburg-Glauchau-Waldenburg gewesen war, an seinen Hof. In der Bestallungsurkunde heißt es:

„Wir Johann George, Marggraff zu Brandenburg und Churfürst, bekennen hiemit öffent-lich, das wir unsern getreuen Desiderius Corbianus zu unserm gerdtnern auff ein Jahr lang oder so lang es uns gefeldt, bestaldt, auf und angenommen haben, also das er uns ge-treuen, gehorsam und ferner schuldigh und pflichtigk sein soll, unsern gaerdtnen, so ihm zu verwalten undergeben, in gutem bestell und getreuer und fleißig wartungk und ver-waltungk zu haben und imsonderheit uns alhir hinder unserm Schloß am Thiergarten oder wo wir in sonstenn werden anweisen lassen einen neuen lustgarten, daraus wir allerley unser küchen notturfft haben mugen, ... mit allem muglichen und besonderen fleyß zu erbauen und zuzurichten ... darzu ime auch den Platz des neuen gartten von den wasser-

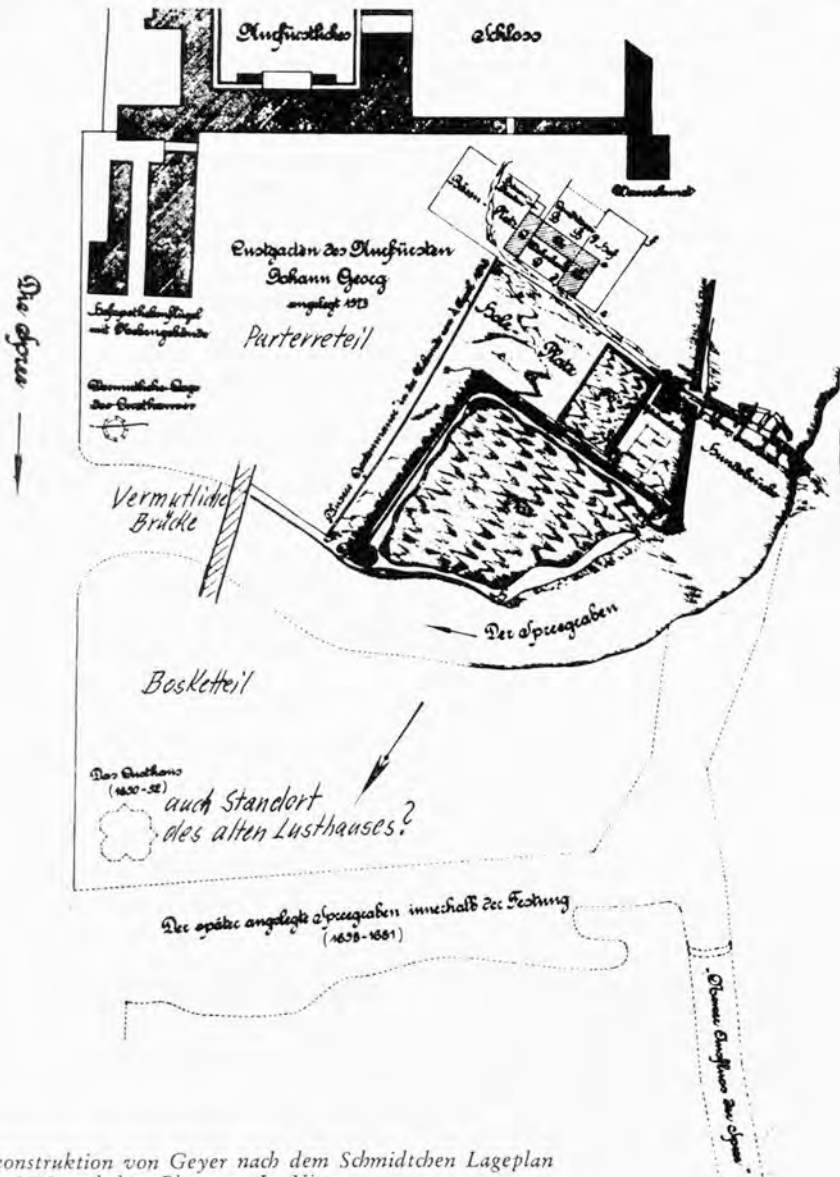
flüssen und stromen, damit er denselben desto besser erbauen möge, auf unsere uncosten ebnen und gleich machen zu lassen, gnediglich zugesagt und versprochen wirdt ... Cölln, Sonntag Oculi 1573.⁴⁹

Aus dieser Urkunde kann man schließen, daß ein Lustgarten von Joachim II. nicht angelegt worden war. Ebenso wie der Umbau des Schlosses zu seinen Lebzeiten nicht beendet werden konnte, ist auch die Anlage des Lustgartens unterblieben. Doch ist ein Garten vorhanden gewesen: „unser Gaerdten“, der wohl aber ein Ziergarten gewesen ist, sonst könnte es in der Bestallungsurkunde nicht heißen: „neuen lustgarten“. Graf Rochus von Lynar, der mit der Vollendung des Schlosses beauftragt worden war und vordem in sächsischen Diensten stand, hat wohl für die Berufung des ihm sicher bekannten Corbianus gesorgt. Nebenbei ist interessant, wie die „Besoldung“ eines Hofgärtners damals aussah: Corbianus bekam 150 Taler schwerer Münze, einen Wispel Roggen, 4 Fuder Brennholz, ein Kleid und freie Wohnung im Jahr; man kann sagen, für die damalige Zeit kein schlechtes Entgelt. Auch Leonhard Thurneisser, der das Vertrauen Johann Georgs lange Zeit besaß, scheint helfend und beratend bei der Anlage des Gartens tätig gewesen zu sein.

Aus der Bestallungsurkunde ist aber auch die Lage des Lustgartens zu bestimmen. Wenn es heißt „hinder unserm schloß ... den Platz des neuen garten von den wasserflüssen und stromen ... ebnen und gleich machen zu lassen“, so kann damit nur die sumpfige Wiesenfläche zwischen dem Schloß und dem Spreegraben gemeint sein, der im Bogen hinter der Hundebrücke nach Osten zur Spree floß. Die Meinung, daß der Lustgarten erst hinter diesem Spreegraben an der Stelle des heutigen Neuen und des Pergamonmuseums gelegen habe, wird durch die Wendung „hinder unserm Schloß am Thiergarten“¹⁰ begründet. Hier liegt jedoch meines Erachtens ein Interpunktionsfehler vor. In alten Urkunden und Schriftstücken werden Kommata nur ganz willkürlich gesetzt, schon gar nicht bei Aufzählungen. Wir müssen also in der vorliegenden Urkunde lesen: „... uns alhier hinder unserm schloß, am Thiergarten oder wo wir in sonstenn werden anweisen ...“. Mit diesem „Thiergarten“ ist wohl wieder der kleine Tiergarten des Kurfürsten Joachim an der Arche zu verstehen, da der heutige Tiergarten zu weit ab lag und erst in der Gegend der Shadowstraße begann. Es war bei Renaissancegärten nicht üblich, sie durch unwegsames Gelände, den Schloßgraben und einen Flußlauf wie hier von dem Gebäude zu trennen, dem sie dienen sollten. Zwar gab es in dieser Zeit noch keine achsialen oder sonstigen architektonischen Beziehungen zwischen Schloß und Garten wie im Barock, und der Garten lag irgendwo an günstiger Stelle im Gelände, doch immer bequem und schnell erreichbar in der unmittelbaren Nähe des Schlosses. Daher hat Corbianus dem Kurfürsten die freie Fläche nördlich des Schlosses vorgeschlagen, denn der Raum auf der Insel war zu beengt für die Anlage eines wahrhaft fürstlichen Lustgartens. Auch war er vom Schlosse aus schlecht zu erreichen, da der Stallhof und drei Wasserläufe zu überschreiten waren. Überdies trennte man Nutzgarten und Ziergarten nicht wie heute voneinander, sondern liebte es, Blumen und Früchte in allen Teilen des Gartens zu genießen.

Von der Gestalt und dem Aussehen dieses Gartens haben wir keinerlei Überlieferung. Lediglich Lage und Umfang desselben hat Geyer nach einer Zeichnung vom Jahre 1643 rekonstruieren können¹¹. Es ist dies ein Lageplan des Landmessers und Baumeisters Chr. Fr. Schmidt von einem Teil des Cöllnischen Wer-

ders an der Hundebrücke, der als Anlage für eine Schenkungsurkunde des Großen Kurfürsten diente. Er zeigt nördlich der Hundebrücke zwei Teichflächen, sowie dahinter eine Mauer. Dies ist ohne Zweifel die Begrenzung des Lustgartens, denn auf Merians Ansicht von Berlin 1652 sind die beiden Teiche, die Mauer und hinter dieser die Bäume und Laubgänge des Gartens dargestellt. Da 1643 Memhardts Entwurf für die Neugestaltung des Lustgartens noch nicht bestand



und von Änderungen im alten Lustgarten ebenfalls nicht die Rede ist, muß man in dieser Mauer die westliche Grenzmauer des Lustgartens des Kurfürsten Johann Georg sehen. Aus der Uferlinie des Spreegrabens kann man auf den weiteren Verlauf dieses Grabens und damit die nördliche Grenze des Gartens schließen. Da die anderen Grenzen durch die Spree und das Schloß gegeben sind, kennen wir wenigstens den Umfang dieses ersten größeren Lustgartens. Erst am Ende des Jahrhunderts beschrieb ihn der Frankfurter Student Michael Frank im Tagebuch seiner Reise durch Europa 1591:

„Hinter dem Schloß ist auch ein feiner fürstlicher Lustgarten mit mancherley schönen Obstbäumen, frembden Früchten und wohlriechenden Krautern nach herrlicher Art gepflanzt und erbauet.“¹²

Wir ersehen daraus, daß Corbianus für die „küchen notturfft“ gut gesorgt und auf dem entwässerten Wiesengelände einen schönen Garten angelegt hatte. Sicherlich hat ihm dabei „Schedelvogtt, Simon, churf. gn. gärtner“ geholfen, der am 15. April 1586 drei Taler zahlte und als Bürger von Berlin ins Bürgerbuch eingetragen wurde¹³. 1583 sandte Johann Georg seinen Baumeister Caspar Schwabe nach Dresden, um Kupfer für den Schloßbau und Obstbäume für den Garten zu holen. Und Graf Lynar, der sich mit dem sächsischen Kurfürsten vor seiner Übersiedlung nach Brandenburg überworfen hatte, überredete einen sächsischen Gärtner nach Berlin zu kommen. Darauf schrieb August im Januar 1585 an Johann Georg:

„Nun hätten wir uns gleichvol solcher hendel zu ermellen graffen nicht versehen, lassen uns auch verdünken, wir hatten ihme zu viel gnade und guetts erzeugt und sey seinem vielfeltigen hohen erbietten und pflichten nicht aller ding gemäß ... und das uns Graff Lynars heimliche practicirung mißfallen.“ Falls der Kurfürst einen Gärtner zu haben wünsche, werde er einen schicken¹⁴.

Mangel an Arbeitskräften scheint es im Lustgarten sonst nicht gegeben zu haben. Der kurfürstliche Hausvogt versuchte, liederliche Ehefrauen durch Arbeit im Lustgarten zu bessern und zu einer geregelten Tätigkeit zu erziehen.

Johann Georgs Sohn und Nachfolger Joachim Friedrich hat sich auch des Lustgartens angenommen und

„sonderlich dafür Sorge getragen, und soll M. Samuel Reinhard, damals der Churfürstlichen Kinder Praeceptor, nachmahls der Marggrafen, Christian und Joachim Ernst, Rath, zu dieser nützlichen Garten-Lust gute Anleitung gegeben haben“¹⁵.

Näheres wissen wir allerdings aus dieser Zeit nicht; nur, daß der Kurfürst im April 1604 aus Küstrin 30 bessere und 30 geringere Rosmarinstöcke für seinen „neuen“ Garten kommen ließ. 1606 ließ sich der kurfürstliche Gärtner Ewerhart Kornmesser als Bürger der Stadt Berlin aufnehmen¹⁶.

Über das Übliche scheint der Lustgarten nicht hinausgeragt zu haben, sonst hätte man ihn in zeitgenössischen Reiseberichten ausführlicher erwähnt. Der Ratsherr Philipp Hainhofer aus Augsburg, der sich 1617 längere Zeit in Berlin aufhielt und auch an den Hof gezogen wurde, beschreibt das Schloß ganz genau, den Lustgarten erwähnt er nur nebenbei:

„gleich ob dem Churfürstlichen Zimmer hat der junge Prinz Markgraf Joachim Siegmund sein Losament, aus dessen Tafelstuben, wie auch aus Ihro Kurfürstlichen Durchlaucht Kammer man übersehen kann den ganzen Garten, der Kurfürstin Vorwerk, daneben etliche Handwerker ... wohnen.“¹⁶

In diesem Garten hat schon ein Lusthaus gestanden. 1618 hören wir, daß der Schloßbaumeister Johann Baptiste de Sala das Lusthaus im „hintersten Lustgarten“ reparieren sollte und auf dem Reiterbild des Kurfürsten Georg Wilhelm vom Jahre 1635 sehen wir im Garten hinter der langen Gartenmauer am Spreegraben ein Häuschen mit einem angebauten Türmchen stehen, welches Renaissanceformen aufweist und durchaus ein Lusthaus darstellen könnte. Auch nennt Memhardt auf seinem Plan von Berlin und Cölln das dort eingezeichnete Lusthaus „Das Neue Lusthaus“, woraus zu schließen ist, daß vordem schon eines vorhanden war. Wir kommen auf diesen Lustgarten und sein Lusthäuschen später noch einmal zurück.

Lusthaus und Lustgarten sind im dreißigjährigen Kriege völlig verkommen, zumal der kurfürstliche Hof meist in Königsberg weilte. Auch der damalige Hofgärtner Hans Hanff konnte daran aus Mangel an Mitteln nichts ändern. Selbst das Schloß soll am Ende des Krieges in solch einem traurigen Zustand gewesen sein: „man müsse sich vor den Fremden schämen, die dieses kurfürstliche Residenzschloß sähen“, berichtet ein Chronist. Der Küchengarten konnte nur die gewöhnlichsten Gemüse liefern. Alle feineren Gemüse, wie Blumenkohl und Sellerie, und auch Obst mußten von weither aus Erfurt, Leipzig, Braunschweig und Hamburg für die kurfürstliche Küche mit der Post herangeschafft werden, wenn — selten genug — der Kurfürst in Berlin weilte.

Kurfürst Friedrich Wilhelm blieb zunächst, gezwungen durch die Kriegsverhältnisse, auch in Königsberg. Doch ließ er soweit als möglich, die notwendigsten Reparaturen am Schloß durchführen. Um den Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück näher zu sein, verlegte er seine Residenz zeitweilig nach Kleve. Auch nach seiner Heirat 1646 blieb er mit seiner Gemahlin dort noch vier Jahre wohnen, da in Berlin erst das Schloß und sein Garten in Ordnung gebracht werden sollten.

„Es war im Jahre 1646, da Seine Churfürstliche Durchlaucht die Gedanken fasseten, wie es nöthig wäre, daß bey einem so prächtigen Pallast, als das in Cölln an der Spree belegene Residentz-Schloß mit Wahrheit genennet werden kann, auch ein prächtiger und dieses Orts würdiger Lustgarten angeleget würde. Und zwar solchen löblichen Vorsatz haben Sie auch so fort angefangen ins Werck zu richten, indem Sie befohlen, den vorhandenen alten Schloßgarten zu verändern, alle Hinderniß weg zu reumen und nach der heutigen art ein gantz neu Werck abzustecken, in zierlich Stücke zu theilen, mit behörigen Gebauen, Grotten, Springbrunnen und marmeln Statuen zu versehen, auch so wol mit einheimischen als ausländischen Gewächsen reichlich zu bepflanzen.“¹⁷

Der Lustgarten wurde zunächst in den alten Abgrenzungen schon vom Jahre 1645 ab durch den Lustgärtner Michael Hanff neu angelegt. 1639 hatte sein Vater, der schon genannte Küchengärtner Hans Hanff, den Kurfürsten Georg Wilhelm gebeten, seinen Sohn Michael in kurfürstliche Dienste zu nehmen. Der Kurfürst war dazu bereit, wenn Michael Hanff „sich zu Uns anhero in Preußen begeben möchte“. Er hatte den jungen Hanff gerne eingestellt, denn dieser hatte in dem berühmten Garten des Herzogs von Braunschweig zu Hessem bei dem bekannten „Meister Johann Royern“ gelernt und danach drei Jahre in Holland gearbeitet.

Über den Fortgang der Arbeiten im Lustgarten ließ sich der Kurfürst durch den Kammerpräsidenten v. Arnim, der die Oberaufsicht führte, laufend Bericht erstatten. Durch eine ganze Reihe dieser Berichte können wir nähere Einzelheiten

über den Lustgarten und vor allem über seine Ausstattung erfahren. In den ersten Jahren ist von einem Entwurf Johann Gregor Memhardts nirgends die Rede. Erst als die Gartenteile diesseits des alten Spreegrabens soweit in Ordnung waren, scheint der Kurfürst Memhardt mit einer Neuplanung des gesamten zur Verfügung stehenden Geländes beauftragt zu haben. 1650 wurde Memhardt dann endgültig von Pillau nach Berlin berufen, nachdem der Kurfürst ihn schon vorher sehr oft mit Bauaufgaben außerhalb seines Standortes betraut hatte¹⁸. In diesem Jahr begann auch der Bau des „Neuen Lusthauses“ und die Gartenplanung kann nur zusammen mit dem Neubau erfolgt sein. Also muß spätestens in diesem Jahre der Entwurf für den Lustgarten entstanden sein. Sicherlich hat Memhardt schon vorher Arnim und Hanff beratend zur Seite gestanden. Daß dieser Lustgartenentwurf erst 1652 in Merians Topographie, auf dem Stadtplan eingezeichnet, veröffentlicht wurde, besagt nichts über seine Entstehung. Memhardts Entwurf sah als wichtigste Neuerung die Durchlegung des Spreegrabens in gerader Führung zur Spree vor. Einmal wurde dadurch der ziemlich starke Schiffsverkehr auf dem alten Spreegrabenlauf quer durch den Lustgarten aufgehoben und an der Außenseite des Gartens entlanggeführt. Ferner erhielt der Lustgarten dadurch gleichzeitig eine Begrenzung nach Westen hin. Es war dies ein typisches Gestaltungsmittel holländischer Gärten, die von Kanälen umgeben wurden. Sie dienten dort wie hier zur Entwässerung des Geländes und als „Gartenzaun“. Wir finden diese Umfriedungskanäle, wie wir sie einmal nennen wollen, in vielen gleichzeitigen Gärten, so z. B. in Herrenhausen, in Buch, Niederschönhausen, Friedrichsfelde u. a. Memhardt gliederte den Garten in drei Teile: Der obere Teil enthielt den alten Lustgarten Johann Georgs in der neuen Fassung unter Einbeziehung des Lusthauses, auf dessen abseitige Lage wir noch einmal zurückkommen müssen. Dann, getrennt durch einen Querkanal — den Spreegraben, inmitten einer teichartigen Erweiterung des Medizinischen- und Kräutergarten. Auch diese Insellage eines Gartenteiles mit Laubengängen ringsum am Wasser ist ein holländisches Gartenmotiv. In der Spitze des Cöllnischen Werders wurde der Küchengarten angeordnet. Anscheinend ist das Gelände dort so naß gewesen, daß ein radiales Grabensystem vorgesehen werden mußte, um den Boden kulturfähig zu machen. Auch das Grundstück nördlich des Münzturmes, das 1643 dem Oberjägermeister v. Hertefeld überlassen wurde, ist in die Planung einbezogen¹⁹. Das Gelände lag an dieser Stelle tiefer und enthielt die schon erwähnten zwei Teiche. Memhardt hat hier einen Wassergarten geplant und den Lustgarten gegen die Spree mit einem erhöht liegenden Wandelgang abgeschlossen, der im Untergeschoß grottenartig ausgebildet werden sollte.

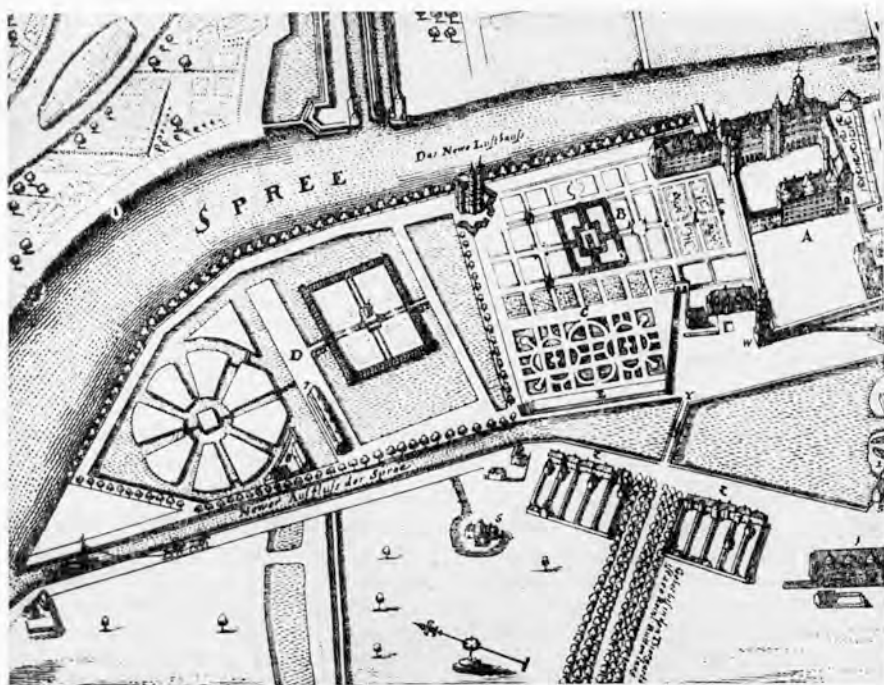
Es ist sehr viel darüber geschrieben worden, ob dieser Entwurf völlig oder nur zum Teil ausgeführt worden ist, zumal die vorhandenen Abbildungen, Zeichnungen und Pläne, die wir vom Lustgarten aus dieser Zeit besitzen, z. T. beträchtlich von einander abweichen²⁰. Wir werden auf diese einzelnen Zeugnisse noch zurückkommen. Doch haben wir aus dieser Zeit außerdem eine ausführliche Beschreibung des Lustgartens von Johann Sigismund Elßholtz, der am 17. Dezember 1657 vom Kurfürsten zum *Botanicus* und *Praefectus hortorum*, sowie zum Hofmedicus ernannt wurde wegen seines

„angewandten fleißes in ausarbeitung sowol einer Beschreibung solches unsers Churf. Lustgartens, als beneben eines aus desselben Gewächsen verfertigten *Herbarii vivi*.“ Auch sollte er „unserer berlinischen Lust- und anderer Gärten Auffnehmen bester maßen zu beobachten und sich in andren unser Diensten, darzu Wir ihn geschickt befinden werden, ge-

brauchen zu lassen. Zu solchen ende sollen nicht allein unsere bestalten Gärtner hiermit an ihn verwiesen seyn, ihm willig an die Hand zu gehen, sondern es werden auch unsere Residenten und anderen Correspondenten in und außer Teutschlands hiemit in gnaden erinnert, neben ihm in diessem wercke zu cooperiren, damit allerhand neu aufkommende und andere rare Gewächse zu größerer Varietät unseres Lustgartens angeschafft werden mögen. Die hiezu nothwendigen Geldmittel sollen ihm aus unser Rentey gerichtet werden, und unser Postmeister, solche seine Schreiben aller Orten frey passiren zu lassen, vermöge dieses ernstlich beordert seyn.“²¹

Doch bevor es soweit war, daß von dem Lustgarten eine wohlthönende, mit Vergleichen und Zitaten aus der Antike reichlich geschmückte Beschreibung des Lustgartens verfaßt werden konnte, hatte Michael Hanff mit seinen Gärtnerburschen und Knechten manches Jahr hart arbeiten müssen. So berichtet der Kammerpräsident Bernd v. Arnim am 26. November 1645 dem Kurfürsten nach Kleve: „daß nunmehr die Erhöhung dero Lustgartens, wie Ew.Churfl. Durchl. dasselbe gnedigt verordnet, seine genzliche richtigkeit erlangt, und weil der Lustgärtner Michel Hanff begehret, daß sothaner erhöheter Platz annoch mit Mist überspreitet werden möchte, so habe ich die Anstalt gemacht, daß der von den Puffeln außm Thiergarten hierzu angewendet, und was ferner zur völligen Düngung nöthig vollends von den Gassen dazu geführt werden solle, gestalt man denn mit sothanen Mistfuhren auch ehest fertig zu werden hofft.“²²

Es ist also damals bereits die oberste Terrasse am Schloß aufgeschüttet und angelegt worden. Denn das Überziehen mit Mist und Untergraben desselben ist



Ausschnitt aus dem Memhardt-Plan von Berlin, 1650

der letzte Arbeitsgang vor der endgültigen Bepflanzung oder Ansaat einer Gartenfläche. Und zwei Jahre später berichtet Arnim in dem

„Verzeichniß was in Sr. Churfl. Dhl. Lustgarten an Arbeit bis dato den 22. September Ao. 1647 verfertigt worden:

Oben der Platz ist gantz verfertigt an Gärtnerarbeit. Vier Stücken unten nechst dem Oberplatz seint auch verfertigt.

Der Teich ist auch verfertigt bis innwendig auf'm Bohden und auf das Postument, darauf der Man liegen soll.

Der Man ist auch verfertigt wie auch die vier Felder umb den Teich.

Der Gärtner arbeitet anitzo die vier hintersten Stücke, sollen diesen Herbst auch verfertigt werden.

Die beschlossene Gallery umb den Teich soll auch womöglich noch diesen Herbst verfertigt und aufgerichtet werden.“

Der Kurfürst forderte auch einen Plan des Lustgartens an und Arnim meldete im Januar 1648:

„Es haben mir auch heute E. Churf. Durchl. Schwester Princessin Hedewich Sophia, meine gnedigste Princessin, berichtet, als begerete E. Churf. Durchl., daß ein Abriß von dero Lustgarten wie er anitzo beschaffen, als soll derselbe in kurzem unterthenigst erfolgen;“²³

Leider ist dieser „Abriß“ des Lustgartens und ein weiterer „Abriß“ der Lindenallee vom Jahre 1647 nicht erhalten geblieben, so daß wir über das Aussehen des Lustgartens nur auf unsere Vermutungen und Vergleiche mit anderen gleichzeitigen Gärten angewiesen sind. Es scheint doch schon allerhand in den nächsten Jahren dort gewachsen zu sein und geblüht zu haben, denn in einem Bericht der Amtskammer vom 13. März 1650, wiederum nach Kleve, heißt es:

„Überschicke darneben E. Churf. Durchl. mir unlangst zu Schöning gnedigst gegebenem befehl zu gehorsambster Folge in beygefügter Schachtel die in dero alhiesigem Churf. Lustgarten herfürgeblühete Blumen.“²⁴

Um die Fertigstellung des Gartens zu beschleunigen, wurden Hanff 1652 zwei Dragonerpferde und Soldaten zur Hilfeleistung zugeteilt, die nach Feierabend noch auf eigene Rechnung bei den Bürgern arbeiten durften, was bei den Soldaten sehr beliebt war.

Memhardt hat in seinen Entwurf für das gesamte Gelände nördlich des Schlosses die bereits vorhandenen Teile eingefügt²⁵. Nach diesem wurden nun die Neuanlagen nach und nach geschaffen. Elßholtz hat den Garten so, wie er ihn sah, und die Anlagen, die noch nicht fertig waren, nach Memhardts Entwurf geschildert. Es ist dies in der lateinisch verfaßten Beschreibung von Elßholtz deutlich daran zu merken, daß er die Teile im Futurum beschreibt, die noch angelegt werden sollten²⁶. Übrigens werden bei Küster noch zwei gelehrte Herren genannt, welche bei der Schaffung des Lustgartens mitgewirkt hätten: die kurfürstlichen „Leib-Medicis“ D. Christoph Majus und Martin Weise. Diese beiden sollen zusammen mit Elßholtz ein „Fragment“ mit dem Titel: „Hortus Electoralis Coloniae ad Spream inceptus anno 1650 a Christophero Maio & continuatus a Mart. Weisio & Jo. Sigism. Elsholzio, horti praefectis“, herausgegeben haben, welches Küster vorgelegen hat. Darin war auch ein Verzeichnis der Pflanzen im Lustgarten enthalten. Doch hören wir, was Elßholtz von diesem Garten zu erzählen weiß, nachdem er sich erst des längeren und breiteren über antike Beschreibungen von Gärten ausgelassen hat, um seine Gelehrsamkeit zu beweisen²⁷: „bis schließlich 1646 unser gnädiger Fürst sich dieser Aufgabe widmete, und nachdem zahlreiche Bäume, die ohne Ordnung gepflanzt waren, ausgehauen und andere Hindernisse beseitigt waren, dem alten Garten ein völlig neues Gesicht gab, daß ihn seine ersten

Urheber, wenn sie wieder aufstehen würden, schwerlich erkennen würden²⁸. Während der folgenden Jahre ließ er ihn von Kanälen umgeben, mit kunstvollen Beeten, Alleen und Plätzen mannigfach verzieren, mit den unentbehrlichen Lusthäusern und mit wertvollen Statuen schmücken, sowie mit vielerlei einheimischen und ausländischen Gewächsen bepflanzen. . . . An seiner Südseite schließt er also an das großartige kurfürstliche Schloß an, und wenn man aus diesem blickt, hat man rechts den Osten, und die durch schmuckhafte Fische bekannte Spree, die diese ganze Seite umfließt, links aber den Westen, und ebenso einen Wasserlauf, der von diesem Fluß vor seinem Eintritt in die Stadt abgeleitet ist, durch den die Westseite des Gartens abgeschlossen wird, vor Augen. Der Nordteil schließlich spitzt sich gemäß dem Wasserlauf zu, und an seiner Spitze treffen das natürliche und das künstliche Flußbett so zusammen, daß, außer an der Südseite, der ganze Garten von Wasser umgeben ist: Das verschafft ihm nicht nur ein schönes Aussehen, sondern auch eine große Bequemlichkeit für die Bewässerung. . . . Wenn wir seine Größe nach zehnfüßigen Ruten oder, wie man heute sagt, nach rheinischen Ruten abmessen, so beträgt die größte Breite, die von beiden Wasserläufen begrenzt wird, etwas über 60 Ruten, die Länge vom Schloß bis zur Nordspitze etwa 200, und der Umfang etwa 500 . . . Es ist . . . ein Blumen-garten vorhanden . . . Er beginnt an der Südseite, wo das Schloß angrenzt, und enthält die sogenannte „Neue Anlage“, ist in vier Felder geteilt, und von Ligusterhecken umzogen. Die Ränder der Felder sind von niedrigem Buchsbaum eingefast, und ihre Flächen mit Figuren geschmückt, die von dem gleichen Buchsbaum kunstreich gebildet sind. Je zwei von ihnen stellen die gekrönten Namen des Kurfürsten und der Kurfürstin dar, je zwei den brandenburgischen Adler. . . . Diese vier Felder umgibt ein breiter, offener Gang, dessen Seiten mit Kirschen, kleinen Mandelbäumen, Mispeln und zarten Pfirsichbäumchen bepflanzt sind. Aus der Neuen Anlage geht man von einer Mittelstufe oder einer der beiden Seitentreppe zur unteren Anlage 7 Stufen hinab. Diese läßt sich am zweckmäßigsten in drei Teile einteilen, in deren mittleren Teil nichts weiter als Laubgänge errichtet wurden, der vordere enthält wie auch der hintere je vier Felder, die wieder von Ligusterhecken eingeschlossen sind. Die Pfähle, Stangen und Bogen der Laubgänge oder Hallen sind laubgrün gestrichen und lassen durch ihre Gitterfenster die mannigfaltig gewundenen Zweige der Ulmen und Liguster hindurch. Vor und hinter den Laubgängen stehen allenthalben Bäume in Pyramiden- oder Obeliskform. Die Mitte des vorderen Eingangspavillons zeigt stolz die kurfürstlichen Insignien, welche von einem Paar, durch gärtnerische Kunst verfertigte, Löwen zur allgemeinen Bewunderung so gestützt werden, daß der Anblick des Bildwerkes nicht beeinträchtigt wird.

Ferner ist auch ein Obstgarten vorhanden, wenn auch nicht für den ganzen Bedarf, denn außerhalb der Stadt wird noch ein besonderer Garten mit Obstbäumen und Gemüsen für die Küche bebaut²⁹. Aber der Obstgarten, von dem jetzt die Rede ist, ist so angeordnet, daß die Bäume im Quincunx³⁰ oder je vier zusammen stehen, und er umgibt nicht nur den ganzen Blumengarten, sondern auch die Ränder beinahe des ganzen Gartens in geschmackvoller Reihung auf allen Seiten. Wenn man vom Blumengarten nach Westen weitergeht, trifft man auf eine andere Fläche, die für einen künstlichen Teich bestimmt ist, von dem wir später sprechen werden. Wenn du den Schritt nach Norden lenkst, wirst du wieder eine Treppe von 7 Stufen hinuntersteigen werden³¹, darauf wirst du, ein Lindenwäldchen durchschreitend, in den Kräuter- oder Medizinischen Garten kommen, der in vier Felder geteilt ist, deren jedes mehrere Beete enthält. Er wird von einer lebenden Umzäunung umgeben, und auf der anderen Seite befindet sich eine Brücke, durch die er mit dem Küchen- oder Gemüsegarten verbunden ist. Dieser besteht aus zwei Teilen, deren vorderer langgestreckt und in viele Beete aufgeteilt ist, der hintere ist rund und man geht von dem anderen über eine schmale Brücke zu ihm hinüber. Dies Rondell setzt sich aus 8 dreieckigen Beeten in sternförmiger Anordnung zusammen, mit drei anschließenden und einem quadratischen Mittelbeet. In dieser einfallsreichen Weise hat der kurfürstliche Baumeister J. Gregor Memhardt die Anlage aufgeteilt, als sie vor wenigen Jahren erneuert wurde, täglich bringt er viele Verbesserungen an.“

Soweit Elßholtz über die Gestaltung des Gartens. Ist der Garten in der geschilderten Form und so wie er auf Memhardts Plan dargestellt ist wirklich vorhanden gewesen? Sicher ist, daß der Garten bis zum ersten großen Querkanal — den an diese Stelle verlegten Spree- oder späteren Pomeranzengraben — so bestanden hat, bis auf den westlichen Teil, über den noch gesondert zu sprechen sein wird. Auch der Kräuter- oder medizinische Garten ist noch angelegt worden, doch wohl kaum der Gemüsegarten. Der gänzlichen Fertigstellung trat ein schwerwiegendes Hindernis entgegen. Der Kurfürst beschloß 1657, seine Hauptstadt neuzeitlich zu befestigen und zu diesem Zweck wurden in den folgenden Jahren dreizehn Bastionen rings um beide Städte und den Friedrichswerder aufgeführt. Eine dieser Bastionen — die 13. — wurde 1658 genau auf dem hinteren Gelände des Lustgartens, da wo sich der Kräuter- und der Gemüsegarten befanden, errichtet. Auf einem Entwurf für die neue Befestigung, der sich im Dresdener Hauptstaatsarchiv befindet, sehen wir diese Bastion über den Kräutergarten gezeichnet, während der Gemüsegarten nicht eingetragen ist. Der obere Teil des Gartens ist wie bei Memhardt dargestellt. Man kann also annehmen, daß der Kräutergarten schon bestand, der Gemüsegarten aber noch nicht. Der Kräutergarten ist auf Memhardts Entwurf „von einer lebenden Umzäunung“ umgeben, d. h. es ist ein Laubengang, der direkt am Wasser gelegen, dieselbe Form in größerem Umfang zeigt, als derjenige im oberen Lustgarten. Nur ist hier die Mitte von einem erhöht liegenden Pavillon eingenommen. Im Zuge des Hauptweges führen Stufen zu ihm empor. Beide Motive finden sich in gleichzeitigen holländischen Gärten, der Laubengang z. B. in Ter Mer und der erhöhte Pavillon in Huis ten Bosch. Auf dieser Abbildung sehen wir ferner vier Parterrestücke mit Initialen innerhalb von „Bordurwerk“, wie es in der Legende heißt. Man konnte von dem Pavillon aus den ganzen Kräutergarten bequem übersehen. Wenn dieser Garten schon bestanden hat, muß auch der Kupfergraben direkt zur Spree geführt und der im Bogen durch den Lustgarten fließende Graben zum Pomeranzengraben begradigt worden sein. Durch die Befestigungsarbeiten wurde der Teil des Geländes in den Garten miteinbezogen, welcher nach dem oben erwähnten Teilplan von 1643 und der Stadtansicht von Merian aus einem Sumpfloch bestand und den die Mauer zum Garten hin abschirmte. Jedoch sind die Teiche, wie sie Elßholtz beschrieben und gezeichnet hat, oder wie wir heute sagen, der Wassergarten aus dem Memhardtschen Entwurf nicht angelegt worden.

„Der Teich, den wir jetzt beschreiben wollen ... macht doch seinem Eigentümer viel Freude. Es gab eine langgestreckte sumpfige Ebene, die dem Westwind entgegenlag. Dort wird der Boden eine Elle tief ausgeschachtet, und eine genau viereckige Grube angelegt, deren Länge und Breite ... Fuß beträgt. Er wird von einem breiten Rande umgeben, der sich für Spaziergänge eignet, an dem verteilt sich eine Reihe von Bäumen befindet. Das Wasser ist nicht stehend, sondern wird aus dem nahen Fluß hineingeleitet, dadurch wird verhindert, daß der Teich aus Mangel an ständigem Zufluß schlechtes Wasser hat. ... Aus der Mitte des Wassers ragt ein Hügel hervor, oder wenn du so willst, ein künstlicher Felsen, durch den drei Röhren geleitet sind, von denen die mittlere senkrecht, die seitlichen etwas gebogen die vom danebenliegenden Kanal herangeführten Wassermengen zu einer kaum zu übertreffenden Höhe hinaufschleudern, was ein ebenso schönes wie seltenes Bild ergibt. ... Damit aber der Anblick der ganzen Anlage noch prächtiger wird, wird an der Südseite des Teiches eine gerade Mauer gezogen und in deren Mitte ein Gewölbe oder eine kleine Grotte angebaut, um an ihr auf beiden Seiten eine breite und besteigbare Treppe anzubringen, durch die man auf den oberen Gang gelangen kann, und zu einem großen Feld, welches in mehrere Beete für seltenere Gewächse geteilt werden soll.“



Zeichnung
oder Entwurf
für den
Wassergarten
aus: Elßholtz:
*Hortus Bero-
linensis*, 1656

Der von Elßholtz beschriebene und gezeichnete Wassergarten ist nicht der gleiche wie der von Memhardt entworfene. Anscheinend hat Elßholtz hier seine eigenen Vorstellungen von einer derartigen Anlage dem Kurfürsten zur Kenntnis bringen wollen. Bei Memhardt befindet sich die Mauer auf der West- und nicht auf der Südseite und ist im Untergeschoß gänzlich als Grotte ausgebildet. Ferner sind nicht drei größere Wasserbecken vorhanden, sondern ein großes Wasserbecken ist durch eine Vielzahl von Wegen und Stegen in einen sogenannten Wassergarten aufgeteilt, in welchem die „Beete“ aus Wasser bestehen. Als Vorbild hat wohl das Wasserparterre von Salomon de Caus im Heidelberger Schloßgarten gedient, das eine ähnliche Form zeigt. Der Kurfürst konnte sich weder die eine noch die andere kostspielige Anlage leisten, auch waren die Geländebeziehungen hierfür nicht günstig. Vielmehr

„die westliche Hälfte des Gartens war mit schönen solchen Hecken und daraus gebildeten Kabinettern und Ruheplätzen besetzt.“³²

Doch ist dieser Teil erst verhältnismäßig spät fertig geworden, denn wir hören aus der Chronik des Berliner Stadtschreibers Wendland zum Jahre 1682:

„Diesen Sommer ward der Churfl. Lustgarten am Schlosse erweitert bis an der Hunde-Brück.“³³

Dies kam daher, daß das Grundstück des Herrn v. Hertefeld mit dem Gebäude der ehem. Hofkonditorei wohl erst im Jahre 1659 an den Kurfürsten zurückgefallen war³⁴. Denn in der Anordnung vom 27. 4. 1659 zur Errichtung des Ballhauses wird bestimmt, daß die Konditorei abzubrechen sei. Die Gartenanlagen in diesem Bereich scheinen erst nach 1673 in Angriff genommen worden sein, da Hanff den Kurfürsten bittet, „einige alte fundamente, die dem garten nicht wenig nachtheilig seyn“, zu seiner „notturft“ verwenden zu dürfen³⁵. 1682 scheint dann dieser ganze Teil endlich fertig gewesen zu sein. Wir können uns daher nur der Meinung Seidels (S. 99) anschließen:

„Wenn auch dieser Grundriß teilweise gar nicht zur Ausführung gelangte Pläne schon als

vorhanden angeht, so bleibt er doch immer als die älteste und wichtigste bildliche Darstellung des Lustgartens und seiner Umgebung für uns von hohem Wert und giebt uns erst die Möglichkeit, ein klares Bild von der Anlage des Lustgartens zu gewinnen.“

Hier mag noch ein Gesichtspunkt eingeschaltet werden, der wohl den meisten Betrachtern des Lustgartens entgangen sein wird, und dies ist die Höhenlage des alten Gartens. Der Wasserspiegel der Spree im Bereich des Lustgartens liegt jetzt etwa bei 31,30 über NN. Vor dem Dom haben wir 35,30 ü. NN. Das ist ein Unterschied von 4 Metern. So hoch hat der Lustgarten früher nicht gelegen, da der oberste Blumengarten etwa drei Stufen tiefer als der Weg vor dem Schloß gelegen hat. Dann mußte man noch einmal 7 Stufen bis in den unteren Teil hinuntersteigen, das ist etwa zusammen eine Höhe von 1,50 Metern, hinzu kommt das Gefälle der ganzen Fläche bis zum Spreegraben, die notwendig ist, um das Regenwasser von den Wegen abzuleiten. Wenn wir ferner berücksichtigen, daß der Wasserspiegel der Spree früher höher lag als jetzt, können wir annehmen, daß der alte Lustgarten etwa 1 Meter über dem Spiegel der Spree gelegen hat³⁶. Man hatte also aus den Zimmern des Schlosses auf der Nordseite einen schönen Überblick über den gesamten Garten und diesen hinüber nach Monbijou und die Spree stromabwärts. Küster schreibt dazu noch (§ 65):

„Sonsten ist der Prospect des Schlosses überall vortrefflich, indem zu Behuf desselben nach Charlottenburg, Spandau, Oranienburg und aller Orten die schönsten Alléen in den benachbarten Wäldern ausgehauen worden.“

Eine dieser Alleen, die „Allee nach Spandau“, ist auf dem Vermessungsplan des Tiergartens, 1656 von Memhardt angefertigt, und auf dem Tiergartenplan von C. Henning vom Jahre 1717 im Bereich des kleinen Tiergartens eingetragen. Seltsamerweise fehlt sie aber auf dem Plan von La Vigne vom Jahre 1685. Auf dem Henningschen Plan ist ferner im Großen Tiergarten „Die Große Allee“ eingezeichnet. Diese stellt die Blickverbindung nach Charlottenburg her. Sie ist natürlich erst nach Erbauung des dortigen Schlosses durchgelegt worden und fehlt daher bei Memhardt. Auch die Anlage der Straße „Unter den Linden“ ist ein Teil dieser Planung. Wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, daß die Blickverbindungen auf die Ratschläge des Statthalters Johann Moritz von Nassau-Oranien zurückzuführen sind, der Berlin und Potsdam allerdings erst 1661 besuchte. Dieser hatte seine Residenz in Kleve mit Hilfe eines großartigen Alleensystems in Verbindung mit anderen Bauwerken der Umgebung gebracht und damit die Hinwendung zu diesem wohl imponierendsten Gestaltungsmittel des Barocks in Norddeutschland eingeleitet³⁷. Ein exakter Nachweis seines Einflusses ist freilich nicht möglich.

Wir wollen nun die Bauwerke im Garten näher betrachten. Da ist zunächst „das neue Lusthaus“ zu nennen, das, wie wir bereits gehört haben, an Stelle eines älteren getreten war, dessen Standort wir nur noch vermuten können. Bereits 1646 hat sich der Kurfürst mit dem Gedanken getragen, ein Lusthaus im Garten zu errichten, denn Arnim schlug in einem Bericht vom Februar 1647 vor, das alte Ballhaus abzubauen und die Steine für den Neubau zu verwenden. Doch Friedrich Wilhelm war damit nicht einverstanden, da er den Abbruch für ebenso teuer hielt wie die Beschaffung neuer Steine. Es ist dann bis zum Jahre 1650 nicht wieder die Rede davon gewesen. Memhardts erster Bau in Berlin war dieses neue Lusthaus oder die „Grotte“, wie es auch genannt wird, denn er vereinigte beide Zwecke in seinen zwei Stockwerken. Es erhielt seinen Standort in der Nordostecke des Gartens und nicht am Ende der Mittelachse oder an einem an-

deren hervorragenden Bezugspunkt. Aus dieser Platzwahl kann man erkennen, daß der Grundriß des ganzen Gartens mit der Aufteilung in quadratische Beete folgen vielmehr dem Stilempfinden der Renaissance als des Barock verhaftet ist. Auch ist sicherlich der kleine Graben um das Lusthaus — entgegen Geyers Ansicht (S. 61) — wie Memhardts Plan und der Befestigungsentwurf es zeigen, vorhanden gewesen, da dies ein Gestaltungsmittel dieser Stilepoche ist. Man legte gerne die Gebäude, gleichgültig ob Schloß, Lusthaus oder Pavillon, auf Inseln, und dies ließ sich hier gut verwirklichen.

„Es ist zwei Geschoß hoch, hat auf allen vier Seiten Vorsprünge, auf der Seite nach dem Lustgarten zwei kleine Türmchen, in der Mitte eine Kuppel, und rund herum Gallerien, ... Der untere Teil ist eine Grotte und hat auf beiden Seiten noch andere Kammern, und ein Gewölbe, darüber man in einen geschmückten Speiseraum kommt, und ein flaches Dach aus Kupfer, von dem aus man nach allen Seiten eine weite Aussicht hat, und man kommt von da in einen Halbkreis für Ballettveranstaltungen und in eine Bibliothek, die mit botanischen Werken ausgestattet ist. ... auf dem oberen Saale speisete bis 1708 der Hof öfter an schönen Sommertagen.“³⁸

So wird berichtet, daß bei der Hochzeit der Prinzessin Luise Dorothea mit dem Erbprinzen von Hessen-Kassel am 31. Mai 1700 nach einem Ausflug nach Rosenthal und Schönhausen

„in dem Saale über der Grotte des Schloßgartens in Berlin des abends Tafel gehalten ward, von da man den ganzen Garten und die Blumenbeete, den Stadtwall und den Spreefluß wie auch die vielen Wasserkünste übersehen konnte, welche letztere durch ihr Springen bei der Hitze eine schöne Kühlung gaben.“³⁹

Über das Lusthaus heißt es bei Elßholtz dann weiter:

„In die Grotte muß man keine Stufen hinabsteigen, sondern kann geradeaus durch den Eingang hineingehen. Sie zeigt an der inneren Seite den brandenburgischen Adler, der in Grottenmosaik aus Seemuscheln so geschickt hergestellt ist, daß die gewünschten Farben wie gemalt dargestellt sind. Wenn du aber hineingegangen bist, und die Augen an den achteckigen Seiten hast umherschweifen lassen, kommst du dir vor, als wärest du im Königshof des Meergottes, so ist alles mit Muschelschalen gleich den Schuppenkleidern von Fischen verkleidet, und mit schimmernden Korallenbäumchen geziert. ... Aber du würdest in diesem Wasserreich diese Artenfülle bei Plinius nicht mehr bewundern, wenn du hier außer Adlern nicht auch Mohren und Satyrn aus Muscheln sehen und den Gesang von Vögeln hören würdest, die durch ein künstliches Röhrensystem zum Flöten gebracht werden. So werden hier Augen und Ohren erfreut, auch die Gefühlsnerven angesprochen, wenn du durch einen plötzlichen Regenschauer deinen Leib übersprühen zu lassen wünschst. Sage es nur dem Aufseher, und du kannst einen richtigen künstlichen Regen haben, der auf dein Haupt von allen Seiten einströmt, wenn du dich ihm nicht schnell entziehst.“

Die Kuppel ist später hinzugefügt worden, da Memhardts Entwurf diese noch nicht zeigt, aber auf Stridbecks Zeichnungen zu sehen ist. Das Lusthaus entsprach in seiner zweistöckigen Anlage und mit der Unterbringung einer Grotte im Untergeschoß durchaus zeitgenössischen holländischen Vorbildern. Im Oranienburger Garten stand ein Lusthäuschen auf einem künstlichen Hügel, in dessen Untergeschoß — im „Souterrain“ — sich eine Grotte befand⁴⁰. Memhardt hat ein repräsentatives Gebäude geschaffen, das in zweckmäßiger Weise dem Bedürfnis nach mehreren Gartengebäuden in einem entsprach. Nur will die schon geschilderte abseitige Lage nicht mit dem Aufwand übereinstimmen, oder hat vielleicht der Baumeister aus Sparsamkeit das Fundament des alten Lusthauses mitbenutzt? Denn es ist seltsam, daß ab 1646 der alte Lustgarten diesseits des Spreegrabens erneuert wurde, das Lusthaus aber außerhalb dieses alten Gartens

und jenseits des noch vorhandenen Grabens gebaut werden sollte. Man kann daraus zweierlei schließen: Erstens ist spätestens bei Beginn des Baues des neuen Lusthauses die Verlegung des Spreegrabens durchgeführt worden und nicht erst bei Beginn der Befestigung. Zweitens hat hier schon zu Johann Georgs Zeiten eine Brücke bestanden und das Lusthäuschen hat sich in dem „silvatico“, — dem Wäldchen — wie es bei den damaligen Gartenschriftstellern und Gartentheoretikern heißt, in dem Bosketteil würden wir heute sagen, befunden. Damit können wir, nachdem wir nochmals zum Lustgarten Johann Georgs zurückgekehrt sind, sagen: Dieser Garten hat aus zwei Teilen bestanden. Einmal dem Blumen- und Parterregarten am Schloß, begrenzt nach Westen durch die erwähnte Gartenmauer, und getrennt durch den Spreegraben — verbunden aber durch eine Brücke — ein weiterer Gartenteil mit dem Lusthäuschen, welcher mit Boskettts oder Obstbäumen bestanden war⁴¹. Damit ist auch die Redewendung in dem Bericht des Johann Baptist Salla vom 13. Juli 1618 verständlicher, der von dem Lusthaus redet, das „in dem hintersten Lustgarten stehet . . . daß dasselbe möchte wiederumb renoviret, ausgebessert und die Schallung herum geschlagen werden.“⁴² Diese Meinung wird durch die Ansicht Berlins von Merian noch erhärtet, wo wir vor dem Schloß, links neben der Hundebrücke, deutlich die beiden Teiche und dahinter die Gartenmauer sehen, davor den Spreegraben und dann ganz links den „Gart“. Leider wird die mutmaßliche Brücke durch den Erdhügel am Gießhaus verdeckt, hinter dem der Spreegraben verschwindet. Die Ausdehnung des Gartens nach links vor der ganzen Stadtsilhouette Berlins ist mit der Begrenzung des Gartens durch den Spreegraben nach Geyers These nicht vereinbar. Auch hätte wohl Merian sonst den Spreegraben vor dem Gartenzaun nicht einfach weggelassen.

Ein weiterer wichtiger Bau im Lustgarten war die Orangerie oder das Pomeranzenhaus. Memhardt gibt seine Lage jenseits des breiten Grabens — des späteren Pomeranzengrabens — und des medizinischen oder Kräutergartens an. Geyer beweist anhand von urkundlichen Belegen⁴³ und des Planes von La Vigne, daß die Orangerie neben dem Apothekenflügel des Schlosses längs der Spree gestanden hat. Bei beiden mutet die Lage des Gebäudes etwas seltsam an, da man schon damals darauf achtete, ein derartiges Haus genau in Nord-Süd-Lage zu setzen, um die Sonnenwärme und den Lichteinfall am besten nutzen zu können⁴⁴. Hier im Berliner Lustgarten liegt es mit seiner Fensterfront nach Westsüdwest. Aber da das Gebäude anscheinend kaum Fenster hatte — wenn Geyer die vorhandene Zeichnung richtig gedeutet hat —, und nur ein massiver Unterstellschuppen gewesen ist, so ist die Lage nicht so wichtig. Auch das Pomeranzenhaus auf Memhardts Entwurf liegt nicht direkt dem Süden zugekehrt, es hat vielmehr eine Südostlage. Geyer mag Recht haben, wenn er behauptet, diese Orangerie Memhardts habe nie bestanden. Sie sei auch dort nicht gebaut worden, als im Dezember 1655 das alte Orangenhaus infolge Überheizung abbrannte und der gesamte Pflanzenbestand vernichtet wurde. Vielmehr wurde das Orangenhaus auf Weisung des Kurfürsten im Herbst 1656 an derselben Stelle in anderer Form wieder aufgebaut und erst 1687, als der Bibliotheksbau begann, abgerissen. Inzwischen war der Lustgarten durch den Bau der „Bastion im Lustgarten“ erheblich verkleinert worden. Da der Neubau von 1656 nur als Interimsbau in Holz geschaffen war, errichtete 1685 M. M. Schmits nach Plänen Nering's eine ganz neue Orangerie im Innenraum dieser Bastion. Diese öffnete sich in einem Halbkreisbogen — ganz so wie es die damaligen Bau- und Gartentheoretiker forderten

und wie es Vorbilder in ganz Deutschland zeigten — nach Süden und war auf die Mittelachse des Gartens orientiert. Die Verbindung zwischen Lustgarten und Orangerie stellte die sogenannte kleine Pomeranzenbrücke her. Der Garten hatte damit einen guten räumlichen Abschluß gefunden. Das planlose Hineinstellen von Gebäuden in den Gartenraum hatte aufgehört. Die Orangerie stand nun „als Widerspiel des Schlosses am Ende des Lustgartens“⁴⁵. Aus dem einfachen, rechteckigen Gewächshaus mit Pultdach, das im Sommer abgenommen werden konnte, war ein architektonisch gegliederter Baukörper geworden.

„Dieses ist ein Gebäude en Amphithéâtre nach Römischer Art, von einer Etage mit Jonischen Pilasters, einer Attica und 12 Statuen decorirt, worinnen ehemals die Orange-Bäume und andere rare Gewächse zu Winters-Zeit vor der Kälte bewahret wurden.“⁴⁶

Doch noch ein anderes Bauwerk müssen wir kurz erläutern. Es ist dies der schon erwähnte Bibliotheksbau. Dieses Gebäude sollte die Ostseite des Lustgartens zur Spree hin abschließen und die bauliche Verbindung zum Lusthaus herstellen. Auch sollte wohl die wenig schöne Aussicht auf die Buden und Hütten des Wursthofes auf der anderen Spreeseite verstellt werden. 1687 wurde das alte Pomeranzenhaus abgerissen und der Neubau begonnen. Er sollte die Schloßbibliothek und einige Repräsentationsräume aufnehmen. Durch den Tod des Großen Kurfürsten ein Jahr später wurde der Bau unterbrochen und auch nicht mehr zu Ende geführt. Elßholtz hat uns in seinem Werke „Vom Garten-Bau“ ein Idealbild des Lustgartens hinterlassen, wie er ihn sich wohl vorstellte. Auf diesem Bild sehen wir den Bibliotheksbau vollendet und das Lusthaus als Eckpavillon miteinbezogen. Diesem Bau entspricht auf der Westseite ein genau gleiches Gebäude, so daß der Lustgarten zu einem großen Gartenhof, ähnlich dem Münchener Residenzgarten, geworden wäre.

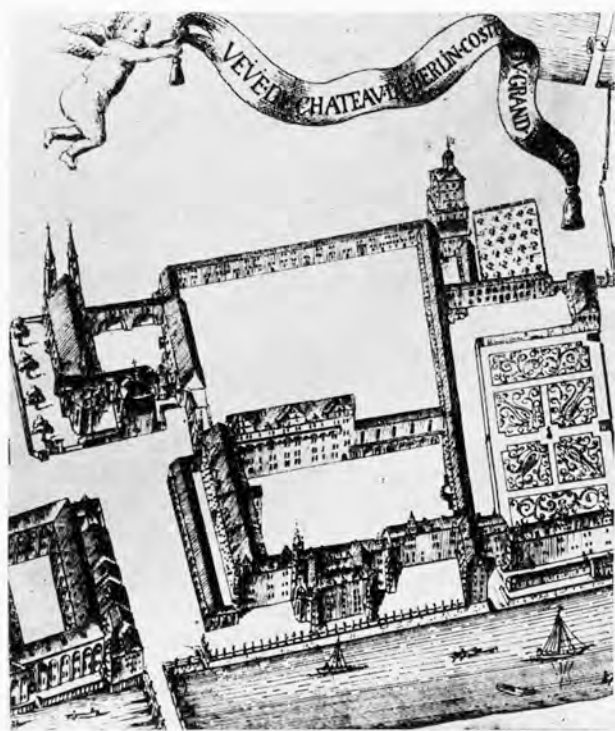
Ein Vogelhaus durfte in einem Garten der damaligen Zeit, der allen Ansprüchen genügen sollte, nicht fehlen. Seine Lage kennen wir nicht und über sein Aussehen sind wir nur durch die mangelhafte Skizze von Elßholtz unterrichtet, aber „vielleicht möchtest du auch die Größe unseres Vogelhauses wissen? Die Länge ausschließlich der an beiden Seiten angelegten Ornamentbeete beträgt 18 Fuß, die Breite 12, die Höhe bis zum Dache 10. Die Vögel, die nach Wintersende darein gesetzt zu werden pflegen, sind Türkentauben, die wie Menschen sehen können, Distelfinken, Zeisige, Goldammern, Haubenlerchen, Finken und andere. .. Auf dem Boden der Volière selbst sind eine kleine Fichte und eine junge Linde gepflanzt, auf deren Zweigen die Vögel sitzen können, wenn sie aus ihren Schlupfwinkeln heraushüpfen wollen“⁴⁷.

Das Vogelhaus scheint nicht lange bestanden zu haben, denn es wird in keiner anderen Beschreibung des Gartens erwähnt. Dagegen fehlt in keinem Bericht eine Schilderung der Neptunfigur.

„Im Jahre 1651 wurde im Blumengarten eine Grube ausgehoben, die an Tiefe 8 Fuß, an Länge 50, an Breite 34 aufweist. In der Mitte ragt eine Plattform heraus, deren Grundmauern aus Ziegeln, der obere Teil aus unbehauenen Steinen gebaut ist, die so zusammengefügt sind, daß sie wie eine steile Klippe aussieht. Auf ihr lagert hingestreckten Leibes der Seeberrschscher aus der Poesie, aus Pirnaer Sandstein in einem Stück gehauen, und mit passenden Farben bemalt. Mit der rechten Hand gießt er aus einem gewaltigen Krug Wasser in den umgebenden Teich, in denen seine Herde schwimmt, wie Plautus die Fische im „Pseudolus 3,11“ so hübsch nennt. Die Linke ist mit dem Dreizack bewaffnet, welcher ihm nach Vertreibung seines Erzeugers zusammen mit dem Meere zuteil wurde, ... Er ist von etwas fülligem Körperbau und sieht etwas phlegmatisch aus, dies hat die Kunst der Natur nachgemacht, denn diese Eigenschaft haben alle Wasserbewohner. Mußten doch

„Domine fac me scire viam per quam ambulem, Herr, Thue mir kund den Weg, darauf ich gehen soll“ (Psalm 43, 8)

angebracht. Wo waren nun die genannten Brunnen errichtet? Von der Statue des Kurfürsten wird berichtet, daß sie sich am Eingang zum Blumengarten befunden habe. Wir können annehmen, daß sie inmitten der ersten vier Beete mit den in Buchsbaum gepflanzten Anfangsbuchstaben des Fürstenpaares und der Adler gestanden hat. Wir können dort auf den Plänen von Memhardt und La Vigne eine stehende Figur angedeutet sehen. Eine Aufstellung vor den vier ersten Beeten auf dem Umgangsweg vor dem Schloß wäre zwar heute möglich, ist aber im Barock nicht üblich gewesen. Auch haben die Insignien auf den Blumenbeeten zu einem Standbild des Kurfürsten in ihrer Mitte mehr Beziehung als zu dem liegenden Neptunkoloß, dessen Standort immer an dieser Stelle angenommen wird. Für diese und die nächsten Ausführungen siehe den Plan von La Vigne. Leider ist in diesem übersichtlichen Plan nur die Wegführung angegeben, aber nicht der Charakter der einzelnen Felder. Um diesen zu finden, müssen wir uns noch einmal die Gestaltung des Gartens vergegenwärtigen: Vor dem Schloß, der Schloßapotheke und der Westseite am späteren Ballhaus lief „ein breiter offener Gang, dessen Seiten mit Kirschen, kleinen Mandelbäumen, Mispeln und zarten Pfirsichbäumen bepflanzt sind.“ Er war zu den eben genannten Blumen„stücken“ mit der Figur des Kurfürsten durch eine Ligusterhecke begrenzt. Vielleicht hat dieser „Gang“ einige — mindestens drei — Stufen höher gelegen, aber dies ist



*Das Schloß in Cöln
mit dem Lustgarten.
Ausschnitt aus dem
Plan von La Vigne,
1685*

auf den erhalten gebliebenen Plänen nicht deutlich dargestellt. Es ist aber durchaus zeitgemäß, daß man derart ausgeschmückte Blumenbeete gerne von einem erhöhten Standpunkt aus betrachtete. Die vier Blumenfelder werden im Bericht Arnims Ao. 1647 „oben der Platz“, bei Elßholtz die „Neue Anlage“ genannt. Es folgte nach Norden eine Rasenböschung, in welcher drei Treppenläufe mit je sieben Stufen zu den „vier Stücken unten nechst dem Ober-Platz“ hinunterführten. Hätte eine Stützmauer mit Balustrade hier statt einer Böschung gestanden, wäre dies wohl von allen Berichterstattern erwähnt worden. Den mittleren Treppenabgang zierten zwei Statuen der Ceres.

Den unteren Teil bildeten zunächst also wieder vier Beete oder Felder. Dann kamen die „vier Felder umb den Teich“ und „die vier hintersten Stücke“. Mit dieser Betrachtungsweise begeben wir uns im Gegensatz zu allen bisherigen Erläuterungen des Lustgartens, besonders zu Seidel und Geyer. Beide ignorieren völlig die im Bericht Arnims genannte „Gallery umb den Teich“. Wo hätte diese stehen sollen, wenn sich „der Teich ... und ... das Postument darauf der Man liegen soll“ innerhalb der obersten vier Blumenfelder befunden hätte? Durch die Berankung der „Gallery“ hätte man von den in Buchsbaum zierlich ausgelegten Insignien der Beete nichts gesehen. Auch hätte die Größe des Teiches von 15,7 x 10,7 m + Wegebreiten auf jeder Seite die Proportionen dieses Gartenteiles völlig zerrissen⁴⁹. Die Kolossalfigur des Neptun erforderte ihren eigenen Gartenraum, der durch die „Gallery“ oder die Laubengänge um das Wasserbecken und die „vier Felder umb den Teich“ geschaffen war. Der Neptun ist auch auf dem Idealbild von Elßholtz an dieser Stelle in einem rechteckigen Becken eingezeichnet. Sowohl Memhardt wie La Vigne zeigen in der Mitte des gesamten Gartens ein Wasserbecken; das eine rechteckig, wie bei Elßholtz angegeben, das andere rund, jedoch die Beetaussparungen auch rechteckig. Bei Memhardt ist dieses mit den erwähnten Laubengängen umgeben. Übrigens finden sich dafür Beispiele in holländischen Gärten der Zeit, wo auch Laubengänge und Pavillone einen freien Innenraum mit einer Fontäne umgeben. Die Laubengänge um das große zentrale Wasserbecken haben ohne Zweifel bestanden, denn Arnim berichtet am 5. Januar 1648 nach Kleve:

„als haben die unterschiedliche eingefallene Fröste verhindert, daß ich von Schöningen, wie auch von Güstrow, dahin ich zwey Gertnergesellen geschicket, kein Ligustrum erlanget, daß die Galleriefelderens wie auch die übrigen Innenfelder bey dem Pommerantzen Hauße, mit Bußbaum nicht versetzer werden können, sol aber bey dem angehenden Frülíngk die erste Arbeit sein, die Gertnerarbeiten an die Portalen, wie dan albereit eines fertigk und soll damit ferner continuiert, wie dan auch der Schleussenmeister eine Gallarey umb den Teich aufgerichtet, und soll damit auch verfahren.“⁵⁰

Elßholtz beschreibt ja die „Portalen“ auch:

„die Mitte des vorderen Eingangspavillons zeigt stolz die kurfürstlichen Insignien, welche von einem Paar durch gärtnerische Kunst verfertigte Löwen zur allgemeinen Bewunderung so gestützt werden, daß der Anblick des Bildwerkes nicht beeinträchtigt wird.“

Es bliebe nur die Abweichung der Jahreszahlen zu klären, denn Arnim gibt 1647 die Anfertigung des Neptun als geschehen an und Elßholtz schreibt, daß 1651 die Grube für den Meergott ausgehoben wurde. Es ließe sich denken, daß es mit der Zuleitung des Wassers — denn Neptun sollte ja reichlich mit Wasser plätschern — bei den damaligen technischen Möglichkeiten nicht so glatt gegangen ist und erst 1651 alle dazu nötigen Arbeiten beendet werden konnten. Elßholtz

wollte sicherlich diese Schwierigkeiten in seiner Gartenbeschreibung nicht schildern und ist elegant darüber hinweggegangen.

Der Schalenbrunnen hat vielleicht inmitten der „vier hintersten Stücke“, wo bei Memhardt ein Platz gezeichnet ist, gestanden. Möglicherweise auch westlich des Neptun, wo bei La Vigne ein Ausschnitt in der Mitte weiterer Felder dargestellt ist. Dies könnten schon Boskettquartiere gewesen sein, in die solch ein Schalenbrunnen sich besser einpaßt als in flache Blumenfelder. Sicherlich bezieht sich die Jahreszahl 1656 bei Nicolai auf die Aufstellung dieses Brunnens und nicht auf den Neptun.

Außer den geschilderten Brunnen hat es sicherlich noch mehr Wasserspiele im Lustgarten gegeben. So ist auf einer Ansicht von Stridbeck ein runder Springbrunnen gezeichnet, der mit keinem der bisher behandelten gleichgestellt werden kann. Dieser könnte inmitten der vier Felder unterhalb der Böschung gestanden haben, was auch mit der Umgebung, z. B. dem angefangenen Bibliotheksbau übereinstimmen dürfte. Auch eine spätere Errichtung — die Zeichnung ist vom Jahre 1690 — wäre denkbar.

Es bliebe noch die Frage zu klären, wo die von Elßholtz angeführten Baumpflanzungen zu suchen sind:

„Vor und hinter den Laubengängen stehen allenthalben Bäume in Pyramiden- und Obeliskform.“

Diese „Bäume“ waren nur Bäumchen und standen in regelmäßigen Abständen an den Rändern der Blumenfelder, deren Ecken durch die zahlreich vertretenen Putten und Statuen antiker Gottheiten betont wurden. Und

„der Obstgarten, von dem jetzt die Rede ist, ist so angeordnet, daß die Bäume im Quincunx oder je vier zusammen stehen und er umgibt nicht nur den ganzen Blumengarten, sondern auch die Ränder beinahe des ganzen Gartens in geschmackvoller Reihung auf allen Seiten.“

Auf den Feldern zwischen Pomeranzenhaus und Lusthaus, sowie auf den Quartieren westlich der Grotte längs des begrabigten Spreegrabens und des Kupfergrabens finden wir diesen „Obstgarten“. Vielleicht sind sogar die Innenräume der einzelnen Boskett mit Obstbäumen bepflanzt gewesen, so wie es damals in vielen Lustgärten, z. B. in Herrenhausen, der Fall war⁵¹. Am Ufer der Spree und der anderen Wasserläufe umschloß eine Lindenallee den ganzen Lustgarten. Auf der Zeichnung Stridbecks mit Orangerie und Lusthaus sind diese Obstbäume getreulich eingezeichnet.

Wir haben inzwischen schon allerlei Pflanzen kennengelernt, die in diesem Lustgarten wuchsen. Doch wollen wir uns nun noch eingehender mit ihnen befassen, da sie der Werkstoff und der Hauptinhalt jeden Gartens sind. Im Bericht des Dr. Elßholtz wurden uns schon zahlreiche Pflanzen genannt, die im Lustgarten vorhanden waren. Die obersten vier Felder „sind von niedrigem Buchsbaum eingefast und ihre Flächen mit Figuren geschmückt, die von dem gleichen Buchsbaum kunstreich gebildet sind“, alles „von Ligusterhecken umzogen“. Diese vier Felder umgibt ein breiter offener Gang, dessen Seiten mit „Kirschen, kleinen Mandelbäumen, Mispeln und zarten Pfirsichbäumchen bepflanzt sind“. Unterhalb der Treppe waren die vier vorderen und die vier hinteren Felder „wieder von Ligusterhecken eingeschlossen“. Die Laubengänge sind ebenfalls mit Liguster und mit Ulmen überwachsen. „Vor und hinter den Laubengängen stehen allenthalben Bäume in Pyramiden- und Obeliskform“. Diese können aus *Buxus sempervirens* oder *Taxus baccata* gezogen gewesen sein.

Der Kurfürst war ständig bestrebt, den Pflanzenbestand nicht nur an Orangerie-Pflanzen zu erweitern. Er ließ überall durch seine Residenten und Handelsvertreter günstigen Angeboten nachgehen. Während seines Klever Aufenthaltes schickte er öfter Pflanzen aller Art nach Berlin oder ließ diese durch Gärtner abholen. Arnim mußte auch über das Wachstum der Pflanzen berichten und, wie schon erwähnt, Blumen nach Kleve schicken. Ein anderes Mal heißt es in einem seiner Schreiben:

„An Tulpen werden E. Churf. Durchl. tausend stücke über dem Inventario Zuwachs haben, wie denn der Gertner die Schachtell mit den überschickten Tulpen gleichitzo auff empfangen.“

Gerade Tulpen gab es im Berliner Lustgarten in vielen Sorten. Elßholtz veröffentlichte 1661 ein „Theatrum tuliparum ad mandatum Ser. El. Brandenb.“, in dem 126 Sorten abgebildet wurden. Das größte Wunder darunter war eine grüne Tulpe mit weißem Rand, welche mehrere Jahre dort geblüht hatte. Im Juli 1660 wurden von Dietrich Jantzen aus Haarlem zahlreiche Blumenzwiebeln bezogen, die einzeln aufgeführt sind in der

„Specification der Zwiebelgewächse vor Ihro Churfl. Durchl. zu Brandenburg im Lustgarten:

1. Von allerhand Sorten schöne Anemonen, jedweder arten 6 Pflanzen.
2. Von allerhand arten Ranunculis Asiaticis jedweder arten 4 Pflantzen.
3. Die große Ranuncula 2 Pflantzen.
4. Von allerhand arten schönen Tulipanen, jedweder arten 6 Zwiebeln.
5. Die Tulipa Viceroi genannt, 30 Zwiebeln.
6. Englische Iris jedweder arten 12 Zwiebeln.
7. Allerhand Hyacinthen, jedweder arten 10 Zwiebeln.
8. Allerhand Cyclamen, jedweders Cyclamen 3 Zwiebeln.
9. Allerhand Fritularia, jedweder arten 12 Zwiebeln.
10. Die schwartze Fritularia, 3 Zwiebeln.
11. Die gelbe Fritularia, 2 Zwiebeln.
12. Dens Canis, jedweder Sorten 12 Zwiebeln.
13. Dens Canis, gesprengt, 2 Zwiebeln.
14. Iris Bulbosa, jedweder arten 20 Zwiebeln.
15. Allerhand schöne Narcissen jedweder arten 6 Zwiebeln.
16. Allerhand arten Narcissen juncifolio, jedweder arten 6 Zwiebeln.
17. Narcissa Tertimatili jedweder arten 6 Zwiebeln.
18. Allerhand Sorten Croco, jedweder arten 50 Zwiebeln.
19. Allerhand arten Gladiola, jedweder Arten 12 Zwiebeln.

Und was sonst noch rares von Zwiebelgewächsen war, das nicht gespificiret ist, mit überzusenden.“⁶²

„1652 wurden . . . zu den Alleen längs der Spree, von dem Churfürstlichen Residenten M. Dögen, in Holland 700 Linden gekauft“ berichtet Nicolai. Im Frühjahr 1649 erhielt Burckhardt Friedrich, „Jardinier“ im Lustgarten zu Ryßwick, 80 Gulden für „bulbische“ Gartengewächse und Blumen.

Die Zeugnisse für die Einführung von Orangeriegewächsen aller Art sind bedeutend zahlreicher. Durch die Anführung der Arten und der Anzahl sollte der Reichtum der kurfürstlichen Sammlung herausgestellt werden, da man danach den Wert und die Berühmtheit eines fürstlichen Gartens der damaligen Zeit abschätzte. Elßholtz hat seiner Beschreibung des Lustgartens ein Verzeichnis der im Garten vorhandenen Pflanzen folgen lassen, die durch ein Verzeichnis der in der Mark vorkommenden Pflanzen ergänzt wurde. Auch ein Herbarium legte er

an, das sich bis zum zweiten Weltkriege im Botanischen Museum in Dahlem befand. 1663 wurde die „Flora marchica“ gedruckt herausgegeben.

1648 hören wir, daß Arnim einen Gärtnergesellen nach Leipzig geschickt hat, um 24 Pomeranzenbäume zu holen. Die Anfänge dieser Orangerie-Sammlung wurden durch den Brand des Pomeranzenhauses im Dezember 1655 vernichtet. Der gesamte Pflanzenbestand „vor viele 100 Thaler an Gewächsen und Bäumen“ ging verloren. Doch schon im nächsten Sommer übernahmen Hanff und Elsholtz aus dem Erbe des Kommandanten von Küstrin einen ganzen Posten Pflanzen: „Specification derer frömbden Beume und allerhand Gewächse, so aus des Herrn Gouverneurs und Obristen George Ehrentreichs von Burgstorffs vor der Veste Cüstrin belegenen Lustgarten, dem Churfl. Brand. Lustgärtner H. Michael Hanff den 12. July Ao. 1656 überantwortet worden.

Vierundzwanzig Pommeranzenbäume, darunter drey mit Früchten in großen Tubben.

Drei Citronenbäume, worunter einer mit Früchten

Zwey Lorbeerbäume

Sieben große Kasten mit 36 gefüllten Leucoijenstöcken

Ein großer Nerianbaum roht blühend in einem Tubben.

Acht Kasten mit allerhandfarb raren Nagelblumen, darinnen 80 schöne Stöcker.

Drei Jasminbäume, darunter ein gefüllter in Töpfen.

Eine schöne Cypressenstaude in einem Tubben.

Ein Strauch Jasimin Persicum in Tubben.

Zwey Amnionum Plini in guten Töpfen.

Eine Jucca im Topfe.

Ein Tubben mit schwartzen Lilien.

Zwanzig junge Leucoj-Stöcke noch über die obigen.

Sechs Roßmarin-Stöcke in guten Tubben.

Zwey Töpfe noch mit vergülter Roßmarin.

Ein Topf mit serpentaria.

Ein großer Kasten mit Sedum Arborescens, darinnen auch Halam Pflantzen und Ocimastrum flore Alb.

Ein Topff lich. Calcedonica flore pleno.

Ein Topff Jacobea Marina.

Ein Mirthj Major Baum im Tubben.

Zwey Töpfe mit schönen Nagelblumen, genannt der Admiral von Seeland.

Signatum Cüstrin ut supra

(gez.) Jo. Sig. Elsholtz D. — Georg Heinrich Holtzmann — Michael Hanff⁵³

Im August 1657 reiste Hanff nach Brabant und erwarb „allerhand auslendische frömbden Bäume und raritäten von gewechße“. „In gedachtem Jahr (1657) kaufte der Churfürstl. Brandenburgische Rath und Resident in Brüssel Charle Andre de Stavern eine Partie fremde Bäume für 2000 Rthlr., welche im Frühjahr ankamen.“ Diese Bäume sollen aus einem Garten des Johann Moritz von Nassau in Brabant gekommen sein, vielleicht sind es dieselben Pflanzen, welche Hanff angeblich in Brabant gekauft hatte. Es wird sicherlich so gewesen sein, daß Hanff die Bestände erst besichtigt und den Kauf der „Handelsvertreter“ des Kurfürsten dann vollzogen hat. Diese Sendung ist auch diejenige, „welche durch die angehende Kälte im Herbst übereilet, zu Hizaker im Lüneburgischen auswintern müssen, und im Früh-Jahr 1658 allererst anhero gebracht wurden.“ Doch nicht nur in den Niederlanden, sondern auch in Italien wurden „150 Bäume, welche zum Behuf dieses Garten an. 1657 von Signore Gabriel Minetto Milanese dal Lago di Granada eingekauft“. „Anno 1659 kaufte obgedachter Gabriel Minetto eine Partie Pomeranzen- und Citronen-Bäume in Genua. Anno 1660. und 63.

lieferte eben derselbe vor einige 100 Thlr. Nicht zu gedenken, was für Gewächse von Altdorf/Leipzig/Straßburg/Rom und aus dem Haag anhero gekommen.“⁵⁴

Auch der brandenburgische Gesandte in Wien mußte sich um Raritäten für den Lustgarten kümmern und sie bei Bartholomeo Jovio de Campo besichtigen. Die Citrus-Bäume wurden mit ihren Kübeln meist auf dem Wasserwege aus den Niederlanden nach Berlin gebracht, während die Pflanzen aus Italien und den anderen Ländern, gut in Kisten verpackt, oft mit Früchten behangen, auf dem Landwege in den Lustgarten gelangten.

Im Herbst 1672 wurde ein neuer „Orangeur“ im Lustgarten angestellt: Johannes Oliva, dem Hanff das Inventar des Pomeranzenhauses übergeben mußte. Dazu wurde aufgestellt ein „Inventarium über das Pomeranzen-Haus im Churfürstl. Brandenburg. Lustgarten zu Berlin. Wie solches bei der Besichtigung den 18ten Novembr. 1672 befunden worden“⁵⁵. Es folgt eine lange Liste aller vorhandenen Pflanzen, meist mit ihren lateinischen Namen, die aber von den heutigen oft so verschieden sind, daß man Mühe hat, die tatsächlichen Pflanzen herauszubekommen. Unter Tit. 1 Die Orangerie werden 586 Citrus und Punica-Bäume aufgeführt.

„Unter sotanen Pomerantzen- und Citronen-Bäumen befinden sich gegenwertig dreißig Stücke, welche mit zeitigen Früchten voll besetzt sind, also daß an einigen zu 100 reiffen Pomerantzen hängen: Die übrigen sind grösten Theils mit grünen Früchten, oder auch zugleich Blüht besetzt. — Kleine doch schon oculirte Pomerantzen-, Citronen- und Citronaten-Bäume, welche alhir gezogen sindt 57 ... — Süße Citronen-Bäume (*Citrus limetta*) 8 ... — Granaten-Bäume (*Punica granatum*) mit einfacher Blüht 10. — Granaten-Bäume mit gefülter Blüht 23.“

Unter Tit. 2 Andere rare Bäume werden Lorbeerbäume (*Laurus nobilis*), *Laurus Cerasus* (*Prunus laurocerasus*, Kirschlorbeer), Myrthen, Oleander, Terebinthus (*Pistacia terebinthus*), *Cotinus sive Coccygria* (*Cotinus coggygia*, der Perückenstrauch), 56 Feigen Bäume und 1 Palma humilis genannt.

In dieser Palma humilis können wir wohl mit einigem Recht die Chamaerops humilis, die Zwergpalme, vermuten, welche erst im letzten Weltkrieg im Botanischen Garten, Dahlem, zu Grunde gegangen ist. Bei der Auflösung des Lustgartens im Jahre 1715 kam die Palme, welche der Kurfürst einst aus Holland mitgebracht hatte, zunächst nach Charlottenburg und der „Königl. Leib-Medicus und Hofrath Andreas von Gundelsheim ... ein großer Botanicus ... , brachte es durch seine Vorstellung anno 1715 bei dem hochsel. König Friedrich Wilhelm ... dahin, ... daß alle ausländische Pflanzen und Gewächse, welche sonst in den Königl. Gärten zu Schönhausen, Charlottenburg, Potsdam, Honslardijek⁵⁶ und andere befindlich waren“, in den „Lust- und Küchen-Garten, welcher gemeinlich der Hopfen Garten oder hortus Medicus genennet wird ... eine Viertel Meile von der Stadt nach dem Dorf Schönberg zu, auf der Straße nach Potsdam, gelegen“, gebracht wurden. Dort ist die Palme, welche beim Tode des Großen Kurfürsten schon 4 Meter hoch gewesen sein soll, geblieben bis zur Verlegung des Botanischen Gartens nach Dahlem im Anfang dieses Jahrhunderts. Alexander von Humboldt schreibt im Kosmos II:

„Ich habe daran erinnert, wie der Anblick eines colossalen Drachenbaumes und einer Fächerpalme in einem alten Thurne des botanischen Gartens bei Berlin den ersten Keim unwiderstehlicher Sehnsucht nach fernen Reisen in mich gelegt hat.“

Auch der Drachenbaum ist noch in Dahlem gewesen und erst durch die Zerstö-

rung der Gewächshäuser, ebenso wie die Zwergfächerpalme, eingegangen. Nach dieser Betrachtung des Lebensweges zweier Pflanzen aus dem Lustgarten bis in unsere Tage, wenden wir uns wieder dem Inventar von 1672 zu und finden unter Tit. 3 Fremde Stauden-Gewächse: Capparis, den Kapernstrauch; Rosa Moschata, die Moschusrose, Jasminum, den echten Jasmin; einige Ficus-Arten und andere schwer zu bestimmende Pflanzen-Arten, insgesamt 72 Stück.

Bei Tit. 4 Schirm-Gewächse an Kräutern und Blum Werck ist die Mehrzahl der 151 Schirm-Gewächse („die nicht in freyer Luft dauern“) nicht sicher zu ermitteln. Es werden 2 Aloe-Arten; 2 Yucca-Arten; 2 Hedysarum(Süßklee)-Arten, 3 Arten Canna, das indische Blumenrohr; 2 Arten Passionsblumen; Ysop; Geranium; Iris; Teucrium, Gamander; Ruta, die Raute; Lavendel; 2 Arten Scilla; 2 Arten Sedum; Cyclamen verum- das Frühlings-Alpenveilchen; Boretsch und Baldrian genant. Zum Schluß werden, „An Topff Nägelein, Gefäße 187. — Volle Leucojen (Levkoje) mit braunen Blumen 60. — Volle Leucojen mit weißen Blumen 20. — Volle Leucojen mit gesprengten Blumen 7. — Volle Leucojen mit rothen Blumen 4. — An Roßmarin Kasten 15. — An vergülten Roßmarin Stöcke 8.“ aufgezählt. Das ist eine ganz stattliche Pflanzensammlung. Sie ist wohl bis zur Auflösung des Lustgartens nicht kleiner, sondern eher noch größer geworden.

Im Berliner Schloß gab es ein Bild des Blumenmalers Friedrich Wilhelm van Roye, das einen Zweig zeigte „halb Orange und halb Citronen auf einem Baum gewachsen zu Cölln an der Spree“. Dieses Wunder läßt sich leicht erklären, hörten wir doch im obigen Inventar, daß „kleine doch schon oculirte Pomérantzen . . . Bäume“ vorhanden waren. Auf einem der „wilden Pomerantzen-Bäumlein in erdnen Töpfen“ hatte der geschickte Orangeur zwei verschiedene Edelreiser auf einen Zweig okuliert, wie man das auch heute noch bei unseren Obstbäumen macht.

„In den königlichen Schlössern verstreut findet man noch Darstellungen von einzelnen Tulpen von bemerkenswerter Größe und Farbe, und anderer Blumen, zuweilen monströser Art, welche jedenfalls im Lustgarten geblüht haben und deren Erinnerung auf diese Weise festgehalten wurde.“⁵⁷

Nun müssen wir noch einer Pflanze gedenken, die im Lustgarten angepflanzt wurde und sich sehr schnell von hier aus über die Mark und das ganze Kurfürstentum ausbreitete. Wir meinen die Kartoffel. 1657 beschreibt sie Elßholtz folgendermaßen:

„Tartuffeln aus Holland, Solanum Tuberosum esculentum. Nachtschatten mit knolligen Wurzeln, zur Speise dienlich (Grüblinge, Erdbirnen), allhier muß man nicht verstehen die Erdmorcheln, welche sind ohn Stengel und Blätter, als welche von den Welschen auch Tartuffeln genannt werden, sondern sie gehören unter das Geschlecht der Nachtschatten.“

In der „Flora Marchica“ 1663 wird die Zubereitung der als „Küchenwurzel“ eingeordneten Kartoffel erklärt:

„In der Küche werden sie fürnemlich auf viererley Art zubereitet. Erstlich siedet man sie im Wasser mürbe, und wenn sie erkaltet, so ziehet man ihnen die außwendige Haut ab; alsdann giesset man Wein darüber und lesset sie mit Butter, Salz, Muskatenblumen und dergleichen Gewürz von Neuem kochen: so sind sie bereit. Darnach kann man sie mit Hühner-, Rind- oder Kalbfleischbrühe kochen und abwürzen: oder sie auch an Rind- und Hammelfleisch tun. Oder man schneidet die abgekochten Tartuffeln in runde Scheiben und bratet sie in der Pfanne. Oder viertens man schneidet Zwiebel und Essig daran und lasset es also durchbraten.“

In seinem „Diätikon, oder neuen Tischbuch“, das der Ausgabe seines Buches „Vom Garten Bau“ vom Jahre 1684 angeschlossen ist, schreibt er:

„Man ißt aber diese Tartuffeln theils zur Lust und Verenderung, theils als eine nährende Speise, weil sie nunmehr ziemlich gemein bey uns worden.“

Sie hatte also innerhalb von zwanzig Jahren schon allgemeine Verbreitung gefunden, nachdem sie zuerst als Rarität im Lustgarten angepflanzt worden war. Auch wird nun neben der roten Kartoffel mit lilafarbenen Blüten eine weitere Art genannt: „*Solanum tuberosum esculentum flore albo*. Tartuffeln mit weißen Blumen und gelben Blumen.“

So hatte die Einführung und Weiterverbreitung in Brandenburg nicht so lange gedauert, wie ihr Weg von Irland, England über Holland nach Berlin. In Burgund wurde sie schon seit 1588 angebaut, dorthin war sie von Spanien gekommen. Aus dem gleichen Jahr stammt ihre erste europäische Abbildung im Musée Plantia-Muctus in Antwerpen.

Kurz sei auch der Künstler gedacht, die im Laufe der Jahrzehnte zur Gestaltung und Ausschmückung des Gartens beigetragen haben.

Von Johann Gregor Memhardt, dem leitenden Architekten, der seit 1650 in Berlin wirkte, wissen wir, daß er aus Linz in Oberösterreich stammte und nach manchen Wander- und Studienjahren in Deutschland, Holland und Italien als Festungsbaumeister zuerst in Pillau und Memel tätig war. Er lebte bis zu seinem Tode im Jahre 1678 in Berlin und war auch der erste Bürgermeister der neuen Stadt Friedrichswerder. Die Zusammenarbeit mit dem Lustgärtner Michael Hanff muß sehr eng gewesen sein. Dieser ist wohl der Gestalter des vorderen Lustgartenteiles, der schon bei Memhardts Ankunft in Berlin fast fertig war. Memhardt hat in sehr glücklicher Weise diese Teile mit seinem Entwurf zu einem geschlossenen Ganzen gefügt.

Michael Hanff war am 10. 11. 1619 zu Cölln als Sohn des „Chur-, Lust- u. Küchengärtners hernach Heidereuters im Amt Zechlin“ Hans Hanff geboren. Seine Lehre hat er, wie schon erwähnt, im herzoglichen braunschweigischen Garten in „Heßheim“ oder Hessem bei „Meister Johann Royern“ abgeschlossen. Von Joh. Royer stammt eine umfangreiche Beschreibung des Hessemers Lustgartens, der in dieser Zeit zu den bekanntesten Lustgärten Deutschlands zählte. Es folgten Wanderjahre in Deutschland, Italien und ein dreijähriger Aufenthalt in Holland. Danach war er für den Kurfürsten Georg Wilhelm von 1639—42 in Königsberg tätig, wo er einen Lustgarten anlegte. 1645 trat er die Nachfolge seines Vaters in Berlin an und ist am 30. 11. 1678 gestorben und in St. Petri begraben worden. Seine Tochter Ursula Marie war verheiratet mit Heinrich Bender, dem „itzo succedirenden Lust-Gärtner“. Hanff bezog ein Gehalt von 486 Talern neben Naturalien und erhielt vom Kurfürsten eine Baustelle „hinter dem Reithause auf dem Werder“⁵⁸.

Michael Hanff war der Lustgärtner des Berliner Gartens; diese Stelle ist nicht gleichzusetzen mit der des „Küchengärtners“. Vor 1650 war dies Hans Dreßler, der im Etat als „alter Küchengärtner“ mit einer Rente von 291 Talern verzeichnet steht. Die Lustgärtner wurden mit „Herr“ tituliert, auch als „Jardinier“ oder „Orangeur“ bezeichnet, während die anderen Gärtner „Küchengärtner“, „Gartengeselle“ oder einfach „Gärtner“ genannt wurden.

1672 trat Hanff in den Ruhestand und der „Orangeur“ Johannes Oliva

wurde sein Nachfolger. Aus diesem Anlaß wurde das oa. Inventar aufgenommen. Als Oliva zu Beginn des Jahres 1673 nach Potsdam versetzt wurde, wurde Hanffs Schwiegersohn Heinrich B e n d e r zum Lustgärtner bestimmt, der 1669 zum Meistergesellen ernannt worden war.

P i e t e r S t r e n g, welcher die Neptunfigur, den Schalenbrunnen, eine Ceres und eine sitzende Florafigur, ferner 2 Sonnenuhren mit Kindern fertigte, stammte aus Rotterdam und ist wie Franz D u s a r d nicht in Berlin selbst tätig gewesen, sondern hat seine Arbeiten auf Bestellung geliefert. „Franz D u s a r t, oder du Sard, mit dem Zunamen Walon, lernte die Bildhauerei in Rom, kam in König Karls I. von England Diensten, von da kam er nach dem Haag. Er machte dasselbst 1651 das marmorne Bildnis des Kurfürsten, . . . desgleichen das marmorne Bildnis des 1648 zu Kleve geborenen und 1649 gestorbenen Prinzen Wilhelm Heinrich, welches auch im Lustgarten stand.“ Dusard war wohl der „namhafteste“ Bildhauer, der für den Lustgarten tätig war. Der Kurprinz soll als Amor und deshalb mit Flügeln versehen gewesen sein und in den Händen die Kurfürstenkrone gehalten haben. Außerdem hat Dusard auch noch eine Venus für den Garten geliefert.

„Von den anderen Marmorstatuen ist eine, auf der Auction in Brüssel erworbene Ceres zu nennen, und die schönen Statuen Neptun und Apollo von Franc. Bonnani, so wie nicht minder die der Venus, Diana, Lucretia, Cleopatra und des Actäon. Diese sind alle Franc. Bonnani's Werk.“

Weitere holländische Bildhauer waren: Otto M a n g i o t, der aus Brabant stammte; er kopierte für den Lustgarten einen bogenschnitzenden Cupido von François Dusquesnoy, welchen der Prinz von Oranien dem Kurfürsten geschenkt hatte. „Georg L a r s o n, ein holländischer Bildhauer, der sich unter Karl I. in England aufhielt, und 1654 in Berlin 12 Kinderfiguren modellirte, welche in Blei gegossen wurden und im Lustgarten standen.“ Es waren jedoch nach Elßholtz 24 Kinderfiguren — nicht 12 wie Nicolai angibt — sowie eine Venus mit einem Fische. Diese Gießarbeit führte „Jakob V o u l l e a u m é, sonst auch Vignerol genannt, aus Flandern gebürtig“ aus. Er hatte „allerhand statuen und figuren, grotten und fontainen und sonsten was S. Churfl. Dchl. von ihm begehren“ zu fertigen und „goß die bleyernen Statuen usw., die ehemals im Lustgarten standen“⁵⁹, so drei Kopien nach französischen Originalen: Apollo, Diana und Bacchus und einen Merkur des Jean de Boulogne.

Im Lustgarten befanden sich also zahlreiche Bildwerke, jedoch sind wir nur bei den wenigsten über den Standort unterrichtet. Die Anzahl schwankt bei den Chronisten. Schon Elßholtz vermerkt 1657 14 marmorne, 5 steinerne und 29 bleierne Statuen jeder Größe im Garten; es sind dies die eben genannten. Die Kinderfiguren stellten die Jahreszeiten, die Sinne und die Tierkreiszeichen, sowie Putten dar. Die zwei Sonnenuhren waren mit wasserspritzenden Kindern besetzt; die Schatten der Wasserstrahlen sollten den Sonnenstand und die Uhrzeit anzeigen. Dazu kamen noch künstlerisch gestaltete Vasen und Blumenkübel aus den verschiedensten Materialien.

Vergessen dürfen wir auch nicht die Grottenmeister oder Grottierer, welche die Grotte im Lusthaus auszugestalten und zu unterhalten hatten. David P s o l i m a r, der schon unter Kurfürst Georg Wilhelm kurfürstlicher Wachsbossierer gewesen war, wurde vom Großen Kurfürsten 1650 als Grottenmeister mit 368 Talern Gehalt übernommen, ihm folgte 1660 Johann B a r a t t a und 1687 des-

sen Bruder Franz. Johann Damnitz, der schon seit 1680 für die Springbrunnen und Wasserkünste verantwortlich war, wurde 1700 auch Grottenmeister. Er erhielt 550 Taler Gehalt und später noch 250 Taler mehr, ein sehr hohes Gehalt. In dieser Stellung folgte ihm 1706 der Kgl. Grottier Just Jakob Scheid und 1709 H. S. Schulze. Mit der Auflösung des Lustgartens 1715 entfiel auch das Amt des Grottenmeisters. Lediglich den „Maler, Grottier und Sprützenmacher Ebert, der das Wasser im Schloß 120 Fuß hoch zu treiben vermochte“, scheint König Friedrich Wilhelm I. nicht entlassen zu haben, da er ihn für die Wasserversorgung des Schlosses benötigte⁶⁰.

Wir haben schon gesehen, daß manche der Grottenmeister auch gleichzeitig die Wasserkünste betreuten. Gute „Fontaniers“ oder Fontänenmeister waren selten und wurden daher sehr hoch bezahlt. Doch manchmal mußte ein auswärtiger „Kollege“ helfen, wenn es gar nicht mehr gehen wollte. So wurde 1687 Benedict de Münter, damals Fontänenmeister des Herzogs von Celle nach Berlin berufen, um die Springbrunnen im Lustgarten in Gang zu bringen.

Der Lustgarten muß schon bald nach den Jahren des intensiven Ausbaues ein schönes Bild geboten haben. Zwar sind die Beschreibung von Elßholtz und das folgende „Fürstliche Wiegenlied“ des Kämmerers und Stadtrichters zu Cölln/Spree, Nikolaus Peukert, zur Geburt des Kurprinzen Karl Emil darauf ausgerichtet, eine Gegengabe des Kurfürsten herauszufordern.

„Drum schlaf, es hat noch keine Noth,
Wann ist nicht Krieg geschehn!
Und Morgen, wils der liebe Gott,
Soltu den Garten sehn
Den Garten, den dein Vater hat
So wunderschön gebaut,
Desgleichen Babylon die Stadt
Kaum jemals angeschaut.
Du wirst Dich wundern üm den Mann
Mit einem Gabel-Stiel,
Der Wasser von sich sprützen kan,
Sobald der Gärtner wil.
Du siehst den wunderschönen Klee
Dem Lentz entgegen gehn,
Und Männerchen, weiß als der Schnee⁶¹,
Nach guter Ordnung stehn.
Du fühlst der Tulpen Atlaß an,
Und zweifelst, ob auch Hirt,
Ein Mahler, so schön mahlen kan,
Als hier gesehen wird.
Du wirst durch köstlichen Geruch
Biß auf das Hertz ergötzt,
Wenn als ein Wolken-blaues Tuch
Violen stehn gesetzt.
Du hörst das liebliche Geschrey
Der Vögel, wann zumal
Der Amsel Stimme kommt dabey,
Nebst einer Nachtigal.
Du kömst ins Pomerantzen Hauß,
Und probest den Geschmack,
Und liesest Dir Citronen aus,

Die Welschland kaum vermag.
 Nach diesem hältst Du Mittagsruh,
 Und wenn Du bist erwacht,
 So zeigt man Dir die mülke Kuh,
 Aus Holland hergebracht.
 Man weist Dir den Reiher-Stand,
 Unlängst hier angelegt;
 Und wie bald hier, bald dort ein Land
 Das Wild mit Heu verpflegt.
 Man führt Dich auf den Neuen Berg⁶²,
 Und zeigt Dir Hirsch und Wild,
 Die neue Spree⁶³, das Schleusenwerk,
 Und was noch sonst viel gilt.
 Schlaf also, lieber Churprinz, schlaf,
 So soltu alles sehn,
 Wird das nicht stattlich seyn und prav?
 Ja, ja, es soll geschehn!⁶⁴

Doch haben wir zahlreiche andere Zeugnisse, besonders Berichte von Besuchern am brandenburgischen Hofe, über den Lustgarten. So schildert ein Reisetagebuch den Besuch einer niederländischen Gesandtschaft mit dem Bürgermeister von Amsterdam, Herrn van Maerseveen, an der Spitze 1655 in Berlin. Da heißt es u. a.:

„Den 11. Mai, Dienstags, haben wir des Morgens mit Herrn van Maerseveen den Lustgarten des Kurfürsten besichtigt, der ganz ordentlich bepflanzt und sehr groß war. Des Nachmittags hat der Herr van Maerseveen in seinem Quartier gespeist und wurde wie zuvor von zwei bis drei Herren traktiert. Weiterhin sind wir diesen ganzen Nachmittag in dem Garten gewesen, weil es an diesem Tage wieder sehr heiß war und zu warm, um herumzugehen oder etwas anderes zu tun.“⁶⁵

Und G. G. Küster berichtet (§ 20):

„Der bekandte Italiäner Gregorius Leti hat anno 1687 den Zustand des Schlosses, wie er unter der Regierung Churfürst Friedrich Wilhelms gewesen, vor Augen gestellt. Er sagt: ... Der Lustgarten ohnweit des Schlosses könnte nicht in schönerer Ordnung oder besser gelegen seyn, indem er einen weiten und angenehmen Prospect längst der Spree hat, und mit Grottenwerk, Springbrunnen und Wasserfällen, welche den schönsten Italiänischen Gärten nichts nachgeben, versehen ist. Alle manierliche Leute können nach Französischer Art, in diesen Garten spazieren gehen, und ich finde in diesem schönen Garten etwas angenehmes, welches ich nicht ausdrucken kan.“

Auch nach dem Tode des Großen Kurfürsten änderte sich daran nichts:

„Zu Zeiten Churfürst Friedrichs III. (des späteren Königs Friedrich I.) ward dieser Garten merklich gebessert, und mit schönen Cascaden, Spring-Brunnen, Statuen und Blumen-Beeten ausgezieret, auch in dem Untern-Garten eines und das andere geändert. Als aber der Schloßflügel nach dem Garten gebauet wurde, mußte der Ober-Garten, um dem Schlosse einen Prospect zu schaffen, zum theil eingehen, jedoch ward desto mehr Fleiß an den Unter-Garten gewandt.“⁶⁶

1695 besuchte der Weißenfelder Architekt Christoph Pitzler Berlin, und sein Skizzenbuch, das uns jetzt leider nur in einer Fotokopie erhalten geblieben ist, ist ein wichtiges Dokument auch für den Zustand des Lustgartens in dieser Zeit^{66a}. Es finden sich darin zwei Grundrisse des Gartens. Der eine stammt aus dem Jahre 1695 und der andere, da sie beide von einander verschieden sind, muß im Jahre 1701 bei dem zweiten Besuche Pitzlers aufgenommen worden sein. Es

ist nämlich noch der obere Gartenteil eingezeichnet. Bei dem Grundriß des Jahres 1695 steht folgende Erläuterung:

„Der Lustgarten nechst am Schloß ist gar fein angeleget, mit Waßer umbfloßen und mit Statuen wohl gezieret, wie auch mit Waßerwerke, so legte man auch Plantaget an zu Boscages von Weißbüchenholz, in der mitten Waßerwerke. Bey a. eine Terrasse mit Parterre b. Parterre c. Waßer od. jet d'eau d. Parterre de gacon à boscage e. Orangerie f. Waßer g. Grotte h. Brück i. Bäume ...? 1. solte ein breiter Gang sein und andere Seite auch abgetheilte Boscage. Das Waßer zum Waßerwerken wird durch Maschinen gehoben.“

In dem Plänchen sind diese Buchstaben eingetragen. Der dargestellte Grundriß hat Ähnlichkeit mit dem in La Vignes Plan vom Jahre 1685, wenn auch die Breite der einzelnen Gartenteile oder, um bei der alten Bezeichnung zu bleiben, der „Felder“ unterschiedlich ist. Besonders auffällig ist ein abweichend gestaltetes Felderpaar in Höhe der Grotte, welches ganz schwarz dargestellt ist und in der Mitte ein rundes Beet mit seitlichen Wegeaussparungen zeigt. In der Rundung der Orangerie sehen wir vier gleich schwarze Beete. Wir müssen annehmen, daß diese Schwarzfärbung Rasen bedeuten soll, Gebüsch kann sie nicht darstellen, da vor der Orangerie man wohl kaum hohe Sträucher angepflanzt haben dürfte. Die Pitzlersche Zeichnung beweist ganz deutlich, daß die „Gallerie“ um den Neptun 1695 nicht mehr vorhanden war und die westlichen „Felder“ des Lustgartens aus „boscage“ (Bosketts) bestanden, denen zum Teil Salons und Heckenkabinete eingefügt waren.

Der zweite Grundriß zeigt etwa die gleiche Aufteilung, jedoch nur die westliche Hälfte des mittleren Teiles. Wieder haben wir hier die großen, fast quadratischen, Felder um das „bassin“, diesmal jedoch mit einer kreuzförmigen Wegeteilung und ausgerundeten Ecken. Zum Pomeranzengraben und zum oberen Garten vor dem Schloß hin liegen schmalere Felder mit Rundbeeten in der Mitte, die eine halbrunde Beetkantenführung ergeben. Vielleicht sind dies parterres à la boulingrin gewesen, worauf die eingezeichneten Konturen in dem Feld am Pomeranzengraben hindeuten könnten. Ein parterre à la boulingrin ist eine vertieft angelegte Rasenfläche mit seitlichen Rasenböschungen, auf deren oberen Rande in regelmäßigen Abständen in Formen geschnittene Eiben- oder Buchsbaumpflanzen stehen können. Seltsamerweise hat Pitzler die Brücke zur Orangerie und die Beete davor nicht eingezeichnet und auch deren Grundriß abweichend dargestellt. Doch sollte man diesen Unterlassungen nicht allzu großes Gewicht beilegen.

1696 besuchte der Malteserritter Alessandro Bichi-Ruspoli Berlin und schildert in seinem Tagebuch auch den Lustgarten mit den Worten:

„In der Nähe des Hofes befindet sich der Garten mit Blumen und Obstbäumen, auch Blumenbeeten, nach französischer Art und im Hintergrund mit einem schönen Theater (hiermit ist die Orangerie gemeint!). In der Mitte fließt ein Bach (der Pomeranzengraben!), über den eine Brücke führt, welche man vermittelt einiger Gegengewichte an beiden Seiten emporziehen kann. Auf einer Seite des Garten sieht man den Anfang eines Gebäudes, welches zur Bibliothek bestimmt ist und unten einen Gang und eine Galerie enthält.“⁶⁷

Der obere Gartenteil, wo die Statue des Großen Kurfürsten stand, mußte spätestens im Jahre 1702 dem Neubau der Lustgartenfront des Schlosses durch Schlüter weichen. An welcher Stelle das Standbild seinen neuen Platz erhielt und in welcher Form die Anbindung des Gartens an den Neubau erfolgte, ist unbekannt, denn wir besitzen leider keinen weiteren oder ausführlicheren Plan des

Lustgartens aus dieser Zeit, sondern nur die bekannten Ansichten von J. A. Stridbeck, die schon erwähnt wurden. Außerdem gibt es noch einige Idealansichten des Lustgartens, welche der Elßholtz'schen ganz ähnlich sind. P. Schenk aus Amsterdam stellt eine Ansicht nach Norden zu dar. Nur die Orangerie und das Lusthaus waren vorhanden, die beiden langgestreckten Trakte und die Aufteilung des Gartens sind erfunden. Doch werden die von Pitzler genannten „Machinen“ nochmals erwähnt. Der Grottenmeister Johann Damnitz berichtete im April 1701, daß „die Maschine für die Wasserkunst im Münzturm durch eine neue ersetzt werden müsse, ebenso daß die hölzernen Wasserleitungsröhren, die „ganz verfaulet“, und die Wasserbottiche im Münzturm zu erneuern seien“. Dagegen sei die Grotte in „ziemlich guthen Stande“. Die Reparaturen wurden bald darauf genehmigt und durchgeführt. Die Wasserkünste eines Gartens waren in damaliger Zeit der kostspieligste Teil der Anlage, nicht nur in der Errichtung, sondern besonders in der Unterhaltung; wenn nicht durch die Gunst der Lage in bergigem Gelände natürliche Quellen und die gegebenen Höhenunterschiede ausgenutzt werden konnten. So hat Friedrich der Große seine Fontänen in Sanssouci nie springen sehen, außer einer, die einmal für eine halbe Stunde in Gang war, obgleich er große Summen dafür ausgegeben hat⁶⁸. Selbst der große Gartenliebhaber und Kunstmäzen Lothar Franz von Schönborn, Erzbischof von Mainz und Bischof von Bamberg, hat immer wieder in seinen zahlreichen, weitaus günstiger liegenden Gärten Sorge mit den Wasserkünsten gehabt.

Seltsamerweise ist sonst aus den Regierungsjahren Friedrichs I. über den Lustgarten nichts bekannt. Dies ist wohl damit zu erklären, daß der Garten nicht erweiterungsfähig war, da er zwischen Schloß und Bastion eingespannt war und als fertige Anlage übernommen wurde. Der König hatte mehr Freude an den Gärten, die er nach seinen Wünschen und Ideen neu gestalten konnte, so wandte sich sein Interesse mehr Oranienburg, Schönhausen, Friedrichsfelde, Malchow und andren zu. Am 17. Juni 1706 wurde Franz Michael Bender als Nachfolger seines Vaters zum Lustgärtner ernannt, nachdem dieser über dreißig Jahre dem Garten vorgestanden hatte. Dem jungen Bender war eine so lange Tätigkeit im Lustgarten nicht beschieden, denn mit dem Tode Friedrichs I. war auch das Ende des Gartens gekommen.

Der sparsame und amüsische Friedrich Wilhelm I. hatte kein Geld für die „Alfanzereien“ seines Vaters und kürzte drastisch die Ausgaben des Hofes; da schon damals die Unterhaltung eines Lustgartens Geld kostete und nichts einbrachte, war sein Untergang gewiß. Der Lic. der Rechte Zacharias Grubel schreibt in seiner geschriebenen Zeitung aus Berlin am 10. Juni 1713:

„Der Königl. Lustgarten, so nahe am Schlosse gelegen, wird mit ehesten rasiret und in einen Place d'armes verwandelt, da man dann bereits mit Transportirung der raresten Garten-Gewächse nach Charlottenburg und Friedrichsfelde den Anfang gemacht.“

Im Januar 1714 heißt es:

„S.K.M. ... haben 2 Bataillons ... in dem hiesigen Schloß- oder sogenandten Lustgarten exerciret, welcher Platz schon vorlengst zu einem Place des Armes destiniret und dieserwegen jetzo ganz applaniret ist, ohne daß der schöne Bassin nur alleine noch geblieben, der aber auch vermuthlich wegkommen wird.“

Ein Jahr später, im April 1715, schreibt derselbe:

„... auf dem Place d'Armes, ehemahligen Schloßlustgarten, woraus man seiter wenig

Tagen den letzten Überrest der Hecken und Bäume, davon man Hoffnung hatte, weil sie nur um der äußersten Allee waren, folglich zur Vergrößerung des Platzes fast wenig contribuiren können, daß sie würden stehen bleiben, weggenommen. Der schöne bassin ist auch eingerißen und der Erden gleich gemacht, . . .⁶⁹

Die Orangerie, die Statuen und Bildwerke, Vasen und Putten wurden zum Teile nach Charlottenburg gebracht, dessen Garten der König zum Gedenken an seine Mutter zu erhalten befohl. Ein anderer Teil kam nach Friedrichsfelde, das er dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Schwedt 1717 überließ. Manches wurde auch nach dem Botanischen- oder Küchengarten vor dem Potsdamer Tore geschafft. So stehen noch heute im Blumenparterre vor dem großen Palmenhaus im Botanischen Garten in Dahlem eiserne Blumenkübel mit Delphinhenkeln und Fruchtgehängen aus dem alten Lustgarten⁷⁰. Die Neptunsfigur und das Bassin dazu fand einen neuen Platz in dem schönen Garten Köpenicker Straße 167/168, der die Bezeichnung „Luisenhof“ führte. Hier hat ihn Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts noch der bekannte Louis Schneider gesehen. Viele der Skulpturen wurden in einen Speicher des Bauhofes gebracht und dort vergessen. Im vorigen Jahrhundert wurden sie an Villenbesitzer in den neu entstehenden Stadtteilen Berlins für wenig Geld verkauft. So standen 1910 in den Vorgärten der Villen in der früheren Königgrätzer Straße verschiedene Figuren und Vasen. Vor dem Hause Nr. 46 D standen zwei 3 m hohe Vasen aus mehrfach überstrichenem grauem Ton. Am Sockel war noch zu lesen „Cossin Frs. Paris“. Vor Nr. 46 B und C standen einige Putten und zwei Säulen, die früher Büsten trugen. Ob sie heute noch vorhanden sind, habe ich nicht feststellen können⁷¹. So war aller Glanz verschwunden und dort, wo sich einst die schnurgeraden Hecken hinzogen, waren jetzt schnurgerade Ziegelstreifen gepflastert, um den Bataillonen bei der täglichen Parade ihren festen Standort zu kennzeichnen. Um das Gelände für einen Paradeplatz erst geeignet zu machen, mußte der ganze Untergarten, der ja beträchtlich tiefer lag als die unmittelbare Umgebung des Schlosses, aufgefüllt werden; erhielt jedoch noch nicht die Höhe, welche das ehemalige Lustgartengelände heute hat. Nur die Alleen längs des Pomeranzen- und des Kupfergrabens bis zur Hundebrücke blieben bestehen.

In der Grotte oder dem Lusthaus und in einem Teil des Bibliothekstorso richtete der Kaufmann Johann Barraband eine Tapetenmanufaktur ein; 1738 machten aus den Erdgeschoßräumen einige Bildhauer eine Werkstatt. Die Leitung dieser später königlichen Bildhauerwerkstatt hatte seit 1747 Francois Gaspard Adam und dann Pierre Antoine Tassaert inne. Den oberen Saal übergab der König der Berliner Kaufmannschaft als Börse. Das Orangeriegebäude wurde „einem Etaminmacher ad dies vitae gegeben, welcher solches auf seine Kosten zu dem Handwerk aptiren“ ließ. Vom Jahre 1749 ab befand sich dann der neue Packhof darin. Ein Teil des Bibliothekstorso nahm das Königl. Waschhaus auf.

Als Friedrich II den Thron bestieg, tauchte schon in den ersten Wochen seiner Regierung in den Berliner geschriebenen Zeitungen eine Meldung über den Lustgarten auf:

„Dieses ist auch gewiß, daß das Schloß und der Garten in Oranienburg wieder sol restaurirt und in seinen vorigen Lustre gesetzt werden, ingleichen der heißige Lustgarten, welcher zeithero der Paradeplatz gewesen;⁷²

Aber zu dieser Wiederherstellung der alten Pracht ist es nicht gekommen. Vielleicht als Ersatz dafür ließ der König den Speisesaal des Schlosses anlässlich des

dieser Pappeln verschwand erst Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Der ganze Paradeplatz wurde 1798 nach einem Vorschlag David Gillys mit Rasen angesät, dessen Betreten aber streng verboten war. Ein Besucher Berlins berichtet im Jahre 1799:

„Dieser schöne Platz ist mit einer Allee von Pappeln und Kastanien eingefast. Eines Morgens lehnte ich mich an eine der Kastanien und schaute den Übungen eines Regiments zu. Es wurde Mittag, das Regiment zog ab und der Platz wurde leer. Schon im Begriff, ebenfalls quer über denselben den Heimweg anzutreten, rief mir eine Schildwacht mit donnernder Stimme zu: „Wohin da? Will Er zurück!“ Erschrocken sah ich mich um und erfuhr nun von den Vorübergehenden, daß keine Civilperson aus der Allee heraus auf den Platz treten, noch weniger denselben überschreiten dürfe. Übertretung dieses Verbots habe das Arretiren nach der Wache zur Folge, wo der Contravenient mit fünf Thalern Strafe sich loskaufen müsse.“⁷⁴

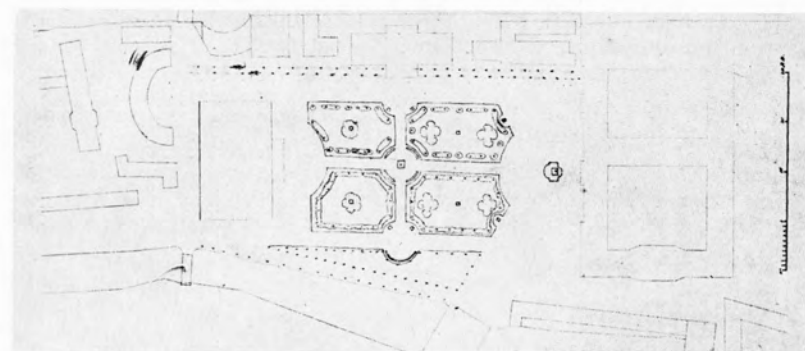
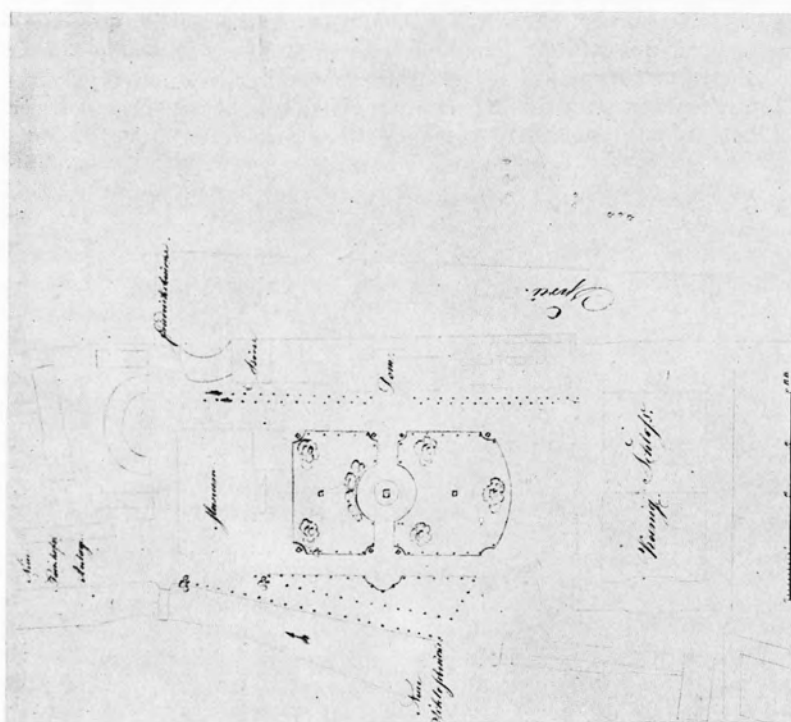
Und Ludwig Rellstab erzählt in seinen Lebenserinnerungen aus dem Jahre 1806: „Die ganze Ebene des Platzes war mit dem schönsten Gras bewachsen, ein Eigentum der Commandantur. Das Betreten desselben war streng untersagt, so daß einst ein Soldat, der nur gestattet hatte, daß eine Dame sich den Hut, der ihr vom Winde auf den Platz geworfen war, wiederholte, durch den damaligen Commandanten von Berlin, General von Götz, bestraft wurde. So galt uns der Platz für einen gewissermaßen geheiligten, und es schien uns ein schweres Vergehen, ihn mit einem Fuß zu betreten. Wie erstaunte ich daher, als ich ihn bei einem Spaziergange mit meinem Vater ganz bedeckt von Soldaten sah! Es waren die französischen Gardes, welche, in Begleitung des Kaisers einmarschiert, dort bivouakierten! Dieser Frevel dünkete mich ein garnicht zu rechtfertigender! Was allen so streng verboten, hatten sich diese in solchem Maße gestattet.“⁷⁵

Damit sind wir schon ins nächste Jahrhundert vorausgeeilt. Wir müssen noch nachtragen, daß 1798 das alte Lusthaus mit der Grotte abgerissen wurde. An seiner Stelle wurde 1801—1805 für die Börse ein Neubau von dem Geheimen Oberhofbaurat Becherer errichtet. Im Jahre 1800 wurde an der Südwestecke des Lustgartens ein Marmordenkmal von J. G. Schadow für den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau aufgestellt. Und 1804 weiß ein Berichterstatte zu melden:

„Im Lustgarten ist die Promenade, die vorher theils nicht hoch genug, theils wegen der vielen spitzigen Kiesel un bequem war, erhöht und verbessert worden; so daß es jetzt zweifelhaft ist, ob dieser Platz, wenigstens in mancher Hinsicht, der Promenade unter den Linden nicht vorgezogen zu werden verdient. . . . Dagegen sind im Lustgarten die dunklen und kühlen Schattengänge unter den Kastanien, die Umgebung des Wassers auf zwei Seiten mit seinen, besonders im Herbste angelegten Obstkähnen, das liebliche Grün des mittleren Platzes, für den, dem es nicht so sehr um das Sehen und Gesehenwerden zu tun ist, gewiß noch einladender wie die Linden. . . . Die Hundebrücke ist ganz neu belegt und mit andern Geländern versehen worden.“⁷⁶

Sonst änderte sich in diesen ganzen Jahren nichts wesentliches, auch wurden nach den Freiheitskriegen hier wieder Paraden abgehalten. Es ist nicht uninteressant aus dem Munde Heinrich Heines 1822 dazu folgendes zu hören:

„Ich bin zwar kein sonderlicher Freund vom Militairwesen, doch muß ich gestehen, es ist mir immer ein freudiger Anblick, wenn ich im Lustgarten die Preussischen Offiziere zusammenstehen sehe. Schöne, kräftige, rüstige, lebenslustige Menschen. Zwar hier und da sieht man ein aufgeblasenes, dummstolzes Aristokratengesicht aus der Menge hervor-glötzen. Doch findet man beim größeren Theile der hiesigen Offiziere, besonders bei den jüngeren, eine Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit die man um so mehr bewundern muß, da, wie gesagt, der Militairstand der angesehenste in Berlin ist. Freilich, der ehemalige schrofte Kastengeist desselben wurde schon dadurch sehr gemildert, daß jeder Preuße wenigstens ein Jahr Soldat sein muß, und, vom Sohn des Königs bis zum Sohn des



Zwei Entwürfe „zur Aufschmückung des Lustgartens“ von Peter Joseph Lenné vom Jahre 1828
(ehemals im Besitz der Gartendirektion Sanssouci, jetzt der Deutschen Bauakademie Berlin)

Schuhflickers, keiner davon verschont bleibt. Letzteres ist gewiß sehr lästig und drückend; doch in mancher Hinsicht auch sehr heilsam. Unsere Jugend ist dadurch geschützt vor der Gefahr der Verweichlichung.“⁷⁷

Doch in den zwanziger Jahren sollte sich nun das Gesicht des Lustgartengeländes entscheidend ändern, nachdem es schon vorher Projekte gegeben hatte, hier den großen Männern Preußens aus den Freiheitskriegen eine gemeinsame Ehrung zu schaffen. Eine vorgesehene Aufstellung von Statuen der Feldherren und Staatsmänner sollte im Halbrund angeordnet und zum Schloß hin geöffnet sein⁷⁸. 1820/1822 wurde die Fassade des Domes von K. F. Schinkel im klassizistischen Sinne umgestaltet und dabei die Umsetzung der Pappeln vorgenommen⁷⁹. Ebenfalls 1822 begann der Neubau der bis dahin noch aus Holz bestehenden Hundebrücke. Sie wurde nun in Stein aufgeführt, erhielt aber noch in der Mitte eine Vorrichtung zum Aufklappen, damit die Kähne durchfahren konnten. Das Gelände aus Eisenguß wurde durch vier Sockel aus rotem Granit unterbrochen. Den plastischen Schmuck erhielt die Brücke erst nach Schinkels Tode durch acht Marmorgruppen von Bildhauern aus der Schule Rauchs. Anfang des Jahres 1823 reichte Schinkel dem König eine Denkschrift über den Bau eines Museums im Lustgarten ein, nachdem er vorher schon den Umbau des alten Akademiegebäudes Unter den Linden zu diesem Zweck projektiert hatte. Der König stimmte dem Plan nach Prüfung durch eine Kommission zu und von 1824 bis 1828 wurde der Bau an der Nordseite des Lustgartens errichtet. Dazu war es notwendig, einen Pfahlrost von vielen tausend Stämmen in den Boden des zugeschütteten Pomeranzengrabens zu treiben. Mit der Errichtung des Museums ergab sich zwangsläufig die Notwendigkeit, den Vorplatz, also das Restgelände des alten Lustgartens, neu zu gestalten. Es gibt vom Jahre 1828 zwei Entwürfe Lennés für die Neugestaltung oder wie es auf den Zeichnungen heißt: „zur Aufschmückung des Lustgartens in Berlin“. Der erste ist wohl von Hennig, dem Berliner Mitarbeiter Lennés, und der andere von ihm selber gezeichnet. Der erste Ent-



*Die Nationalgalerie mit der großen Fontäne im Jahre 1826
Zeichnung von Karl Friedrich Schinkel. Veröffentlicht mit freundlicher Genehmigung
der Staatlichen Museen zu Berlin.*

wurf zeigt eine Querteilung. Vor dem Museum liegt eine große Rasenfläche; die Achse des Domes wird durch einen breiten Weg aufgenommen, der sich in der Mitte zu einem runden Platz mit einem Denkmal erweitert und am Kupfergraben vor der Allee in einem Halbrund endet. Zum Schloß hin liegt wieder eine Rasenfläche, die größer ist als die vor dem Museum gelegene. Dieser Entwurf ist nicht sehr glücklich, da auf das Museum überhaupt kein Bezug genommen wird, ja der Blick auf das Gebäude wird zusätzlich durch eine breite Strauchgruppe abgeriegelt. Der zweite Entwurf teilt die ganze Innenfläche in vier gleichgroße Felder durch Hinzufügen einer Längsachse vom Museum aus. Zum Schloß und zum Museum hin endet diese Achse in halbrunden Plätzen. Am Schnittpunkt der Museumsachse mit der Achse der Straße Unter den Linden sollte anscheinend das Denkmal Leopolds von Dessau Aufstellung finden.

Keiner dieser Entwürfe wurde ausgeführt. Vielleicht hat Lenné von sich aus diese Vorschläge für den Lustgarten gemacht, ohne daß es zu einer Zusammenarbeit mit Schinkel gekommen ist. Denn erst im September 1829 fragt Schinkel wegen einer Mitarbeit Lennés beim Geh. Kabinettsrat Albrecht an⁸⁰. Vielmehr fertigte Schinkel selbst verschiedene Entwürfe für den Lustgarten an. Schon im Sommer 1822 hatte er „die Regulierung der Baumanlagen und Grenzen am hiesigen Lustgarten“ zu bewerkstelligen. „Schinkels Plan ging dahin, in der Mitte einen großen, mit Kies bedeckten Platz zu schaffen, der nach dem Schlosse zu in einem weiten Halbrund endigte. An der Ostseite vor den ungleichen Gebäuden rechts und links des Domes beabsichtigte er eine Anzahl von Standbildern vor einer Wand von hohen Lindenbäumen. Die vorhandenen Kastanien und Pappeln könnten verpflanzt werden . . . Der König erlaubte aber nur die Bäume auf der Nordseite, wo das Museum seinen Platz finden würde, zu beseitigen, im übrigen sollten einstweilen keine Veränderungen ausgeführt werden.“⁸⁰ Später hat er „eine Fontaine zur Verzierung des Museums“ entworfen. Aber nicht nur dieser Schalenbrunnen mit seinem Springstrahl und den von Schale zu Schale herabsprudelnden Wassern sollte den Lustgarten zieren, auch die Wangen der Museumstreppe waren mit Wasserspeiern und halbrunden Becken davor versehen.

Aus dem Jahre 1828 haben wir zwei Entwürfe für die Gestaltung des Lustgartens. Der erste, anscheinend vom Jahresbeginn, zeigt am Rande eine ausführliche Erläuterung von Schinkels Hand⁸⁰:

„E—F Rasenpartien mit Orangen besetzt, welche den Fuß des Königlichen Schlosses verzieren, aber Eingänge für die Portale A und B lassen.

Sämtliche Rasenflächen sind an den Wegen und Straßen mit Buchsbaumhecken von 1 Fuß Höhe einzufassen, damit die Grenzen in Ordnung gehalten werden, besonders aber auch im Winter ein angenehmer Eindruck in dieser Anlage bleibt.

Erläuterungen.

Folgendes sind die Rücksichten, wonach dieser Entwurf festgestellt wurde:

1. Durch die Anlage sollte ein regelmäßiges Ganzes entstehen und die verschiedenen mehr oder minder abweichenden Winkel in den umgebenden Gebäuden ausgeglichen werden.
2. Die große Fläche von Steinpflaster auf dem Platze vor dem Schlosse, welche ein ödes Aussehen hat, ganz schattenleer ist, die unangenehmen Wirkungen des Windes und Staubes befördert und Schwierigkeiten für den Abfluß des Regenwassers veranlaßt, sollte durch diese Anlage angenehmer werden, indem sie durch eingreifende Gras- und Baumpartien verringert wird. Ein Springbrunnen auf der Mitte des Platzes würde ein schönes Point de

vue für die Straße vom Brandenburger Tore her abgeben. Dieser Brunnen wäre zugleich so gestellt, daß er zugleich auf das Schloßportal A träfe und also beim Durchgehen von der Breiten Straße her, durch dieses Portal gesehen, ein schönes Bild machte. Zugleich ist dieser Brunnen auch auf die Mitte der ganzen Gartenanlage und des Museums gerichtet.

3. Die Gartenanlage ist so gestaltet worden, daß überall die Kommunikationen sowohl auf den Fußwegen als auch auf den gepflasterten Straßen ohne Umwege stattfinden können.

4. Bei möglichster Regelmäßigkeit der Anlage ist auch dahin gesehen worden, daß dieselbe viel Mannigfaltigkeit in den verschiedenen Ansichten darbietet; durch Lücken in den gepflanzten Linien, welche Durchsichten auf einzelne Gebäude gestatten, und durch gesonderte Baumgruppen ist dieser Zweck erreicht.

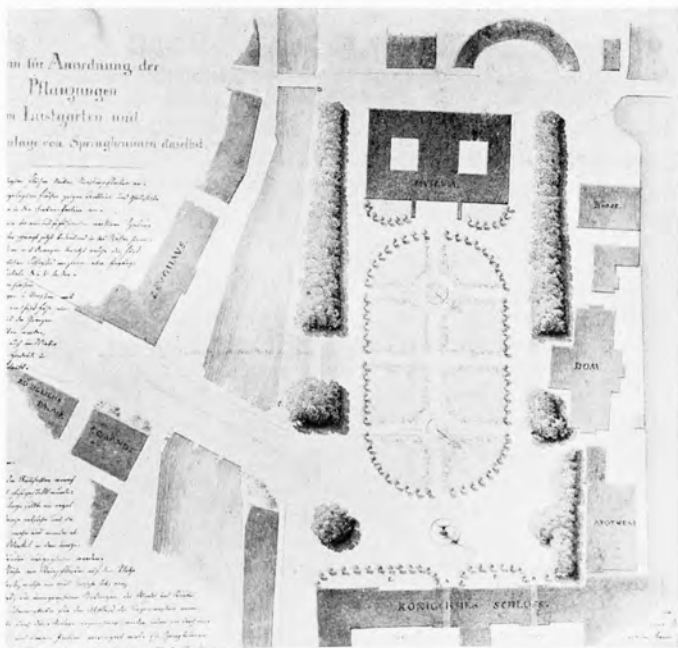
5. Durch die abgerundete Form der Hauptpartie in der Mitte des Platzes ist der Mißstand der in einem schiefen Winkel auf den Platz tretenden Hauptstraße über der neuen Schloßbrücke verdeckt worden, zugleich auch die natürlichste Wendung um die Gartenpartie herum zum Dome hin gewonnen. Indem nun die Partie gegen das Museum hin in gleicher Art abgerundet ist, wird daselbst eine sehr bequeme Vorfahrt gewonnen. Die Mittelpunkte beider Rundungen sind durch Springbrunnen bezeichnet.

6. Die großen Baumreihen sind aus Kastanienbäumen zu bilden, die gleich in gewisser Größe gepflanzt werden müssen. In den einzelnen Baumgruppen können Linden, Ahorn und Akazien eingemischt werden. Die Rasenflächen könnten abwechselnd mit Orangen und Kugelakazien eingefast sein. Neben den Fußwegen würden Blumen auf dem Rasen gepflanzt.“

Dieser Entwurf gibt dem Lustgarten einen sehr intimen Charakter, mehr dem eines Gartens für das Schloß als dem eines öffentlichen, ja wohl des repräsentativsten Platzes der Residenz. Der König war mit dieser Lösung nicht einverstanden und hat, im Original noch sichtbar, leicht mit Bleistift seine Korrekturen eingetragen. Darauf legte Schinkel im Oktober 1828 einen abgeänderten Entwurf vor, nach welchem dann der „Zweite Lustgarten“ angelegt wurde. Vor der Freitreppe des Museums wurde ein Halbrund angeordnet, welches wohl schon für die Granitschale gedacht war. Hinter die angrenzenden Rasenflächen wurde eine zweite Querachse gelegt, die eigentlich überflüssig ist, da sie keinerlei Beziehung zu irgend einem Gebäude oder dergleichen hat. Die Längsachse Museum—Schloß verbreiterte sich am Schnittpunkt mit der Domachse zu einem Platz mit einem runden Springbrunnen. Voraussetzung für diese Anlage war das Verschwinden der Pappeln auf der Süd- und Ostseite. Auch das Denkmal Leopolds von Dessau wurde hier nicht wieder aufgestellt, sondern fand einen neuen Standort auf dem Wilhelmsplatz. Für die großen Längsalleen auf der Ost- und Westseite waren von Schinkel 189 Kastanien vorgesehen worden, die der Tiergarten-Oberförster Fintelmann in der Umgebung Berlins oder in Anhalt besorgen sollte. Als dies nicht möglich schien, ergab eine Zeitungsanzeige der Museumsbaukommission das Angebot des Gärtners Beussel in Moabit zur Lieferung von 174 Ahornbäumen aus seinen Beständen und dem benachbarten Bülowischen Gut. Nachdem sich der König mit der Abänderung einverstanden erklärt hatte, wurden diese dann von Beussel gepflanzt.

Die Kosten für die Anlage beliefen sich auf rund 22 000 Taler, in denen aber die Neupflasterung des Platzes vor dem Schloß und dem Dom, sowie die Ausführung der Rinnsteine als gemauerte und verdeckte Kanäle enthalten waren. Um eine gute Entwässerung des gesamten Geländes zu gewährleisten, mußte der

Die *Phyllostoma* erzeugt
 1-2 große, hellbraune
 Eizellen mit einem
 breiten, unregelmäßig
 geformten Kern und
 einem Kernkörperchen.
 Die Eizellen sind
 meist in einer Gruppe
 von 2-4 Eizellen
 angeordnet.



Entwürfe
Schinkels für den
Lustgarten
(Graphit, Feder,
Tusche, laviert.
Originalgröße
oben
43,5 x 48,7 cm,
unten
59,7 x 66,1 cm.
Veröffentlicht mit
freundlicher Ge-
nehmigung der
Staatlichen Mu-
seen zu Berlin)

Plan
Anordnung des Lustgartens
den Allerhöchst befohlenen
Äbänderungen

Lustgarten beträchtlich erhöht und die heutige Bodestraße reguliert werden. So erhielten beide etwa die heutige Höhenlage. Auch für die Pflanzungen und die Rasenflächen mußte guter Boden herangeschafft werden. Alle Rasenflächen erhielten eine Einfassung aus „leichtem eisernen Flechtwerk“ aus der Gleiwitzer Hütte 2½ Fuß, also etwa 80 cm, hoch, für welches Schinkel einen besonderen Entwurf fertigte. Für das Gitter mußten noch einmal 5 700 Taler aufgewendet werden.

Das Wasser für den Springbrunnen wurde durch eine Dampfmaschine aus der Spree in ein Reservoir auf dem Dach des Museums gepumpt, von wo es zum Brunnen geleitet wurde. Das Wasser sprang bis zu 60 Fuß, also rund 20 m, hoch. Für die Dampfmaschinen, Pumpen und Reservoir hatte Schinkel ursprünglich einen Turm, eine „Wasserkunst“ entworfen, die alle diese Dinge in fünf Etagen vereinte. Es waren drei Reservoirs vorgesehen, die gleichzeitig zum Feuerlöschen in den benachbarten Gebäuden dienen sollten. „Der König bestimmte wieder einmal das Einfachste. Das Maschinenhaus ward als bescheidener Bau neben der alten Börse an der Spree errichtet, nur ein obeliskartiger Schornstein zeichnete es aus“⁸⁰, der aber trotzdem häßlich und störend wirkte. Das überschüssige Wasser wurde vom Springbrunnen in die Rinnsteine abgeleitet und konnte von dort zur Berieselung der Rasenflächen verwendet werden. Diese Einrichtung wurde aber erst eingebaut, als sich der König im heißen Sommer 1833 über den vertrockneten Rasen neben dem fröhlich sprudelnden Brunnen geärgert hatte. Alle Ableitungen wurden zur Spree geführt, wo der Austritt, von Schinkel als Brunnen verkleidet, noch heute zu sehen ist.

1831 wurden rund um die innere Fläche 180 Kugelakazien — auch auf der Museumsseite! — gesetzt, die für 2 Franken je Stück aus Bollweiler am Oberrhein bezogen wurden. Lenné hatte den Vorschlag gemacht, statt der Kugelakazien Orangenbäume aufzustellen, deren Kübel mit Rosen und Pelargonien bepflanzt werden sollten. Im Winter sollten die Orangen in den Gewächshäusern von Schloß Monbijou untergestellt werden. Trotz Schinkels Befürwortung stimmte der König dem Plan nicht zu.

1833 arbeitete Lenné, mit Genehmigung des Ministers von Schuckmann, einen weiteren Plan zur „Aufschmückung“ des Lustgartens mit vielerlei Stauden, Sommerblumen und Blütensträuchern aus. Die Anlage sollte 980 Taler, die Unterhaltung jährlich 420 Taler betragen. Lenné erhielt vom Hofgärtner Mayer in Monbijou, der den Lustgarten betreute, am 4. Mai 1834 nachstehendes Schreiben:

„Der Herr Graf von Brühl teilte mir mit, daß auf seine Vorlegung des Planes zur Verschönerung des Lustgartens hieselbst Se. Majestät denselben dahin modifizierten, daß die Anlage, der des Leipziger Platzes ähnlich, ausgeführt werden soll, und dazu vorläufig 50 Taler (!) allernähdigst bewilligt haben.“

„Der König hatte nur diese geringe Summe ausgesetzt, weil die Arbeiten im Tiergarten bereits im Gange waren, außerdem weil er das Vorurteil hatte, daß die Berliner die Lenné'schen Blumenpflanzungen doch nur plündern würden (also damals auch schon!), und letzten Endes glaubte er, Lenné würde sich trotz der geringen Summe zu helfen wissen, und mit dieser Annahme hatte er vollkommen recht. Die in der Nähe befindliche Hofgärtnerei von Monbijou konnte vieles entbehren, was dem Lustgarten zum Schmucke ge-
reichte.“⁸¹

Die oben erwähnte Granitschale war aus einer Hälfte des großen Markgrafen-

steines in den Rauenschen Bergen bei Fürstenwalde herausgesprengt und an Ort und Stelle grob bearbeitet worden. Dann war sie unter schwierigen Umständen an die Spree und auf einem Spreekahn nach Berlin geschafft worden. Hier wurde sie hinter dem Museum auf einem Werkhof geschliffen und poliert und endlich 1831 vor dem Museum aufgestellt. Diese Arbeiten hatten mehrere Jahre in Anspruch genommen; sie wurden geleitet von Bauinspektor Cantian. Die Schale galt den Berlinern als eine Art Weltwunder, auf alle Fälle war ihre Her- und Aufstellung für die damalige Zeit eine Meisterleistung. Ursprünglich war sie für die Rotunde des Museums gedacht gewesen, jedoch waren ihre Ausmaße zu groß für diesen Raum, so daß man sich für eine Aufstellung außerhalb des Gebäudes entschloß. Die Museumstreppe flankieren die Bronzegruppen der Amazonen von August Kiß und des Löwenkämpfers von Albert Wolff. An Stelle des Springbrunnens wurde 1871 das Reiterdenkmal Friedrich Wilhelms III. von Albert Wolff gesetzt, damit ergab sich eine ungünstige Überschneidung mit dem Museum, die sehr störend wirkte. Eine schwerwiegende Veränderung des Raumgefüges des Lustgartens war die Schaffung der Kaiser-Wilhelm-Straße und -Brücke. 1885 wurde eine Verbindung zwischen der Straße Unter-den-Linden quer über den Lustgarten zur kleinen Burgstraße angelegt. Dabei wurde ein Teil des Apothekenflügels, der Rest des nie vollendeten Bibliotheksgebäudes und die Kavaliersbrücke — ein Fußgängersteg über die Brücke — abgerissen. Zwar erhielt der Apothekenflügel einen neuen Giebel, aber die Ostfront des Lustgartens wurde aufgerissen und die Einheit der Raumbegrenzung war dahin. Eine weitere Verschiebung der Gleichwertigkeit der Gebäude gab es durch den Neubau des Domes. Schon Friedrich Wilhelm IV. hatte an dieser Stelle einen neuen Dom geplant, mit einem weitvorgeschobenen Atrium und umlaufenden Arkaden, wie eine altchristliche Basilika. Er hätte das Alte Museum Schinkels völlig an die Seite gedrückt, war auch zu groß für den zur Verfügung stehenden Raum, daher unterblieb letztlich dieser Bau. Der König hat selbst mehrere Zeichnungen für diesen Dom gefertigt, für den auch von Stüler, Persius und anderen Architekten Entwürfe vorliegen. Es blieb Wilhelm II. vorbehalten, den noch immer einzigartigen Zusammenklang der Bauten am Lustgarten zu zerstören. Zwar soll der letzte Kaiser nur den Willen seines Vaters vollzogen haben und den Bau, den er selbst nicht schön fand aus Pietät haben ausführen lassen. Doch kann ihm die Verantwortung dafür nicht abgenommen werden. Im Herbst des Jahres 1892 begann der Abriß des alten Domes und der Börse, 1905 wurde das ungefüge Gebilde des Neubaus nach den Plänen des Architekten Raschdorff eingeweiht. Seine klotzige und protzige Neorenaissance zerschlug den noch immer intimen Raum des Lustgartens völlig, der Abriß des Schlosses nach dem zweiten Weltkriege vollendete diesen Prozeß.

Bedingt durch den neuen Dom, erfuhr auch die Grünanlage eine Änderung nicht zu ihren Gunsten. Ein breiter Diagonalweg von der Friedrichsbrücke her nach der Schloßbrücke zerstückelte die ohnehin zu kleinen Rasenflächen noch mehr. 1935 wurden auch diese entfernt, das Denkmal Friedrich Wilhelms III. in den westlichen Baumgürtel dem Domhauptportal gegenüber und die Granitschale in die kleine Grünfläche nördlich des Domes versetzt. Die gesamte Fläche vor dem Museum wurde gepflastert und zum Aufmarschplatz gemacht. Damit war das Ende des „zweiten“ Lustgartens gekommen. Im Kriege verschwand das Denkmal Friedrich Wilhelms III., die rahmenden Bäume wurden durch Beschuß und

Bomben stark beschädigt, Schloß und Museum brannten aus, Dom und Zeughaus wurden schwer zerstört. Inzwischen sind das Zeughaus und das Museum wiederhergestellt worden, der Dom jedoch nur gesichert und das Schloß gänzlich verschwunden. An seiner Stelle dehnt sich nun die weite Fläche des Marx-Engels-Platzes aus, und der ehemalige Lustgarten ist nur ein Anhängsel davon. Die Baumwände auf der Ost- und Westseite wurden nach dem Kriege neu gepflanzt und sind inzwischen schön herangewachsen. Die Granitschale hat ohne großen Schaden den Krieg überstanden und befindet sich noch in der kleinen Grünfläche nördlich des Domes, wo sie jetzt wie ein Ding erscheint, das einem lästig und deshalb in die Ecke verbannt wurde. Die vertiefte Aufstellung der Schale verstärkt diesen Eindruck noch.

Damit sind wir am Ende der vorläufigen Entwicklung des Lustgartens angekommen. Es wäre nur folgerichtig, wenn man den Lustgarten nach der Wiederherstellung des Alten Museums im Geiste Schinkels, auch im selben Geiste, d. h. so wie der Architekt ihn für sein Gebäude geschaffen hatte, wiedererstehen ließe. Er würde die Auflösung des Raumes wenigstens etwas mildern und manchen Besucher zum Verweilen einladen, der jetzt nicht recht weiß, wo er sich mal ausruhen und nur die Stufen des Domes dazu benutzen kann. Auch das Parken von Autos würde damit verhindert, wozu der freie Platz und die vorhandene Auffahrt geradezu einladen.

Zum Schluß wollen wir noch einen Blick auf das Gelände werfen, das einst für den Lustgarten bestimmt gewesen war, dann aber durch die Befestigung abgetrennt wurde. Dieses Restgelände vor der Bastion 13 blieb Wiese bis durch die Niederlegung des Walles dieses abgeschnittene Stück Land der Bebauung erschlossen werden konnte. Lediglich führte

„ein mit Weiden beplanzter Damm, längs dem Ufer der Spree rechter Hand von der großen Pomeranzenbrücken, bis an die große Weidendammbrücke. Er ist schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vorhanden gewesen, ob er gleich nur niedrig und schmal war. Als aber 1730 die Petrikirche von einem Wetterstrahle angezündet wurde, und samt dem Turme und einer großen Zahl umstehender Häuser, abbrannte, ward der Damm mit dem Schutte derselben sehr erhöht, und breiter gemacht, und nachher mit Weidenbäumen bepflanzt, welche, da sie niemals gekappt worden, zu einer außerordentlichen Höhe erwachsen sind.“⁸²

Für den Garten Monbijou war dieser Zustand natürlich sehr vorteilhaft, da die Aussicht vom Schloßchen über das Parterre und den Fluß am anderen Ufer nicht durch Bauten verstellt wurde, sondern der Blick unter den Weiden hindurch über die Wiese und den Kupfergraben bis zu den ersten Häusern der Dorotheenstadt ungehindert schweifen konnte. Es wäre schön gewesen, wenn durch Schaffung einer Grünanlage aus dieser Situation ein dauerhafter Zustand geworden wäre. Man hätte damit außerdem eine Grünverbindung zum Lustgarten hin gebildet. Doch allmählich wurde dies anders und schon Nicolai erwähnt:

„hinter dem neuen Packhofe stehen verschiedene wohlgebaute Häuser, darunter ist besonders: Ein dem jüdischen Bankier Daniel Itzig gehöriges Haus zu bemerken. Der berühmte Herr Prof. Sulzer, ließ es 1749 nach Dietrichs Zeichnung bauen.“

Und an anderer Stelle:

„hinter dem Daniel Itzigschen Hause ... ein von dem berühmten Hrn. Prof. Sulzer angelegter Garten ... und daneben ... der Clemensche Garten. Diese beiden Gärten haben treffliche Aussichten, nach dem Weidendamme und der Spree zu.

Zuletzt wohnte im Daniel Itzigschen Hause seine Tochter, eine Frau Levy.

„Sie hatte das Haus seit ein paar Menschenaltern inne, hatte es ... bezogen, als es noch ringsum im Felde gelegen, und es war mit dem großen, wohlgehaltenen und liebevoll gepflegten, von den prächtigsten Bäumen beschatteten Garten ein doppelt schöner Besitz, da solche weiten Räumlichkeiten und so große Gärten in der volkreichen Residenz allmählich zu den Seltenheiten zu gehören begannen. Als nun Friedrich Wilhelm IV. den Bau des neuen Museums unternahm, hatte man ... nicht nur ein Stück des Levyschen Gartens nötig, sondern auch einen Flügel des Hauses, und zwar eben den, welchen die Eigentümerin selbst bewohnte ... 'Nach meinem Tode', sagte Frau Levy, 'können sie das ganze Grundstück haben, und ich will Sorge dafür tragen, daß sie es billig bekommen; solange ich aber lebe, bleibt mein Eigentum mein.' ... Die Baumeister reklamierten ... auch der König wollte den Bau nach seinem Sinn gefördert wissen ... Er fand sich also von dem starren Festhalten der Greisin belustigt, und endlich erhielt ... Alexander v. Humboldt das Amt, hier vermittelnd einzuschreiten. Aber er war selbst ein Greis, er wußte, was die gewohnten Räume dem Alter sind, und es kam also jenes Übereinkommen zustande, infolgedessen Frau Levy ihr Haus unangetastet bewahrte, und nur jenen kleinen Teil ihres Gartens für den Bau abtrat, wodurch man sich denn genötigt sah, ... das Museum schief zu legen.“⁸³

Heute sieht man dem Stülerschen Bau die schiefe Lage nicht mehr an. Nur wenn man den Grundriß der Museumsinsel betrachtet, erkennt man sie. Doch bevor 1867 der Bau der Nationalgalerie durch Strack erfolgte, mußten 1865 die zum Schinkelschen Packhof gehörige ehemalige Orangerie Nerings, das Levysche Haus sowie die anderen Wohnhäuser, Gebäude und deren Gärten weichen, darunter auch das Wohnhaus des Generaldirektors der Preußischen Museen, von Olfers.

Dem Bau des Neuen Museums mußte an der eisernen Brücke, die hinter dem Schinkelschen Museum über den Kupfergraben führte, das Mehlhaus weichen, welches am Nordende des Geländes an der kleinen Weidendammbrücke wiedererrichtet wurde. Der Bau der Stadtbahn in den Jahren nach 1860 durchschneidet — wie einst die Befestigung — wiederum in unglücklichster Weise diesen Teil des cöllnischen Werders. Die beste Lösung blieb danach noch immer die vollständige Bebauung der Restflächen mit weiteren Museen, um hier ein Zentrum der Wissenschaft, Forschung und Ausstellung zu schaffen. In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts wurden hier das Kaiser-Friedrich-Museum, heute Bodemuseum, durch Baurat Ihne und als letztes das Pergamonmuseum, nach den Plänen Alfred Messels von Ludwig Hoffmann errichtet. Für diese Bebauung hat es viele, z. T. auch phantastische Projekte, wie die Überbauung der Stadtbahn durch eine riesige Kuppel, gegeben. Auch der Messelsche Entwurf ist ein Torso geblieben, da der eigentliche Haupteingang und die den Hof abschließende Kolonnade fehlen. Auch war ursprünglich am anderen Ufer des Kupfergrabens ein Vorplatz und eine Achse bis zur Friedrichstraße hin vorgesehen. Der jetzigen Lösung mit dem schmalen eisernen Brückensteg kann man durchaus nicht zustimmen. So ist auch in diesem Teil des ehemaligen Lustgartens noch kein allgemein befriedigender Zustand erreicht, zumal das Neue Museum noch des Wiederaufbaues harret. Die Fassaden des Pergamon-, des Bodemuseums und der Nationalgalerie zeigen noch vielfältige Kriegsschäden, mit deren Beseitigung jetzt begonnen wurde. Es wäre schön, wenn auch die Kolonnade vor der letzteren instandgesetzt und die Ostseite derselben, die seit bald 60 Jahren nur zur Hälfte begehbar ist, wieder ganz geöffnet würde. Für die Werkstätten, die einst hier provisorisch eingebaut wurden, ließen sich wohl andere Räumlichkeiten finden.

Anmerkungen:

- ¹ Raoul Nicolas: Ist das Schloß Kurfürst Friedrichs II. 1540 ganz abgebrochen worden? In: Zs. d. Ver. f. Geschichte Berlins (künftig ZVGB) 54, 1937, S. 58 ff.
- ² Albert Geyer: Geschichte des Schlosses zu Berlin. Bln. 1936, S. 15 ff.
- ³ Georg Wilhelm v. Raumer: Der Thiergarten bei Berlin. Bln 1840 — Emil Dominik: Städtische Parks. In: Der Bär 10, 1884, S. 447 — Ferdinand Meyer: Der Berliner Tiergarten. In: Der Bär 18, 1892, S. 187 ff. — Clauswitz: Die Entstehung des Berliner Tiergartens. In: Mitt. VGB 38, 1921, S. 9, ferner 22, 1905, S. 36 f.
- ⁴ Bernhard Ludwig Beckmann: Handschriftliche Chronik von Berlin, 1756. Abschrift von E. v. Siefert in der Ratsbibliothek Berlin, S. 334.
- ⁵ Franz Weinitz: Der Berliner Tiergarten. In: Mitt. VGB. 17, 1900, S. 18 ff.
- ⁶ Meyer, a.a.O., S. 201 ff.
- ⁷ Leichenpredigt des Hrn. Johan Fischer, Chur-Brandenb. Rath u. Geheimer Cammer-Sekretarij, † 10. 9. 1659, gehalten durch Bartholomaeum Stoschium, Consistorial-Rath und Hofprediger. Bibliothek der Frankeschen Stiftungen, Halle/Saale.
- ⁸ Ernst Fidicin (Hrsg.): Die Chronik der Cöllner Stadtschreiber von 1542—1605. In: Schriften d. Ver. f. d. Gesch. Berlins, Heft 1.
- ⁹ Paul Seidel: Der Lustgarten am Schlosse in Berlin bis zu seiner Auflösung im Jahre 1715. In: FBPG 3, 1890, S. 91 f.
- ¹⁰ Raoul Nicolas: Die ältesten Ansichten von Berlin. In: ZVGB 54, 1937, S. 29 ff. Auch Eberhard Faden: Die Spree im märkischen Berlin, in: Märkischer Wanderguß, Bln. 1951, sagt: „Vielleicht ist dies der Platz und Raum dahinden bey der freyen Arch.“
- ¹¹ Geyer, a.a.O., S. 46.
- ¹² Seidel, a.a.O., S. 92.
- ¹³ Peter v. Gebhardt (Hrsg.): Das älteste Berliner Bürgerbuch 1453—1700.
- ¹⁴ Cornelius Gurlitt: Studien zur Baugeschichte Berlins. Der Baumeister Peter Kummer. In: Der Bär 16, 1890, S. 67—69.
- ¹⁵ Georg Gottfried Küster: Altes und neues Berlin. 3. Abt., Bln. 1756, § 64.
- ¹⁶ Eberhard Faden: Berlin im Dreißigjährigen Krieg. Bln. 1927, S. 244.
- ¹⁷ Johann Sigismund Elsholtz: Vom Garten-Baw. Cölln a. d. Spree 1684³, S. 4 f.
- ¹⁸ Georg Galland: Der Große Kurfürst und Moritz von Nassau. Frankfurt/M. 1893, S. 186 ff.
- ¹⁹ Geyer, a.a.O., S. 46.
- ²⁰ So Seidel, Geyer und Galland, a.a.O.; W. Boeck in: Brandenburgische Jahrbücher 14/15, S. 7 f., und K. Hentzen, ebda. S. 109 ff.; Hans Martin: Die Geschichte der Berliner Grünanlagen. In: Mitt. VGB 48, 1931.
- ²¹ Seidel, a.a.O., S. 103 f.
- ²² Seidel, a.a.O., S. 94.
- ²³ Seidel, a.a.O., S. 95.
- ²⁴ Galland, a.a.O., S. 186 ff., Anhang 32 und 33.
- ²⁵ Diese müssen von Hanff entworfen worden sein, wenn wir Memhardts Entwurf nicht schon für das Jahr 1646 oder 1647 annehmen wollen.
- ²⁶ Beweis bei Geyer, a.a.O., S. 57.
- ²⁷ Auszugsweise Übersetzung aus: Hortus Berolinensis sive Descriptio rerum praecipuarum, quae in viridario Electorali Berolinensi viduntur, et enumeratio Stirpium, quae tum in ipso cultae proximo sexennio fuerunt, tum in vicinia sponte proveniunt. Concinnavit Jo. Sigism. Elsholtz 1657. Handschrift in der Staatsbibliothek Preussischer Kulturbesitz, Berlin.
- ²⁸ Diese „ohne Ordnung gepflanzten Bäume“ werden wohl im Laufe des dreißigjährigen Krieges von selbst gewachsen und nicht gepflanzt worden sein.
- ²⁹ Gemeint ist der kurfürstliche Hopfengarten an der Straße nach Potsdam, der spätere erste Botanische Garten.

- ³⁰ Quincunx = Pflanzung von Bäumen nach der Anordnung der fünf Augen auf Würfeln:
 : : : : :
 : : : : :
 : : : : :
- ³¹ Hier ist die Futurum-Form des Berichtes zu beachten. Dieser Teil ist also 1657 noch nicht fertig, sicherlich aber schon begonnen gewesen.
- ³² Beckmann, a.a.O., S. 219.
- ³³ Ernst Fidicin (Hrsg.): Die Wendland'sche Chronik von 1648—1701. In: Schriften d. Ver. f. d. Gesch. Berlins, Heft 1.
- ³⁴ Gemäß der Überlassungsurkunde v. J. 1643. Geyer, a.a.O., S. 46.
- ³⁵ Geyer, a.a.O., S. 47.
- ³⁶ Der Lustgarten Johann Georgs hat noch tiefer gelegen, da Arnims Bericht vom 26. 11. 1645 von der „Erhöhung der Lustgartens“ spricht. Die Aufschüttung erfolgte, um einen besseren Übergang vom Gebäude zum Garten zu schaffen. Vielleicht hat auch das Gelände unter Überflutungen durch die Spree gelitten.
- ³⁷ Paul Ortwin Rave: Gärten der Barockzeit. Stuttgart 1951, S. 84 ff.
- ³⁸ Elsholtz: Hortus Berolinensis, S. 32 ff. Friedrich Nicolai: Beschreibung der kgl. Residenzstädte Berlin und Potsdam. Berlin 1786, S. 72 ff.
- ³⁹ Bogdan Krieger: Berlin im Wandel der Zeiten. Berlin 1923, S. 7 ff.
- ⁴⁰ Folkwin Wendland: Schloßgarten Oranienburg in der Barockzeit. In: Oranienburger Heimatzeitschrift 4, 1959 und 1, 1960.
- ⁴¹ Nicolas hat in seinem Anm. 10 zitierten Aufsatz diese Meinung zuerst vertreten. Er glaubt jedoch, daß das Lusthaus nicht in einem Gartenteil, sondern in einem Ausläufer des Tiergartens, der bis hierher reichte, gestanden habe.
- ⁴² Geyer, a.a.O., S. 46.
- ⁴³ Geyer, a.a.O., S. 57 f. Dort auch weitere Angaben über das Orangerienhaus.
- ⁴⁴ A. Tschira: Orangerien und Gewächshäuser. Bln. 1936, S. 20 ff.
- ⁴⁵ Tschira, a.a.O., S. 59 f.
- ⁴⁶ Küster, a.a.O., § 68.
- ⁴⁷ Elsholtz: Hortus Berolinensis, S. 42 ff. Auf dem Memhardtschen Plan sind nördlich des Laubenganges mit dem Neptunbecken an Wegkreuzungen der „vier hintersten Felder“ undeutliche Gebilde eingezeichnet, die vielleicht Vogelhäuser darstellen sollen. Elsholtz spricht nur von einem Vogelhaus. Es kann sich auch der Größe nach nicht um eines derselben handeln. Das beschriebene Vogelhaus muß an einer anderen Stelle gestanden haben.
- ⁴⁸ Elsholtz: Hortus Berolinensis, S. 49 ff.
- ⁴⁹ Die „Neue Anlage“ hatte etwa ein Ausmaß von 75 x 52 m.
- ⁵⁰ Seidel, a.a.O., S. 95. „Die Innenfelder bey dem Pommerantzenhauß“, das sind die 1647 genannten „vier Stücken unten nechst dem Ober-Platz“, die bei La Vigne direkt vor dem von Geyer identifizierten ersten Pomeranzenhaus liegen. „portalen“ = Eingänge des Laubenganges. „eine Gallareÿ umb den Teich“ = eine Seite des Laubenganges.
- ⁵¹ Udo v. Alvensleben/Hans Reuther: Herrenhausen, die Sommerresidenz der Welfen. Hannover 1966, S. 62.
- ⁵² „Ranunculus asiaticus“ = die Gartenranunkel; „Große Ranuncula“ ist mutmaßlich eine Sorte davon. „Englische Iris“ = Iris xiphioides. „Cyclamen“ = Alpenveilchen. „Fritularia“ = Fritillaria imperialis, die Kaiserkrone; Die schwarze Fritularia“ ist vielleicht eine Sorte der vorigen, denn Fritillaria camtschaticensis mit schwarzbraunen Blüten dürfte damals noch nicht eingeführt gewesen sein; „die gelbe Fritularia“ = Fritillaria imperialis lutea maxima. „Dens canis“ = Erythronium dens canis, der Hundszahn; „gesprengt“ = mit gefleckten Blütenblättern. „Narcissen juncifolius“ = Narcissus juncifolius, eine Zwergnarzisse aus Westeuropa.
- ⁵³ „Tubben“ = Kübel; „Stöcke“ = Pflanzen; „Leucoijen“ = Matthiola incana, die Levkoje; „Nerianbaum“ = Nerium oleander, der Oleander. „Nagelblumen“ = Dianthus caryophyllus, die Gartennelke. „Jasmin Persicum“ = Philadelphus, Falscher Jasmin. „Amnionum Plini“ = wahrscheinlich Amomum Impasicus, Balsamine. „Ocimum flore Alb.“ = ocimum basilicum, Basilienkraut.

⁵⁴ Küster, a.a.O., § 62.

⁵⁵ Für die Ermittlung der heutigen Pflanzennamen in Anm. 52, 53 sowie des Inventars von 1672 bin ich Herrn Dipl.-Gärtner G. Bickerich sehr zu Dank verpflichtet. Unter Tit. 2 werden noch genannt „Arbor canella“ = Winterana canella, die Canellrinde (weißer Zimt). „Lentiscus“ = Pistacia lentiscus, der Mastixstrauch. „Agnus castus“ = Vitex agnus castus, der Mönchspfeffer. „Azedarach“ = Melia Azedarach, der Zedrachbaum. Unter Tit. 3 „Ketmia Arabica“ = Hibiscus syriacus, der Roseneibisch, ein bekannter Zierstrauch. „Spina Christi“ = Paliurus spina Christi, der palästinensische Juden- oder Christdorn; „Barba Jovis“ = Sempervivum tectorum, Hauswurz oder Donnerkraut. „Halimus fruticosus“ = halimodendron halodendron, der Salzstrauch. „Laureola flore viridi“ = Daphne laureola, der Lorbeerseidelbast. Unter Tit. 4 „Crithmum maritimum“ = Crithmum maritimum, der Seefenchel, eine Arzneipflanze. „Marum verum“ = Origanum Maru, Kretischer Majoran. „Tragacantha“ = Astragalus tragacantha, der Traganthgummi. „Branca ursina Italica“ = Acanthus mollis, dessen Blatt aus der Architektur und bildenden Kunst bekannt ist.

⁵⁶ Honslardijk = Schloß und Garten Honslaerdyk bei Nimwegen in Holland. Es fiel mit Het Loo und anderen Schlössern als Teil der Oranischen Erbschaft nach dem kinderlosen Tode Wilhelms III. an den Sohn der Luise Henriette, den ersten preußischen König Friedrich I., und blieb mehrere Jahrzehnte in preußischem Besitz.

⁵⁷ Seidel, a.a.O., S. 115. Nach freundlicher Auskunft von Frau Dr. M. Kühn befinden sich zwei Darstellungen monströser Tulpen von Willem Frederik von Royen heute im Jagdschloß Grunewald.

⁵⁸ Diese Angaben verdanken wir einer umfangreichen Leichenpredigt (Sammlung Graues Kloster): „Geistlicher Lust-Garten. In einer aus dem Propheten Micha gehaltenen Leichenpredigt / Als der nunmehr Selige / Herr Michael Hanff / Churfürstlicher Brandenburgischer / alter und wohlverdienter Lustgärtner / am andern Sonntag des Advents (war der 8. Decemb. des 1678 Jahres) Christlichem Gebrauch nach / Beerdiget wurde / in der St. Peters Kirchen / Entworfen durch A. v. Pawlovsky, Predigern daselbst. Cölln an der Spree / Druckts Georg Schultze / Churf. Brand. Buchdr. 1679. — Vgl. auch Ekhard Nadler: Der Lustgärtner Michael Hanff und seine Familie. In: Jahrbuch der Coburger Landesstiftung, 1967.

⁵⁹ Galland, a.a.O., S. 186 ff.

⁶⁰ Friedel: Grotten und Grottier in friderizianischer Zeit. In: Groß-Berliner Kalender 1915, S. 142 ff.

⁶¹ Geyer sagt (S. 64), daß mit den „Männerchen“ die Kinderfiguren gemeint seien. Dies ist aber wohl ein Irrtum. Im Volksmund wird das Tausendschönchen, Bellis perennis, „Männerchen“ genannt. Die Kinderfiguren werden damals auch nicht „weiß als der Schnee“ gewesen sein, da nachweisbar die Gartenfiguren, bis auf die Marmorfiguren, bunt bemalt oder vergoldet waren.

⁶² Der „Neue Berg“ hieß der Grünbergische Weinberg in Neukölln am Wasser in der Nähe der heutigen Neuen Grünstraße dicht am Stadtwall.

⁶³ Damit kann nur die neue Spreegrabenführung, der heutige Kupfergraben, gemeint sein. Da Kurprinz Karl Emil am 6. Februar 1655 geboren wurde, muß der neue Spreegraben um diese Zeit wenn nicht fertig, so doch zum mindesten begonnen worden sein.

⁶⁴ Aus: Nicolai Peuckers ... wolklingende lustige Pauke. Berlin 1702, S. 15 ff. Fürstl. Wiegen-Lied, bey der Churprinzlichen Wiege Caroli Aemilii ... (geb. den 6. des Hornungs Monats 1655 zwischen 9 und 10 Uhr vormittags).

⁶⁵ Christoph Voigt: Ein niederländisches Reisetagebuch v. J. 1655. In: Mitt VGB 41, 1924, S. 37 ff. — Unter „traktieren“ verstand man damals: jemandem bewirten.

⁶⁶ Küster, a.a.O., § 65.

^{67a} Nach dem Reiseskizzenbuch des Ch. Pitzler, ehem. in der Bibliothek der Technischen Universität in Charlottenburg, im Kriege verloren gegangen. Fotokopie bei der Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten, Charlottenburg.

⁶⁷ Paul Seidel: Berlin und sein Hof i. J. 1696. In: Der Bär 17, 1891, S. 115.

⁶⁸ Willi Kurth: Sanssouci. Ein Beitrag zur Kunst des deutschen Rokoko. Bln. 1962, S. 231. — G. Reimer: Die Verwendung des Wassers in der Gartenkunst vom Mittelalter bis zur Gegenwart in Deutschland. Bad Mergentheim 1935, S. 72.

- ⁶⁹ K r i e g e r, a.a.O., S. 7ff.
- ⁷⁰ Walter S t e n g e l: Blumen. (Quellen-Studien zur Berliner Kulturgeschichte) Bln. 1952, S. 6.
- ⁷¹ Emil P u d o r: Überbleibsel aus dem alten Berliner Lustgarten. In: Mitt. VGB 27, 1910, S. 13.
- ⁷² Richard W o l f f (Hrsg.): Berliner geschriebene Zeitungen a. d. J. 1740. In: Schriften d. Ver. f. d. Gesch. Bln., Heft 44, Bln. 1912.
- ⁷³ B e k m a n n, a.a.O., S. 219. Riegen = Reihen. Auch auf dem Plan von Feldmann sind die Alleen eingezeichnet.
- ⁷⁴ Ferdinand M e y e r: Berlin und die Berliner in den Jahren 1799 und 1800. In: Der Bär 15, 1889, S. 262.
- ⁷⁵ K r i e g e r, a.a.O., S. 27.
- ⁷⁶ Ernst F r e n s d o r f f: Allerlei Ungemütliches im alten gemütlichen Berlin. In: Mitt. VGB 25, 1908, S. 93.
- ⁷⁷ Hermann G i l o w: Mit Heinrich Heine i. J. 1822 „Unter den Linden“. In: Mitt. VGB 25, 1908, S. 169.
- ⁷⁸ Die Zeichnungen bzw. die Entwürfe stammen wahrscheinlich von K. F. Schinkel.
- ⁷⁹ Diese Umpflanzung wurde von Schinkel veranlaßt, der Zeitpunkt bleibt jedoch unklar, da auf dem Vermessungs- und Lageplan von Lanz und Werner, der auf Wunsch Schinkels angefertigt wurde, die Bäume an der Domfront eingezeichnet sind. Vom Frühjahr 1829 ist dagegen ein Schreiben Schinkels vorhanden, in dem eine Absprache mit dem Tiergarten-Oberförster Fintelmann über das Verpflanzen der Pappeln erwähnt wird.
- ⁸⁰ Paul Ortwin R a v e: Karl Friedrich Schinkel. Bd. 2, Bln. 1948, S. 106 ff.
- ⁸¹ Gerhard H i n z: Peter Josef L e n n é und seine bedeutendsten Schöpfungen in Berlin und Potsdam. Berlin 1937, S. 135 f.
- ⁸² N i c o l a i, a.a.O., 1779, S. 56.
- ⁸³ Ernst H e i l b o r n: Die gute Stube. Berliner Geselligkeit im 19. Jh. Wien 1922, S. 49 ff. — Fanny L e w a l d: Meine Lebensgeschichte. Berlin 1871 (Kap. Bei Henriette Herz).

Für freundliche Hilfe und Unterstützung habe ich Herrn Dr. Heinz G e b h a r d t sehr zu danken.

Jahrbuch für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte.

42. Jahrgang. Hrsgg. von Hans von Arnim und Walter Delius. Berlin: Christlicher Zeitschriftenverlag 1967. 160 Seiten.

Die von W. Delius überarbeitete umfangreiche Darstellung über „Altarpfründen im Bistum Brandenburg“ von Hansjürgen Bünge r führt uns in die Zeit des vollentwickelten spätmittelalterlichen Stiftungswesens. B. erläutert zunächst den Begriff des Seelgeräts, der Stiftung zum Heil der eigenen oder einer andern Seele. Dazu gehören auch die Anniversarien (Jahreszeitstiftungen), die zum Gedenken des Todestages als Messen gefeiert werden. Zu den Seelgeräten zählen weiterhin die Stiftungen von Altären und Pfründen, für deren Inhaber verschiedene Benennungen, vor allem *altarista*, üblich sind. Stifter sind besonders die Adelsgeschlechter, weniger zahlreich begegnen bürgerliche Familien, selten treten die Landesherren als Gründer von Altären und Vikarien auf. Neben einer großen Zahl von Stiftungen durch Geistliche weist B. als eine besondere Gruppe der weltlichen Stifter die Genossenschaften (Kalands-, Elenden-, Handwerker gilden) und die Stadträte nach. Der Einfluß der Räte auf die Altarlehen steigert sich im Laufe der Zeit immer mehr, so daß die städtischen Behörden bei der Einführung der Reformation das Patronatsrecht an 31 % der Altarlehen besaßen, von denen kaum die Hälfte von ihnen gestiftet sein dürfte. Die Aufsicht über die Durchführung der Stiftungsbestimmungen und die Verwaltung des Pfründgutes brachte die Meßpriester in immer größere Abhängigkeit von den Stadträten, die sogar bei zwei Altargründungen das Recht der Absetzung der Meßpriester erlangten. Nur das Brandenburger Domkapitel hatte es verstanden, den weltlichen Einfluß fernzuhalten. Die Stellung der Altaristen entsprach dem kanonischen Recht; ihnen oblag die Verwaltung des Pfründvermögens. Nur wenn sie ihre Pflichten nicht erfüllten, konnte der Patron die Zahlungen einstellen und ihre Absetzung erwägen. Entgegen der Darstellung von W. Andreas („Deutschland vor der Reformation“) meint B., daß die wirtschaftliche Lage der Altaristen nicht ausgesprochen schlecht war; ihre Einnahmen erreichten im allgemeinen das Einkommen ärmerer Pfarreien. Zahlreiche Urkunden nennen Altaristen als Stifter von Messen oder bezeugen, daß sich Vikare gegen Hingabe eines größeren Kapitalbetrages jährliche Renten erwarben. Bei einer sehr gründlichen Untersuchung bemüht sich B. besonders um eine sorgfältige Klärung der kirchenrechtlichen Fachausdrücke.

Die Aufsehen erregende Berufung des 66jährigen Philosophen F. W. J. von Schelling an die Berliner Universität (1841) behandelt K. K u p i s c h in seinem Beitrag „Schelling in Berlin“ (S. 77—108). Friedrich Wilhelm IV. und sein Kultusminister Eichhorn hatten gehofft, diesen idealistischen Philosophen als Hauptstütze der philosophisch-theologischen Reaktion im Kampf mit den Junghegelianern einsetzen zu können. Schelling, der mit einem festen Jahresgehalt von 5000 Talern das höchste Professorengehalt in Berlin vor dem ersten Weltkrieg erreichte, erfüllte die Hoffnungen der Reaktion nicht. Er verfiel trotz stärkster staatlicher Protektion bei den Berliner Hörern der Lächerlichkeit und verlor schließlich die Lust, weiterhin seine „positive Philosophie“ zu lehren. Mit dieser Studie gibt K. einen Einblick in die Berliner Universitätsverhältnisse der Reaktionszeit. Mit großem Interesse wird man auch seinen Ausführungen über das Verhältnis Schellings zu Ranke folgen, der ihm zunächst günstig gesonnen war, sich aber später von seinem universalhistorischen Dogmatismus abwandte.

Friedrich Weichert schildert (S. 109—132) das bewegte Leben des Berliner Judenmissionars Professor Dr. Paulus Cassel (1821—1892), der seit 1859 in Berlin als Schriftsteller, konservativer Abgeordneter, Pfarrer an der Christuskirche und auch im Ausland als angesehener Vortragsredner wirkte. Cassel hat sich trotz aller antisemitischen Widerstände und im Kampf mit den Kirchenbehörden als „eine Persönlichkeit von ungewöhnlichem Format“ und als „leidenschaftlicher Kündler des Evangeliums“ bewiesen, wenn auch seine Spuren der „Sturm der Geschichte fast verweht hat“.

Der Beitrag von Friedrich H u c k berichtet über Leben und Wirken des märkischen Pfarrers Gottlob Christian Baltzer (1798—1877), der von 1822 bis 1877 in Jüterbog, Wallmow bei Prenzlau und Gusow (Lebus) amtierte (S. 133—158). Baltzer ist ein hervorragender Vertreter der Erweckungsbewegung und stand fest zum lutherischen Bekenntnis. Besonders eindrucksvoll sind die geschilderten Schwierigkeiten und Nöte, denen Baltzer in Wallmow gegenüberstand, wo die Gemeinde in schwere Kämpfe mit den fanatischen Separatisten verwickelt war. Mit dem ihm gut befreundeten Superintendenten Büchsel in

Brüssow gelang es ihm, den Separatismus zum Stillstand zu bringen und durch seine persönliche Frömmigkeit und eifrige Seelsorge ein frisches Gemeindeleben zu pflegen (vgl. auch C. Nagels Aufsatz über Wallmow im Jb. f. Berlin-Brandenburg. Kirchengesch. 39, 136 f.). Aber besonders nach Büchslers Versetzung an die Berliner Matthäuskirche (1846) fühlte sich Baltzer in der Uckermark sehr vereinsamt und nahm mit Freuden die ihm angebotene Pfarrstelle in Gusow an, wo er noch 25 Jahre in großer Treue sein Amt versehen konnte. Die nach Baltzers Lebenserinnerungen geschilderte Ausbildungszeit auf der Fürstenschule in Meißen und auf der Universität Halle, seine Gemeindegarbeit in Jüterbog und Wallmow, die Schwierigkeiten mit den kirchlichen Behörden, sein häusliches Leben mit zwölf Kindern, all das gibt einen fesselnden Einblick in ein Pfarrleben des 19. Jahrhunderts. H.G.

Alma mater Joachimica.

Zeitschrift der Vereinigung Alter Joachimsthaler e.V. Berlin und Wengerohr — Neue Folge Heft 1 — 30, 1956/1969

Unweit der Schorfheide, dem durch seinen Wildbestand bekannten Naturschutzgebiet, liegt in der Uckermark nördlich des Werbellinsees das 1604 von dem Kurfürsten Joachim Friedrich angelegte Städtchen Joachimthal. Hier gründete 1607 der gleiche Kurfürst eine Fürstenschule. Sie wurde bereits 1636 in den Wirren des 30jährigen Krieges zerstört. Jahrelang fand sie keine bleibende Heimstatt. 1647 ward sie in das Stadtschloß Berlin verlegt, 1650 in die Burgstraße und Heiligegeiststraße. Um 1870 machte der neue Straßenzug der Kaiser-Wilhelm-Straße in der Berliner Innenstadt einen Neubau für das alte Gymnasium erforderlich. Heinrich Strack errichtete 1875/79 auf der Wilmersdorfer Feldmark den Neubau. 1912 zog die Schule wegen des Großstadtlärms wieder hinaus in die märkischen Wälder, 25 km von ihrer einstigen Gründungsstätte entfernt. Unweit des mauerumgürteten Städtchens Templin wurden Neubauten errichtet, die in der Großzügigkeit der Anlage mit Schule, Alumnaten und Gärten im Wald und am See vorbildlich waren. Eingedenk des Willens ihres Gründers, „Diener für Staat und Kirche“ zu erziehen, pflegte die Schule hier auf dem Boden des christlichen Glaubens und des Humanismus echte Menschen- und Persönlichkeitsbildung. Durch jahrhundertelange Tradition war das Gymnasium im märkischen Raume verwurzelt. Die besondere Eigenart und Bedeutung dieser stiftischen Internatsschule war weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt. Die Einnahmen aus sechs Gütern finanzierten die Stiftung. Die Schüler des Gymnasiums stammten aus der sozialen Schicht der Pfarrhäuser und mittleren Beamten. Die Zahl der Adligen war schon bei der Gründung auf rd. 8% beschränkt. Niemals hatte hier „ein Privileg reicher Herrenöhne“ bestanden. Die Schüler stammten aus der Kur- wie Neumark, später zum Teil aus Pommern und Schlesien.

In der Festschrift zur 350. Wiederkehr der Gründung des Gymnasiums 1957 gibt Georg Lokys eine Auswahl ehemaliger Schüler, die später gesamtdeutsche, ja Weltgeltung erlangten. Darunter sind 25 Minister, Diplomaten, Präsidenten, Politiker, 26 Schulmänner, Philologen, Germanisten, Philosophen, 19 Historiker, Kunsthistoriker, 19 Naturwissenschaftler, Mathematiker, Chemiker, Botaniker, 16 Maler, Musiker und Schauspieler, 15 Generale, 10 Juristen, 13 Mediziner, 9 Dichter und Schriftsteller, 9 Theologen, 5 Wirtschaftsführer. Acht von ihnen wurde die Friedensklasse des Pour le mérite verliehen.

Wertvoller Besitz der Lehrstätte war die in 300 Jahren aufgebaute bibliotheca Joachimica mit über 100 000 Schriften, mit 260 Handschriften und 18 Inkunabeln, einer kostbaren Münzsammlung und Originalskizzen Chodowieckis. Sie enthielt auch als Spende die Bücher der Prinzessin Anna Amalia, der jüngsten Schwester Friedrichs des Großen. Nach Kriegsende wurde diese Bibliothek sinnlos zerstört und ausgeplündert.

1947 wurde das Gymnasium aufgelöst. Ein Institut für Lehrerbildung trat an seine Stelle. Eine Wiedererrichtung der Schule in Berlin scheiterte aus finanziellen wie kirchenpolitischen Gründen, vor allem aber wegen des „strepitus urbanus“ — der Unruhe und des Lärms der Großstadt. Die Tradition des Joachimsthalschen Gymnasiums hat die 1965 gegründete Evangelische Landesschule zur Pforte in Meinerzhagen, Kreis Altena/Westfalen aufgenommen, zugleich für die sächsischen Fürstenschulen Schulpforta, Grimma und Meißen.

Nach 12jähriger Pause setzt obige Schriftenreihe — eingestellt in unserer Bücherei unter C 21a — die frühere Vierteljahresschrift „Der Alte Joachimsthaler“ fort. Eine Reihe einstiger Schüler Joachimsthals sind Mitglieder und Freunde unserer Vereinigung.

Von den einzelnen Aufsätzen der Band-Reihe seien erwähnt: Geschichtliches um Templin, Gustaf Adolf und das Gymnasium, Die Heimstätten des Gymnasiums, Bibliotheca Joachimica, Über den Bau in Wilmersdorf, Zur Schrift „Die Beine der Hohenzollern“, Aufnahmeprüfung in Templin (von Hans Fallada), Auszug der Joachimsthaler aus Templin, Grundsteinlegung in Meinerzhagen, Wiederschen in Templin 1962 und 1966.

Gerhard Kückler

Johannes Schultze: Die Mark Brandenburg.

5. Band: Von 1648 bis zu ihrer Auflösung und dem Ende ihrer Institutionen. Berlin: Duncker & Humblot 1969. Ln. 186 S.

Den 5. Band gibt der Verfasser als „endgültigen Abschluß seiner Darstellung der märkischen Geschichte“, bis 1918. Das alte Reichsterritorium Kurmark gerät im Verbands Preußens zunehmend in die Stellung einer Provinz, während die Residenz Berlin als Hauptstadt des Ganzen aus ihr herauswächst und doch zugleich in wachsender Wirtschaftsverflechtung immer weiter in sie hineingreift. Schon 1713 heißt es in einer Denkschrift des Generals und Ministers von Grumbkow: „Es ist fast keine Stadt in der Chur-Mark, so nicht ein großes von Berlin gezogen“; die Uckermark wird geradezu „die Speise- und Brotkammer der Stadt Berlin genennet“. Aus der Verflechtung wird im 19. Jahrhundert die (mit Recht?) behauptete „Aushöhlung“ durch die Millionenstadt. Auch die neuere Landesgeschichtsschreibung leidet öfter an dieser Zurückdrängung des Landes.

Des Verfassers Gesamtschau gilt — das ist ihr eigentliches Verdienst — ausschließlich der Mark, vermeidet auch den Übergriff auf die allgemeine preußische Geschichte. Vom Wiederaufbau nach dem 30jährigen Kriege bis zum Reformwerk 1807—1815 sind alle Bereiche bedacht: voran die vorbildlichen Leistungen der Landeskultur, die „Peuplierung“, Industrie und Handel, Bildungswesen (darin Wesentliches über die Universität Frankfurt a. O.); besonders genau wird erörtert die Wandlung im Rechtsverhältnis von Bauern, Kolonisten und adligen Gutsherren mit ihrem „angemaßten“ Anspruch auf Dienste. So kommt ein scharfbeleuchtetes Bild zustande, keine Anklage, einfach Tatsachen. Die sachlich-kritische Haltung des Verfassers zeigt etwa der Satz: „Niemand wird erwarten, daß das Werk des königlichen Dilettanten („Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg“) den heutigen Anforderungen der Geschichtswissenschaft entspricht.“ — Der Schluß, „Auflösung der M. Br.“, endet als Abgesang: „Mit der Abdankung des letzten Markgrafen“ im Jahre 1918 erlosch die letzte Institution der von Albrecht dem Bär 1157 begründeten Brandenburger Mark nach 761 Jahren.“ — Heute ist der Name wieder auf die Stadt Brandenburg an der Havel eingeschränkt, von wo er einst ausgegangen — die Mark lebt fort im Werke ihres nun 88jährigen Geschichtsschreibers, dem unser dankbarer Gruß gilt. Eberhard Faden

Rudolf Lehmann: Urkundeninventar zur Geschichte der Niederlausitz bis 1400.

(Mitteldeutsche Forschungen, Bd. 55) Köln-Graz: Böhlau 1968. Ln. XXXVI, 704 S., 2 Ktn.

Rudolf Lehmann, von 1949—1958 Leiter des Landesarchivs Lübben, ist durch seine grundlegenden Veröffentlichungen zur Geschichte der Niederlausitz über den engeren geographischen Rahmen seines Fachbereiches hinaus bekanntgeworden. Hervorgehoben seien hier nur seine bereits 1928 erschienene Bibliographie zur Geschichte der Niederlausitz (fortgeführt mit Teil 2, 1954), die Urkundenbücher der Klöster Neuzelle und Dobrilugk sowie die in Regestenform veröffentlichten Urkunden der Stadtarchive in Guben, Lieberose und Luckau. Die Arbeit am vorliegenden Inventar begann der Vf. bereits 1943, konnte sie aber erst 1965 abschließen. Erfasst sind 1103 Urkunden, beginnend mit der Urkunde vom 11. Januar 948, wodurch König Otto I. das Bistum Meißen stiftete und dabei die Luzizi erwähnte, endend mit einer Papsturkunde vom 13. Dezember 1400. Die Wiedergabe der Urkunden geschieht durchweg in Form knapper Regesten, nur unbekannte Stücke werden vollständig abgedruckt (so Nr. 1018. S. 388 f.). Lausitzer Orts- und Personennamen werden in der Schreibweise der Urkunden geboten, desgleichen die Datierung. In Kursive folgen Angaben über die ursprüngliche Fundstelle, Drucke, Regesten, Faksimiles. In den Anmerkungen bietet Lehmann Erläuterungen über Fälschungen, Ortsidentifizierungen und sachliche Hinweise, insbesondere auch Literaturverweise.

Nicht sehr glücklich hat man an den Regestenteil das umfangreiche Orts- und Personenregister (S. 421—490) sowie ein Sach- und Wortregister (S. 491—502) angeschlossen; denn nun folgt ein 200 Seiten starker Anhang mit Auszügen, Nachrichten, Notizen und Zu-

sammenstellungen zur Geschichte der Niederlausitz bis 1400. Eine wertvolle und anschauliche Ergänzung sind die beiden ausführlich erläuterten Karten. Karte 1 zeigt die Burgen, Höfe und Städte in der Lausitz (Niederlausitz) nach der Veräußerungsurkunde vom 3. 8. 1301 nebst den bis zu diesem Zeitpunkt urkundlich oder sonst genannten Orten, Karte 2 unter Berücksichtigung der Meißner Bistumsmatrikel die bis 1400 urkundlich genannten Kirch- und Pfarrorte in der Lausitz. Bedauerlich, daß die Ortslisten nicht alle kartographisch erfaßten Orte enthalten. So fehlen beispielsweise in der Ortsliste zu Karte 2: Markgrafpieske, Rauen und Gollm. Uneinheitlich ist die Schreibweise von Cottbus mit C im Ortsregister und mit K auf der Karte.

Ergänzend sei auf eine 1599 wahrscheinlich von Bartholomäus Sculterus verfaßte Chronik u. d. T. „Lusatia. Narratio historica et annalium monumenta“ aufmerksam gemacht, die u. a. auf Blatt 75—81 Regesten von Privilegien der Stadt Guben enthält. Es war dem Geheimen Staatsarchiv möglich, dieses bisher anscheinend unbekannte Werk auf einer Auktion zu erwerben.

Dem Verfasser gebührt unser Dank für seine mühevollen Arbeit, die er nun doch noch zu einem glücklichen Abschluß bringen konnte. Der Forschung hat er mit dieser vorzüglichen Publikation einen wichtigen Dienst erwiesen, vermag der Historiker doch nun das Vorhandene besser zu übersehen und intensiver zu nutzen. Werner Vogel

Hans Droysen: Der Briefwechsel Friedrichs des Großen mit der Gräfin Camas und dem Baron Fouqué.

Veröff. aus den Archiven Preussischer Kulturbesitz, Bd. 1. Köln-Berlin: Grote 1967. Leinen XII, 87 Seiten, 2 Tafeln.

Dieses Werk ist der hoffnungsvolle Auftakt zu einer Reihe von Veröffentlichungen aus dem Geheimen Staatsarchiv Berlin-Dahlem und dem Staatsarchiv Königsberg im Staatlichen Archivlager in Göttingen. Diese Quellenpublikationen setzen die wissenschaftlich so bedeutsamen „Publikationen aus den Preussischen Staatsarchiven“ fort, die mit ihrem 84. Band letztmalig 1938 erschienen waren. Einen Ausblick über die Unterlagen, die künftigen Publikationen dieser Reihe zur Verfügung stehen, bieten u. a. die 1966 und 1967 herausgekommenen „Übersichten über die Bestände des Geheimen Staatsarchivs in Berlin-Dahlem“ (vgl. die Rez. von E. Faden in unserem Jahrbuch 18/1967 und 19/1968). Diese Inventare legen zwar die empfindlichen Verluste an den Vorkriegs-Archivbeständen im 2. Weltkrieg dar, zeigen aber auch, welche Fülle von Archivalien noch zur Verfügung steht und durch Neuerwerbungen der Nachkriegsjahre vermehrt wurde. Mit dem ersten Band der Schriftenreihe wurden bisher nicht übersetzte Briefe aus der Privatkorrespondenz Friedrichs des Großen publiziert. Auswahl und Übersetzung besorgte Hans Droysen, dessen Nachlaß sich im Geheimen Staatsarchiv befindet. Hans Droysen (1851—1918), jüngster Sohn des Historikers Johann Gustav Droysen, war Professor am Königstädtischen Gymnasium in Berlin. Seinen Lebenslauf skizziert Zoë Droysen, seine Tochter. Sie macht darauf aufmerksam, daß die Briefe „Friedrichs Fähigkeit zur Freundschaft und seine bedachte Fürsorge für andere bis ins hohe Alter hinein“ bezeugen. Sie zeigen den König von einer menschlichen Seite: liebenswürdig und galant-verehrend gegenüber der rd. 30 Jahre älteren Oberhofmeisterin Gräfin von Camas; väterlichorgend und treuegeben gegenüber seinem alten kriegsverletzten Freund aus den Rheinsberger Tagen, Henri Auguste Baron de la Motte Fouqué. Einer Hugenotten-Familie entstammend, hatte Fouqué, zuletzt als General der Infanterie, erfolgreich für Friedrich in den Schlesischen Kriegen gefochten und sich als Kommandant der Festung Glatz ausgezeichnet. Bei Landeshut wurde er nach rühmlichem Kampf von Laudon geschlagen und selbst schwer verwundet. Friedrich verschaffte dem Schwerblessierten 1763 die Pfründe des Dompropstes in Brandenburg.

Die Briefe vermitteln ein lebendigeres Bild von der außergewöhnlichen Wesensart Friedrichs d. Gr. als gegenwärtige Versuche, mittels Computer im Zusammentragen des unendlichen Details historischer Einzelheiten den aufgeklärten König herauszustellen und sein Bild in Illustrierten-Manie polemisch zusammenzupusseln; — wobei der Grundfehler begangen wird, „den wirklichen Bezug zu seiner Zeit und zu seinen Zeitgenossen“ außer Acht zu lassen.

Der Briefwechsel ist lesenswert. Er verschafft eine Fülle von Anregungen, zeitbedingten Eindrücken und selbst liebenswürdigen Einzelheiten, z. B. über Berliner Porzellan. Gespannt sieht man den weiteren Veröffentlichungen der Reihe entgegen.

Gerhard Küchler

Walther Brandt: Vom feurigen Elias und der sanften Elise.

Die Privatbahnen und Kleinbahnen der Mark Brandenburg und Berlins. Düsseldorf-Albis 1968. 74 Seiten, 1 Karte, 27 Abbildungen und 16 Zeichnungen.

Vf. liefert eine mit viel Detailkenntnissen und großem Fleiß zusammengestellte Übersicht der brandenburgischen und Berliner Kleinbahnen. Jede Bahn wird in einem besonderen Abschnitt behandelt, in dem die wichtigsten Daten von der Gründung bis zur Enteignung nach 1945 genannt werden; ein großer Teil dieser Abschnitte ist mit Abbildungen und technischen Zeichnungen des rollenden Materials der betreffenden Gesellschaften versehen. Von den größeren Bahnunternehmen sind tabellarisch sämtliche jemals in Betrieb befindliche Lokomotiven und Triebwagen aufgeführt mit Bauartbezeichnung, Herstellungsfirma und Herstellungsjahr, zum Teil mit der Fabriknummer sowie Bemerkungen über Erwerb und Verbleib. Zu Beginn des Bandes ist auf einer Übersichtskarte das gesamte Eisenbahnnetz der Provinz Brandenburg dargestellt (Reichsbahnstrecken nur westlich der Oder und Neiße) mit einer leider vom nachfolgenden Text abweichenden Numerierung der Klein- und Nebenbahnstrecken.

Vf. entschied sich für eine im großen und ganzen chronologische Gliederung, derzufolge die einzelnen Gesellschaften in der Reihenfolge der Gründungsjahre aufgeführt sind. Dies hat den Nachteil, daß — mit Ausnahme des Kreises Ruppin — nirgendwo eine geschlossene Schilderung der Bahnen eines Kreises oder bestimmten Gebietes vorhanden ist. So folgen z. B. auf die Oderbruchbahn die Kleinbahnen Beeskow—Fürstenwalde und Klockow—Pasewalk, die Teltower Industriebahn und die Kleinbahn Freienwalde—Zehden. Daß dagegen eine Zusammenstellung nach geographischen Gesichtspunkten bei weitem übersichtlicher ist, beweist Vf. selber mit der eben erwähnten Besprechung der Bahnen des Kreises Ruppin unmittelbar nacheinander. Die zeitliche Aufeinanderfolge hätte dann in einer besonderen Tabelle veranschaulicht werden können.

Daß Vf. sich auch gern etwas mit der Geschichte der Mark Brandenburg beschäftigt, ist aus mancherlei Randbemerkungen ersichtlich, mit denen er auf historische Daten oder Besonderheiten der von den Kleinbahnen berührten Städte und Landschaften eingeht. Bei aller Liebe zur Mark kommt man jedoch nicht umhin festzustellen, daß der Taler zuerst in Joachimsthal/Böhmen geprägt worden ist und nicht in Joachimsthal/Uckermark, wie Vf. angibt (S. 52). Auch fanden die Tabakkollegien Friedrich Wilhelms I. nicht nur ausschließlich in Königswusterhausen statt (S. 29). Die kürzeste Eisenbahnverbindung zwischen Berlin und Hannover führt über Rathenow—Oebisfelde und nicht über Rathenow—Helmstedt (S. 4). Als störend sind etliche Druckfehler und das Vertauschen der Seiten 62 und 63 anzumerken.

Winfried Bliß

Potsdam und seine Umgebung.

Ergebnisse der heimatkundlichen Bestandsaufnahme. Bearbeitet in der Arbeitsstelle Dresden unter Mitwirkung von Dr. Gerhard Engelmänn (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröff. der Kommission für Heimatforschung, Bd. 15). Berlin: Akademie-Verlag 1969. Ln. 236 S., 30 Abb., 32 Kunstdrucktaf. 2 Ktn.

In dieser Veröffentlichung wird die Bezirkshauptstadt Potsdam mit ihrer Umgebung erfaßt und zugleich ihr tiefgreifender Wandel von der ehemaligen preußischen Residenz zur Verwaltungszentrale der Jetztzeit. Wie Ernst Ehwald (Kommission für Heimatforschung) in seinem Vorwort mitteilt, sollte eine „Verbindung von geologischen, morphologischen, hydrologischen, vegetationskundlichen, forstlichen, faunistischen und fischereikundlichen Beiträgen mit solchen ur- und frühgeschichtlicher, siedlungsgeographischer, ortsgeschichtlicher, kunstgeschichtlicher und namenkundlicher Art angestrebt“ werden. Dazu mußten zahlreiche Fachwissenschaftler für diese Gemeinschaftsarbeit gewonnen und ihre Beiträge koordiniert werden.

Das Ergebnis ist leider derart, daß das Werk bei aller Wertschätzung der gebrachten Einzeldarstellungen nur von vielseitig gebildeten Fachwissenschaftlern in einem Zuge durchgelesen und mit Gewinn benutzt werden kann. Die Vielfalt der Wissenschaften, die hier unter dem Begriff der „heimatkundlichen Bestandsaufnahme“ mit Anspruch auf Eigenwert scharf nebeneinander stehen, verwirren den Laien, den die Heimatkunde in erster Linie ansprechen sollte.

Im Jahre 1923 hat Eduard Spranger in Berlin anläßlich der Eröffnung einer „Studien-gemeinschaft für wissenschaftliche Heimatkunde“ in der „Staatlichen Stelle für Natur-

denkmalpflege in Preußen“ einen Vortrag über den Bildungswert der Heimatkunde gehalten. Darin forderte er für die Heimatkunde die Überwindung der abstrakten Fächertrennung, damit Heimat als geistiges Wurzelgefühl, als durchgeistigte und persönlich gefärbte Totalverbundenheit mit dem Boden erfaßt werden kann. Ob bei der in diesem Werk erkennbaren Trennung der Einzelwissenschaften die Heimatkunde ein Erziehungsmittel für ein tieferes und reicheres Heimerleben überhaupt noch sein kann, wagen wir zu bezweifeln.

So wird sich der Laie schließlich mit Hilfe des Inhaltsverzeichnisses bekannten Ortsnamen aus der Potsdamer (und Berliner!) Umgebung zuwenden und Altvertrautes wiederzufinden versuchen.

Erwähnt und behandelt sind u. a. die Orte Bornim (auch über Karl Foerster und seine Staudenzucht), Bornstedt, Nedlitz, Sacrow, Wildpark, Babelsberg, Dreilinden, Caputh, Templin, Drewitz, Michendorf und Saarmund. Leider endet die behandelte Umgebung Potsdams an der Berliner Stadtgrenze, obgleich die Havellandschaft zwischen Pfaueninsel, Moorlake und Klein-Glienicke mit derjenigen um Potsdam eine heimatkundliche und geographisch wie landschaftlich untrennbar verbundene Einheit bildet.

Den beigegebenen Anhang, das reichhaltige Literatur- und Quellenverzeichnis sowie die Orts-, Sach- und Personennamenverzeichnisse kann man nur dankbar begrüßen, ebenso die beigegebenen Kunstdrucktafeln (Fotos), die uns so nahe und doch unerreichbare Teile unserer gemeinsamen märkischen Heimat vor Augen führen.

Gerd Gnewuch

Harald Müller: Zur Geschichte der Stadt Potsdam von 1789 bis 1871.

(= Veröff. d. Bezirksheimatmuseums Potsdam, H. 15) Potsdam 1968. 106 S., 26 Taf.

Bei der Lektüre des Buches werden Erinnerungen wach an eine lokale Potsdamer Geschichtsschreibung, die etwa 30 Jahre zurückliegt. Damals wurde das „wehrhafte“ Potsdam, die Soldatenstadt als Stätte militärischen Gehorsams und preußischer Zucht oder als Residenz, als Wohnsitz monarchischer Führergestalten dargestellt. Diese Veröffentlichungen wirkten penetrant und schufen Langeweile.

In dem vorliegenden Buch wird nicht das militärische, sondern das proletarische Potsdam dargestellt. Als Quellen dienen die Akten des Staats- und des Stadtarchivs zu Potsdam, daneben werden die Arbeiten von Julius Haeckel über die Geschichte der Havelstadt recht häufig zitiert, auch einige andere „bürgerliche“ Autoren gelegentlich angeführt. Vor allem aber kommen die Wirtschaftshistoriker der DDR: Kuczyński, Mottek und Obermann sowie natürlich auch Karl Marx selbst zu Wort. Die beständig vorgetragenen marxistisch-leninistischen Thesen über das feudalabsolutistische System, die Entstehung des proletarischen Klassenbewußtseins, die Entwicklung der Produktivkräfte und die klischeehaften Denkmodelle — die Polizei geht „mit äußerster Brutalität“ vor“, der Druck des „Polizei-staates und seiner Organe“ wird verschärft — lassen das Buch einen verbissenen Eindruck machen. Sieht man von diesem das Thema immer wieder durchdringenden und leitenden Interpretationen ab, so bleibt eine Quellensammlung über die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Potsdam und Nowawes im Zeitraum vom Beginn der französischen Revolution bis zur Reichsgründung. Die Wahl gerade dieses Zeitabschnittes für ein lokal begrenztes, sozialgeschichtlich orientiertes Thema ist allerdings wenig überzeugend, denn in der Entwicklung der Potsdamer Arbeiterschaft und ihrer Organisationen findet diese Einteilung keinen rechten Ansatzpunkt.

Eine große Anzahl von Einzelheiten über die drückende Not der Weber in Nowawes, das Unvermögen der staatlichen Stellen, mit diesem unfassbaren Elend fertig zu werden, verdienen hervorgehoben zu werden. Auch die Darstellung der schweren Last, die die Kontributionen der napoleonischen Besetzung der Stadt brachten, sind erwähnenswert. Bei der Schilderung der Ereignisse des Revolutionsjahres 1848 fällt — wie könnte es auch anders sein? — helles Licht auf den Märtyrer Max Dortu, denn der 21jährige Jüngling stützte sich „in steigendem Maße auf proletarische Kräfte, in denen er die zuverlässigste Kraft zur Erkämpfung und Verteidigung demokratischer Rechte und Freiheiten erkannt hatte“.

Interessant sind auch die Ausblicke auf die Wirtschafts- und Industriegeschichte Potsdams, wobei etwa die Rolle des Zuckerfabrikanten Jacobs für die Entwicklung der Potsdamer Wirtschaft hervorgehoben wird. Manch vorschnelles Urteil hätte sich der Verfasser allerdings bei genauerer Kenntnis der preußischen Gesetzgebung und des Verwaltungsganges ersparen können. Ein am 29. April gestellter Antrag auf Aufstellung einer Dampf-

maschine wurde am 7. Juli genehmigt. Dieser ganz normale gewerbepolizeiliche Geschäftsgang ist für ihn bereits ein „Beweis für die Bevormundung der Bourgeoisie durch Regierungsorgane“.

Arne Hengsbach

Beiträge zur Potsdamer Geschichte.

(= Veröff. d. Bezirksheimatmuseums Potsdam, H. 17) 216 S., zahlr. Abb.

Im vorliegenden Sammelband beschäftigen sich mehrere Autoren mit Teilaspekten der Potsdamer Geschichte. Werner Wolf befaßt sich mit „Garnison und Bevölkerung Potsdams besonders in der 2. Hälfte des 18. Jh.“. Anhand statistischer Angaben werden der militärische Charakter der Residenzstadt und die damit verbundenen Auswirkungen auf Bevölkerungsentwicklung und -zusammensetzung sowie auf das städtische Wirtschaftsgefüge betont. Insbesondere wird auf die schlechte materielle Lage der einfachen Soldaten und ihrer Familien hingewiesen. Einseitig und verwaltungsgeschichtlich falsch ist freilich die Behauptung, daß die „Zentralverwaltung des Landes in letzter Instanz aus der Intendantur der Armee bestand“ (6).

Hans-Joachim Giersberg beschreibt die Baugeschichte der „Eisernen Brücke über den Potsdamer Stadtkanal“, wie die Kavaliersbrücke im Volksmund genannt wurde. Dabei erfährt der Leser allerhand Wissenswertes über die Entwicklung des Brückenbaues und die Verwendung des Eisens. Die erste aus Eisen gegossene Brücke führte 1779 über den englischen Fluß Severn. In Deutschland wurde 1794-96 die erste eiserne Brücke über das Striegauer Wasser bei Laasan errichtet. 1798 folgte die Brücke über den Kupfergraben in Berlin, 1802 die Eiserne Brücke in Potsdam.

Jürgen Koppatz behandelt in statistisch-referierender Form „Fragen der Kommunalwahlen und der städtischen Verwaltung in Potsdam (1808-1946)“. Bezeichnenderweise gelang es erst 1919, Vertreter der Arbeiterparteien in die Stadtverordnetenversammlung hineinzubringen, obwohl bei den geheimen Reichstagswahlen sich schon früher eine größere Wählerzahl zur SPD bekannte. Interessant ist auch die Tatsache, daß auf Antrag Potsdams 1847 die Öffentlichkeit der Stadtverordnetensitzungen eingeführt wurde, um dadurch die Teilnahmslosigkeit der Potsdamer Bürger an den Wahlen zu überwinden.

Karola Paepke beschreibt die „Künstlervereinigungen und Kunstvereine in Potsdam“ zwischen 1800 und 1950, soweit dies bei der dürftigen Quellenlage überhaupt möglich ist. Der erste um 1830 gebildete St. Lukas-Verein löste sich bereits 1848 auf. Er war ebenso ein nur kleiner Kreis von Künstlern und Kunstbegeisterten wie die 1925 gegründete Gilde der Potsdamer Künstler, deren wirksame Tätigkeit im nationalsozialistischen Deutschland keinen geeigneten Boden fand, so daß sich die Gilde 1934 selbst auflöste. Im Gegensatz zu diesen beiden Vereinen waren der Potsdamer Kunstverein von 1834, der wohl in den 60er Jahren eingegangen ist, und der 1908 gegründete Potsdamer Kunstverein auf größere Breitenwirkung angelegt, was sich bereits in der stärkeren Mitgliederzahl ausdrückt. Hierbei waren auch alle Bevölkerungsschichten vertreten, einschließlich von Angehörigen des Hofes und der kaiserlichen Familie. Der Verein war daher anfälliger für die nazistische Unterwanderung und wurde schließlich 1936 unter dem neuen Vorsitzenden Prof. Kania gleichgeschaltet.

In seiner Arbeit über den „Verlauf der Novemberrevolution in Potsdam“ zeigt Otto Rückert, wie das System der Arbeiter- und Soldatenräte in Potsdam verfälscht wurde, weil viele Offiziere und alte Beamte darin mitwirkten. Die Hintergründe für dieses Versagen der Sozialdemokratie werden allerdings nicht deutlich.

Abschließend berichtet Hartmut Kниттер über den „Bombenangriff der Royal Air Force auf Potsdam am 14./15. April 1945“, dessen militärische Wertlosigkeit bloßgelegt wird. Darüberhinausgehend arbeitet der Verfasser die Zielsetzung der Flächenangriffe heraus, die sich nicht gegen militärische Objekte sondern gegen die Zivilbevölkerung richteten, um deren Widerstandskraft zu zermürben.

Werner Vogel

Franz Lorenz: Die Musikerfamilie Benda. Franz Benda und seine Nachkommen.

Berlin: de Gruyter 1967. Ln. XI, 189 S. 1 Tafel.

Wer aufmerksam Adolf Menzels Gemälde „Das Flötenkonzert in Sanssouci“ betrachtet, der sieht rechts an der Wand stehend „eine würdige Gestalt im langen, dunklen Rock, Violine und Bogen in der Hand, das kluge Gesicht auf sein Pult gebannt, den Einsatz abwartend“ (Rave). Dieser Geiger, so hat Menzel vermerkt, ist der Konzertmeister Franz

Benda, oder, wie es auf dem nach Falbe gestochenen Stich heißt, „le premier Violon de Chambre de Sa Majesté le Roi de Prusse“. Er war neben Philipp Emanuel Bach, neben Quantz und den Brüdern Graun eine der markantesten Musiker-Persönlichkeiten im 18. Jahrhundert.

Über diesen Geiger Franz Benda im Besonderen und über das gesamte Musikleben am Hofe des Königs fehlte bisher eine wissenschaftliche, akkurate Darstellung. Mit dem Buche von Lorenz wird diese Lücke in geradezu kongenialer Weise geschlossen. Mit vielen zeitgenössischen Berichten im Text wird die große Zeit um Friedrich lebendig. Welch eine Fülle an Personen: sei es in der Umgebung Goethes in Weimar oder sei es in der Herberge der Romantik, um den Giebichenstein bei Halle an der Saale in der Umgebung Josef von Eichendorffs.

Beginnend in Böhmen mit Johann Georg, dem Vater unseres Benda, der als Leineweber und Musikant zu finden ist, vormittags und abends im Gasthof musizierend — spannt sich der Bogen hin bis in die zweite Hälfte des 20. Jh., mit der Persönlichkeit Hans von Bendas, dem langjährigen Leiter des Kammerorchesters der Berliner Philharmoniker, unvergessen als Dirigent der bezaubernden Berliner Schloßhofkonzerte in der barocken Kulisse Andreas Schlüters. Dazwischen nun das Leben und das Werk Franz Bendas mit der äußerst lebendigen Autobiographie am Ende des Buches. Es sind dies die stärksten Kapitel; auch für den Landesgeschichtler und märkischen Wanderer die interessantesten; kennt er doch des Königs und des Künstlers Lebenssituationen aus eigener Anschauung: den kleinen der Amalthea geweihten Garten in Neuruppin, den Konzertsaal im Schloß zu Rheinsberg, neben vielen Vergoldungen nur zarte Farben, die Kronprinz Fritz so liebte, Leingrau und Seladonblau, Marmor und bronzene Spiegel und al fresco der „Sonnenaufgang“ von Pesne; und dann Sanssouci, friderizianisches Rokoko par excellence, Konzertzimmer mit dem Kronleuchter, den Menzel so geliebt. Der märkische Wanderer kennt aber auch Nowawes, die 1753 am Königsweg angelegte Webersiedlung, wo in einem der breitgelagerten, mit hohen Walmdach versehenen Häuser die Bendas wohnten: die aus der böhmischen Heimat emigrierten Eltern und unser Benda selbst mit Kind und Kegel. Franz Bendas Leben sei hier kurz skizziert: In Alt-Benethak im Musiklande Böhmen geboren, welches treffend als „Konservatorium Europas“ bezeichnet wird, begab sich der 18jährige Franz Benda über Wien, Warschau und Dresden in die erste Etappe des friderizianischen Musenhofes nach Neuruppin, wo der Kronprinz ihn schon im Gasthofzimmer geigen hörte. Volle 53 Jahre blieb Benda im Dienste des Königs von Preußen als Geiger und als Sänger zunächst, um dann nach dem Tode des Konzertmeisters Graun in dessen Stellung aufzurücken. Fast zur gleichen Zeit um 1779 wie König Friedrich die Flöte, legte Franz Benda die Geige aus seinen gichtigen Fingern und im gleichen Jahre 1786 wie der König, ein Vierteljahr früher, starb Benda.

Als Komponist steht Franz Benda im 18. Jh. an der Schwelle einer neuen Zeit, immer noch im abklingenden Barock, während sich das Zeitalter der Wiener Klassik vorbereitet. Er hat Sinfonien geschrieben, 12 Violinkonzerte, mehrere Violin-Sonaten und einige Etüden komponiert. Die Kunst seines Spiels trifft Hillers Würdigung am besten: „Sein Ton auf der Violine war einer der schönsten, vollsten, reinsten und angenehmsten, das edle Singbare war das, wozu ihn seine Neigung mit den besten Erfolgen zog.“

Kehren wir nun von Franz Benda zu Franz Lorenz zurück. Viele Abbildungen illustrieren dieses Buch. Vieles aus Privatbesitz: Kupferstiche, Ölgemälde aus der weitverzweigten Familie Benda. Leider fehlen die Abbildungen der zwei uns so wichtig scheinenden Bilder Menzels: sein Flötenkonzert, aber auch das andere heitere Bild Menzels aus der Berliner Nationalgalerie, mit dem Titel: Kronprinz Friedrich besucht Pesne auf dem Gerüst in Rheinsberg, wo Franz Benda in böhmischer Tracht dargestellt ist, zum Tanze aufspielend. Von den abgebildeten Nachkommen interessiert den Landesgeschichtler der Mark Brandenburg noch Karl Friedrich Wilhelm Robert von Benda (1816—1899), Politiker und Rittergutsbesitzer in Rudow bei Berlin, nach dem, ihm zu Ehren, vor kurzem noch die jetzt benannte Prieroser Straße Bendastraße hieß. Er war es wohl, der die heute noch stehenden Gebäude im Tudorstil, heute leider sehr verfallen, errichtet hat.

Last not least sei nun der Verf. dieser Buchbesprechung gleichfalls Chronist: das erste öffentliche Konzert nach dem Kriege am 13. Mai 1945 unter der Leitung Hans von Bendas im Rathaus Schöneberg. Hier hat die Legende aus neuester Zeit dem Benda-Chronisten einen Possen gespielt, denn wie auf S. 13 geschildert, so war es nicht. Das Konzert fand in dem Saal neben der Brandenburghalle, dort, wo heute das Abgeordnetenhaus des Berliner

Senats tagt, statt. Dort waren schon im Mai 1945 keine Trümmer, der Saal war verglast, so daß Klänge von diesem Konzert wohl kaum nach draußen gedrungen sind, und Lautsprecherübertragung gab es in dieser Zeit noch nicht. Auch war der Saal nicht überfüllt, da nur Leute aus der nächsten Nähe kommen konnten, da der Verkehr noch nicht wieder geregelt war. Es war das erste Konzert überhaupt nach dem Zusammenbruch und nur die Streicher der Philharmoniker spielten (das erste Konzert mit vollkommener Besetzung fand Ende Mai im Titania-Palast in Steglitz statt, unter Leitung von Leo Borchardt wurde Mendelssohns „Sommernachts Traumouvertüre“, ein Mozart-Klavierkonzert, als Abschluß Tschaikowskys IV. Symphonie gespielt). Mit Händels Concerto grosso fing es an; dann sang Karl Schmitt-Walter Mozartarien. Nach der Pause folgte eine russische Sängerin mit Tschaikowsky-Liedern, den Abschluß bildete Tschaikowskys herrliche Serenade für Streicher! Ein Erlebnis schon deshalb, weil seit 1941 Tschaikowsky und andere russische Musik nicht mehr gespielt werden durfte.

Zusammengefaßt: Das Buch über Franz Benda und seine Nachkommen, ein gutes, ein lesenswertes Buch, wir sagen nicht zuviel, wenn wir behaupten, daß nach Julius Babs Familienchronik „der Devrients“ von 1932 nichts Besseres auf diesem Gebiet geschrieben worden ist. Wilhelm Sasse

Joachim Toeche-Mittler: Armeemärsche.

Eine historische Plauderei zwischen Regimentsmusiken und Trompeterkorps rund um die deutsche Marschmusik. Neckargemünd: Vowinkel 1968. Ln. 208 S., 124 Abb.

Es ist ein sehr lustiges Buch geworden mit den vielen Abbildungen des deutschen Militärs: Man sieht Soldaten fröhlich auf Wache ziehn; man sieht sie paradiert in Berlin! Man sieht sie blasend, flötend, trommelnd, man sieht sie stramm, doch meist marschieren; dann hoch zu Roß die Becken rühren; vor Schinkels Wache in Berlin, ein andermal in Neuruppin; vor Mackensen sieht man sie präsentieren, vor Kaiser Friedrich, dann vor Hindenburg vorbei marschieren; dann Reichstragstreppe, Ebert, Stresemann und Redlob, Reiches Kunstwart, nebenan. Der größte Feldherr aller Zeiten — fehlt sodann, obwohl seine Truppenparaden zu Ehren seines Geburtstages oder in Nürnberg die größten aller Zeiten gewesen waren.

Soweit über die zeitgenössischen Abbildungen. Sie geben immerhin ein anschauliches, wenn auch einseitiges Bild, was Preußen-Deutschland einmal war: schneidige Truppen, herrlich exzerziertmäßig ausgebildet, fehlerlos paradiert, wie die Gliederpuppen. Prachtige junge Menschen sehen uns an, sei es mit Pickelhaube oder mit Stahlhelm, so daß man an das von Paul Lincke vertonte Lied denken kann: „Donnerwetter diese Kerle, donnerwetter tadellos.“

Das ist nun alles längst dahin. Es ist „goldene Vergangenheit, gute alte Zeit“, damals, wo noch wie zu Zeiten Lilienkrans, sich die Fenster und Türen öffneten und hübsche Mädchen das „Tschingbunderassassa“ begleiteten. So ist diese chronique militaire ein Buch der Erinnerung geworden. Entsprechend sagt der Vf.: Die hohe Zeit der Militärmusik ist damit vorbei; die Signale, mit denen einst Befehle gegeben und Schlachten gelenkt wurden. Inzwischen sind Fernsprecher, Funk, Leuchtzeichen und Hubschrauber an ihre Stelle getreten. Auch das Marschieren zu Fuß ist überholt. Damit hat die Marschmusik ihren Sinn verloren. Wandeln tat sich auch der Zweck des Musizierens. Mit Schallplatten, Tonband und Rundfunk entwickelte die Technik für jeden die Möglichkeit, Musik bei sich zu haben. Das alles ist richtig gesehen! Hinzuzufügen ist der Wandel in der Musik überhaupt, d. h. qualitativ vom ausgezeichneten Marsch zur Mittelmäßigkeit, ja bis zum Banalen, vom „Pariser Einzugsmarsch“ etwa zu Bilses „Bomben und Granaten“, oder zu dem so unerfreulichen „Badenweiler“ seligen Andenkens. Märsche werden heute kaum noch komponiert, wie es auch keine Walzer in der Art von Johann Strauß mehr gibt oder Choräle in der Weise von „Ein feste Burg“ — also eine Gebrauchsmusik zum Beten, Tanzen und Marschieren. Die sakrale Choralmusik ist steril seit dem 17. Jh., die Walzermusik hört bald nach Johann Strauß auf, nur die Marschmusik hält sich etwas länger, aber auch hier ein Abgleiten ins Banale. Diese Nuancierungen im Musikstil bleiben unbeachtet. Man vergleiche aber einmal einen alten preussischen Militärmarsch, ich möchte ihn klassisch nennen, so z. B. „den Marsch aller Märsche, den Yorkschen von Beethoven, mit einem aus der Zeit um 1900, wo zwölf auf ein Dutzend gehen, wo die Marschmelodie so schlagermäßig billig serviert wird wie in „Alte Kameraden“ oder so aufdringlich wie in dem „Aufzug der Gladiatoren“, letzterer hier so ganz über den grünen Klee gelobt. Es ist dies der gleiche Unterschied zwischen „An der schönen blauen Donau“ (Strauß) und den „Donauwellen“ von Ivanovici.

Diese hier sehr richtig bezeichneten Kurkonzert-Märsche sind überaus langweilig. In der Darstellung überschätzt wird die Zeit nach 1919. Die Begeisterung über militärisches Gepränge war nicht mehr so, wie es hier geschildert wird. Und nun erst die Jahre der „golden thirtys“, wo man meist mit Märschen billiger Observanz überfüttert wurde. Auch die Märsche des großen, hier so gelobten Hans-Felix Husadel gehören dazu: alles nach der gleichen Façon, alles in 08/15-Manier, die Titel völlig belanglos, so daß, wie wir es in dem Buche lesen können, aus dem Marsch „Jagdgeschwader Horst Wessel“ (der heute nicht mehr gefragt ist) ein „Schlag auf Schlag“-Marsch geworden ist.

Die interessantesten Passagen sind natürlich die historischen! Sie sind flott hingestrichen, besonders das Kapitel „Zapfenstreich“ meisterhaft erzählt. Da folgen wir gern. Die Landsknechts-Marschmusik aus der ältesten Zeit klingt nur an, ebenso die Motive aus der Janitscharenmusik, schade. Hier sei ergänzt, daß aus der fürchterlichen, beabsichtigt furchterregenden und den militärischen Gegner einschüchternden Krawallmusik mit viel Blech und Schellengerassel, im späten 18. Jh. eine friedlich-gemütvolle Darbietung wurde. Das Schreckliche der Türkenmusik wich einer Wiener Konzertgarten-Romantik, in der Art von „Es war einmal“. Der zweite Satz von Haydns Militärsymphonie wird noch heute so gespielt. Auch Mozart und Beethoven komponierten à la turque; so endet Mozarts berühmte a-Dur-Sonate türkisch; türkisch gesetzt war auch die Erstfassung von Beethovens später so genanntem Yorkschen Marsch; ja selbst in der bekannten IX. Symphonie wird der Jubelchor „An die Freude“ als Tenorsolo türkisch variiert. Bei Mozart und Beethoven kommt noch etwas anderes hinzu: beide, auf ihren Reisen nach Norddeutschland, müssen durch die zündende und klare preußische Marschrhythmik sofort beeinflusst worden sein (wie später der von T. erwähnte Berlioz), so daß sie ähnlich preußisch-militärisch komponierten. Eine so markante Marschstelle wie die Figaro-Arie „Nun vergiß leises Flehn“ steht im gesamten Schaffen Mozarts einzig da. Bei Beethoven gibt es viele Beispiele, hier nur zwei: bei dem Hauptmotiv im 1. Satz des I. Klavierkonzerts und bei dem zweiten Thema im 1. Satz des V. Klavierkonzerts hat bestimmt die brandenburgisch-preußische Marschmusik Pate gestanden. Der Vf. schreibt zu Anfang des Buches, daß Bücher unfähig sind, Militärmusik zu übermitteln. Das geht wohl jedem Musikschaffsteller so, der über Musik aussagen will! Fontane sagte einmal: Ein Musikstück zu beschreiben, wäre, als wollte man ein Mittagessen schildern! Eine Plauderei wollte und sollte es sein! Aber es ist doch mehr, schon durch die eingestreuten historica. Wer es lesen will, der möge es lesen, und er wird wohl seine Freude daran haben. Wilhelm Sasse

Walter Stengel: Zeitvertreib.

Zehn Kapitel Berliner Kulturgeschichte. Berlin: de Gruyter 1969. Ln. 112 S., 76 Taf.

Die Neuausgaben der im Jahrbuch 1/1950 von H. Fricke besprochenen „Quellenstudien zur Berliner Kulturgeschichte“ von Walter Stengel habe ich an dieser Stelle bereits zweimal würdigen können: in Band 10/1958 die bei Bruno Hessling erschienene „Alte Wohnkultur in Berlin und in der Mark im Spiegel der Quellen des 16.—19. Jahrhunderts“ und in Band 14/1963 den von Walter de Gruyter & Co. vorgelegten „Guckkasten · Altberliner Curiosa“. Die Rezension dieses Buches hat sogar dem Verlag gefallen und ist von ihm für seine Werbung benutzt worden, wie ich zu meiner Überraschung aus dem Anhang des zur Rede stehenden neuen Werkes ersah.

Neun Jahre nach dem Tode des Verfassers erschienen, der unserer Vereinigung über dreißig Jahre lang angehörte, wiederholt es im wesentlichen die längst vergriffenen, selten gewordenen Hefte 10—14 der „Quellenstudien“ und faßt so unterschiedliche Themen wie Zeitvertreib, Zucker und Zuckergerät, Gartenschmuck und Tierliebhabereien zusammen. Der lebendig geschriebene Text und die reiche Bebilderung — überwiegend nach Objekten in den Museen der Stiftung Preussischer Kulturbesitz — gewähren vielseitige Erinnerungen an die Kunst- und Kulturgeschichte Berlins und der Mark Brandenburg aus Renaissance und Barock, der Walter Stengel in dem 1925—52 von ihm geleiteten, durch ihn volkstümlich gewordenen Märkischen Museum und in dem 1932 eröffneten Ermelerhaus so bedachten, unvergeßlichen Ausdruck gegeben hatte. Das Museum zeigt heute „die gesellschaftliche Entwicklung in ihrer historischen Gesetzmäßigkeit“ nach der Doktrin Marx-Engels, und das einmalige Ermelerhaus wurde vor drei Jahren kurzerhand einer Straßenverbreiterung geopfert. Freuen wir uns darum des schönen Buches und der hier in unbeeinträchtigter Wahrhaftigkeit dokumentierten „Andacht zum Kleinen“, wie Adalbert Stifter sie forderte, die nicht bei Nebensächlichkeiten verharret, sondern den Geist und die Kultur vergangener Zeiten anschaulich werden läßt.

Kurt Pomplun

Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands.

Publikationsorgan der Historischen Kommission zu Berlin. Hrsgg. W. Berges, H. Herzfeld, H. Skrzypeczak. Band 16/17. Berlin: de Gruyter 1968. Ln. VIII, 747 S.

Nach längerer Pause legt die Historische Kommission ihr Jahrbuch jetzt als Doppelband vor. Wie üblich, ist der Inhalt getrennt in Aufsätze, Miszellen und Besprechungen, wobei letztere mit knapp 400 Seiten mehr als die Hälfte des Bandes füllen. Mehrere Beiträge befassen sich speziell mit dem thüringisch-sächsischen Raum. So liefert Richard Ahlfeld eine neue Edition der Gosecker Chronik (1041—1135) aufgrund der von ihm als zuverlässiger erkannten Leipziger Handschrift, wodurch eine Reihe von Textverbesserungen gegenüber der bisherigen Ausgabe möglich waren. — Mit der Landesgeschichtsschreibung in Thüringen beschäftigt sich Hans Patze, während Jürgen Voss eine Miscelle zur Biographie des sächsischen Gelehrten und Schulmannes Christian Juncker beisteuert, der z. Z. Leibniz wirkte.

Für den hier stärker interessierenden brandenburgischen Raum bieten zwei Beiträge von Dietrich Kurze und Johannes Schultze neue Forschungsergebnisse. Kurze befaßt sich mit der Ketzer Geschichte der Mark Brandenburg und Pommerns vornehmlich im 14. Jh. Genannt werden die Sekten der Luziferianer, Putzkeller und Waldenser, doch weist der Vf. darauf hin, daß es sich bei den in Frage stehenden Fällen wohl eigentlich um Waldenser gehandelt habe. Das Schwergewicht der Verfolgungen lag anscheinend im uckermärkischen Raum (1336 Angermünde, um 1385 in Prenzlau), ordnet sich jedoch ein in die allgemeine Verfolgungswelle gegen die Waldenser in Europa, die um 1388 einsetzt. Die soziale Schichtung erfaßt sowohl Städter als auch Landbewohner, vertreten sind lediglich nicht die Kaufleute und der grundbesitzende Adel. Dank eines glücklichen Quellenfundes in Wolfenbüttel (diese Ketzerprotokolle setzen 1392 ein), konnte der Vf. die wattenbachsche Arbeit zum selben Thema (1886) wesentlich erweitern und vertiefen. Nur am Rande sei vermerkt, daß mit dieser Untersuchung auch Fontanes Ansicht im „Stechlin“ widerlegt wird, daß in der Mark keine Ketzer verbrannt worden seien.

Schultze weist schlüssig nach, daß das Kloster Boitzenburg niemals Marienpforte geheißen hat. Bei der noch heute im Geheimen Staatsarchiv verwahrten Urkunde des Ritters Heinrich von Stegelitz handelt es sich nicht um die Gründungsurkunde des Boitzenburger Klosters, sondern um die Stiftung eines vielleicht nie existent gewordenen Klosters bei Flieth. Ansatzpunkt der Kritik war für Sch. einmal die Tatsache, daß das Kloster B. in der urkundlichen Überlieferung nie Marienpforte genannt wird; weiterhin handelt es sich bei B. um ein Zisterzienserinnenkloster, wogegen die Stiftungsurkunde v. 1269 für „porta sancte Marie“ von Nonnen des Benediktinerordens spricht. Schließlich weist Sch. darauf hin, daß Heinrich v. Stegelitz als Fundator des Klosters über Allodialbesitz verfügte, wie er ihn wohl unter den anders gelagerten Rechtsverhältnissen der Pommernherrschaft beanspruchen konnte, nicht jedoch als Vasall der Askanier, an die die Uckermark um 1250 gefallen war.

Richard Dietrich erörtert am Beispiel Berlins Probleme stadtgeschichtlicher Untersuchungen im Zeitalter der Industrialisierung. Fragen der Wachstumsvoraussetzungen, Entwicklungsbedingungen und Strukturumwandlungen werden aufgeworfen, ihre Problematik bei der Erforschung gezeigt. Dabei wird auf den möglichen Zusammenhang zwischen Eisenbahnbauten, fortschreitender Industrialisierung und Bevölkerungsexpansion hingewiesen. Die Quellenlage ist freilich im allgemeinen dürftig, mit der S. 172 f. gebotenen Bevölkerungsstatistik allein ist ein schlüssiger Beweis nicht möglich. Es fehlen auch noch gediegene Untersuchungen, ob und ggf. welche Gesichtspunkte für die Standortwahl der frühen Berliner Industriebetriebe maßgebend waren. Allgemein sei auf die in den 60er Jahren einsetzenden Notariatsregister im Landesarchiv hingewiesen, eine schwer erschließbare aber sicherlich ergiebige Quelle zur Wirtschaftsgeschichte. Eine offensichtliche Verwechslung ist dem Vf. unterlaufen, als er den Zweckverband auch die Landkreise Teltow und Oberbarnim umfassen ließ; richtig muß es natürlich N i e d e r barnim heißen (S. 175).

Als Vorarbeiten zu Untersuchungen über Entwicklung und Bedeutung führender Industriezweige im Berlin der Weimarer Zeit sind die Artikel von Peter Czada (Der Beitrag der Statistik zur Geschichte der Berliner Elektroindustrie in der Weimarer Zeit) und von Hans Martin Barth (Der demokratische Volksbund. Zu den Anfängen des politischen Engagements der Unternehmer der Berliner Elektrogroßindustrie im November 1918) zu werten, wobei die enge Verflochtenheit zwischen Industrialisierung und politischer Entwicklung sowohl auf Seiten der Arbeitgeber als auch der Arbeitnehmer verdeutlicht wird. Letzteres

zeigt sich speziell auch in dem Aufsatz von Ernst Schraepler über den Zwölfer-Ausschuß des Vereinstages Deutscher Arbeitervereine und die Ereignisse von 1866.

Rumpel geht am Beispiel des Friedrich Gentz dem Problem nach, die Konfessionszugehörigkeit methodisch zu bestimmen. Der Fall Gentz, von R. als Lutheraner nachgewiesen, dürfte dabei allerdings besonders schwierig gewesen sein. Johannes Schultze ist nochmals mit einer Miszelle über die polizeiliche Haussuchung bei dem Buchhändler G. A. Reimer 1819 vertreten, die gleichsam den Auftakt zur Demagogenverfolgung bildete.

Den Herausgebern sei gedankt für die Mühe bei der außerordentlich vielseitigen und anregenden Themengestaltung sowie für den umfangreichen Rezensionsteil, der gerade dadurch einen vorzüglichen Überblick über die Forschungslage zur brandenburgisch-preußischen Geschichte, ja darüberhinaus, bietet.

Werner Vogel

Hartmut Harnisch: Die Herrschaft Boitzenburg

Untersuchungen zur Entwicklung der sozialökonomischen Struktur ländlicher Gebiete in der Mark Brandenburg vom 14. bis zum 19. Jahrhundert. Veröff. d. Staatsarchivs Potsdam, Bd. 6. Weimar: Böhlau 1968. Ln. 281 S., 3 Ktn.

Die Beschäftigung mit den Problemen der märkischen Landwirtschaft und den sozialen Verhältnissen der bäuerlichen Bevölkerung, die bisher im Hintergrund gestanden hatte, wurde in den letzten Jahren intensiviert. Erst im vorangegangenen Band konnten Müllers gründliche Ausführungen zur märkischen Landwirtschaft besprochen werden. Im Unterschied hierzu geht es H. nicht so sehr um die Entwicklung der landwirtschaftlichen Produktionstechnik, als vielmehr der sozialökonomischen Zustände in der Herrschaft B., die aus der Vereinigung der landesherrlichen Vogtei mit dem Besitz des Zisterzienser-Nonnenklosters hervorgegangen ist. Dabei gestattet das zeitweilige Nebeneinander adliger und klösterlicher Herrschaftsverhältnisse aufschlußreiche Untersuchungen über die unterschiedliche Intensität und Art der Inanspruchnahme der bäuerlichen Untertanen durch die Grundherrschaft. Der Vergleich wird dadurch erleichtert, daß die Familie v. Arnim-Boitzenburg seit 1429 als Pfandinhaber die Herrschaft über 500 Jahre in Händen gehalten hat. So betrifft der Wüstungsprozeß des 14. Jh. etwa, als Folge der ständigen Fehden und der Agrarkrise gedeutet, die klösterlichen Dörfer kaum. Dank seiner Eigenwirtschaft war das Kloster in der Lage, seinen Bauern die erforderliche Unterstützung zu gewähren.

Dem Adel hingegen bot der Wüstungsprozeß Gelegenheit, die als Eigentum betrachteten wüsten Dörfer einzuziehen und bei Beginn der landwirtschaftlichen Konjunktur im 16. Jh. mit Vorwerken zu besetzen. Ein ausgeprägtes Bauernlegen ließ sich im Untersuchungsgebiet allerdings nicht nachweisen. Im 18. Jh. treten neue Produktionszweige neben die Landwirtschaft: Anfänge einer systematischen Forstkultur, damit verbunden Ausbau der forstlichen Organisation und Einsetzen eines Holzverkaufs im großen Stil. — Der Tabakanbau wird von den Bauern in steigendem Maße betrieben, um dem Mangel an Einkünften, der für die Entwicklung der Landwirtschaft hinderlich war, entgegenzuwirken. Eingehend analysiert der Vf. die hiermit zusammenhängenden Änderungen in der Bevölkerungszusammensetzung (Landarme, Landlose, Kossäten, Kleinbauern usw.). Die Regulierung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse begann erst 1814 und endete 1852 mit der Kapitalisierung der Ablösungsrenten, woraus die Herrschaft erheblichen Profit zog, während sich für die Bauern damit eine gewaltige Einbuße an Land verband.

Abschließend sei noch vermerkt, daß die Ausführungen über die Anfänge des Klosters B. und die angebliche Benennung als „Marienpforte“ durch die jüngsten Forschungsergebnisse von Johannes Schultze (s. S. 150 dieses Jahrbuchs) überholt sind.

Dank einer günstigen Quellenlage und einer vorzüglichen Beherrschung des Materials gelangt der Vf. in seiner vielseitigen und anregenden Untersuchung zu neuen Ergebnissen, die allerdings nicht ohne weiteres für den brandenburgischen Raum verallgemeinert werden können. H. macht diesen Vorbehalt selbst im Hinblick auf die teilweise besonders gearteten Verhältnisse seines begrenzten Untersuchungsgebietes.

Werner Vogel

Walter Gerschler: Das preußische Oberpräsidium der Provinz Jülich-Kleve-Berg in Köln 1816—1822

Studien zur Geschichte Preußens, Bd. 12. Köln: Grote 1968. 295 Seiten.

Auf Anregung von Prof. Hubatsch sind in den letzten Jahren eine Reihe von verwaltungsgeschichtlichen Dissertationen entstanden, um deren Publikation sich der Grote-Verlag besondere Verdienste erworben hat. In erster Linie befassen sich diese Arbeiten mit ost- und westpreußischen Verhältnissen, der vorliegende Band stützt sich dagegen auf einen geschlossenen Bestand im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf. Aus der Sicht einer Provinz wird hier der Neubau des preußischen Staates nach den Freiheitskriegen sichtbar. Der Staat wurde in Provinzen gegliedert, mit einem Oberpräsidenten an der Spitze; jede Provinz sollte aus zwei bis drei Regierungsbezirken bestehen, verwaltet durch Regierungen.

In knappen Zügen umreißt der Vf. die historische Entwicklung vom Erbfall Jülich-Kleve-Bergs 1609 an das Kurfürstentum Brandenburg bis zur Einverleibung des Rheinlandes in Preußen auf dem Wiener Kongreß 1815. Deutlich zeigt der Vf. die Schwierigkeiten bei der Organisation der beiden rheinischen Provinzen Jülich-Kleve-Berg und Niederrhein (die Vereinigung erfolgte 1826, aber erst ein königlicher Erlaß im Jahre 1830 sprach von „der Rheinprovinz“ als Einheit), belastet durch das psychologische Spannungsverhältnis zwischen Berlin und den Rheinländern. Dem ersten Oberpräsidenten für die Provinz Jülich-Kleve-Berg, Friedrich Graf zu Solms-Laubach, fiel daher keine leichte Aufgabe zu, die er jedoch meisterhaft zu lösen wußte. Die genaue Abgrenzung der Provinz, die Grenzregulierung mit den Niederlanden und die Repatriierung der infolge der napoleonischen Kriege verstreuten Rheinländer mußten vordringlich bewältigt werden. Die Provinzialbehörden hierfür mußten erst eingerichtet werden. Die Tätigkeit des Oberpräsidenten fand schließlich ihre Basis in der Instruktion vom 23. Oktober 1817, die seine Aufgabenbereiche und Vollmachten umriß. Als eigene Exekutivorgane standen ihm nur Konsistorium und Medizinalkollegium zur Verfügung. Die Abgrenzung seiner Befugnisse gegenüber den Regierungspräsidenten war mit besonderen Schwierigkeiten verbunden. Besonders in den ersten Jahren des Aufbaus und der Organisation der Provinz wirkte der Oberpräsident als Repräsentant des Königs und forderte deshalb einen politisch exponierten Platz innerhalb der monarchischen Staatsform. Anerkennung fand dieser Gedanke allerdings erst durch die gesetzliche Neuordnung 1825, worin dem Oberpräsidenten „die Stellvertretung der obersten Staatsbehörden bei außerordentlicher Veranlassung“ zugestanden wurde. Als Zwischeninstanz zwischen dem Staatsministerium in Berlin und den Regierungen seiner Provinz lief der gesamte Schriftwechsel durch seine Hände, ihm oblag die Kontrolle der gesamten Provinzialverwaltung. Jährliche Bereisungen der Provinz verschafften ihm die erforderliche eigene Anschauung und Kenntnis der Bedürfnisse, die ihm bei der Aufstellung der Verwaltungspläne (Etats) aufgrund des Materials seiner Regierungen zugute kamen.

Sowohl die Entwicklung der Oberpräsidentur und ihre Funktion als oberste Provinzialbehörde als auch die „Leitung, Aufsicht und Kontrolle“ der gesamten Provinzialverwaltung durch den Oberpräsidenten werden von Gerschler sehr detailliert und ausführlich geschildert. Interessant auch seine Hinweise auf die innerpreußische Fluktuation des Behördenpersonals, was nicht zuletzt für die überprovinzielle, gesamtstaatliche Organisation der preußischen Verwaltung von erheblicher Bedeutung war. Der Band kann daher jedem, der sich mit der Geschichte Preußens und seiner Verwaltung befaßt, nur wärmstens empfohlen werden, obwohl er vom Thema her nur wenige Jahre einer einzigen Provinzialverwaltung erfaßt, die sich noch dazu durch ihre Besonderheiten von anderen preußischen Provinzen abhebt.

Werner Vogel

Aus dem Leben der Vereinigung

Im vorliegenden Band 20 des Jahrbuchs kann über unsere erfolgreiche Vereinsarbeit in der Zeit vom 1. September 1968 bis 31. August 1969 berichtet werden. Wir boten unseren Mitgliedern folgende Vorträge:

1968

26. September: Prof. Dr. Ivo *Schäffer*: Die Republik der Vereinigten Niederlande und das Kurfürstentum Brandenburg
8. November Gerhard *Küchler*: Berlin und die Mark Brandenburg in Merians Darstellungen von 1652
22. November Gerd *Gnewuch*: Die Beziehungen Spandaus zu den benachbarten Dörfern im Havelland
6. Dezember Hans-Werner *Klünner*: Das Schloß zu Köpenick

1969

3. Januar Dir. Werner *Schröder*: Von Fischen und Krebsen in Großberliner Gewässern
31. Januar Jürgen *Grothe*: Die brandenburg/ansbachische Veste Wülzburg
28. Februar Hans-Werner *Klünner*: Brandenburg-Preußische Beziehungen zu Schwaben und Hohenzollern
12. März Präs. Hans *Egidi*: Paul Persius — 1832/1902
28. März Dr. Werner *Mittelbach*: Von der Wesensart märkischer Märchen
18. April Piarowshka *Marz*: Chic und Charme der Berlinerinnen in den letzten 200 Jahren

An Besichtigungen und Besuchen fanden statt: Besichtigung der archäologischen Grabungen am Krummen Fenn in Düppel (Vortrag Prof. Dr. Adriaan von *Müller*), Besuch der ost/west-gemeinsamen Otto-Nagel-Gedächtnisausstellung, Besuch der Ausstellung „Eduard Gärtner — Architekturmalerei“ (Vortrag Dr. Irmgard *Wirth*), Besichtigung von Großbaustellen Westtangente und Kreuzberg (Vortrag Willi *Lindemann*), Besuch der Ausstellung „Der Berliner — 250 Jahre“ der Feuersozietät Berlin, Besuch des Georg-Kolbe-Museums, Besuch der Ausstellung „Bismarck in der Karikatur“ (Vortrag Dr. Cécile *Lowenthal-Hensel*), Filmvorführung im Postmuseum (Vortrag Kurt *Roth*), Besuch der Heimatausstellung in Kreuzberg (Vortrag Hermann *Schröder*), Besichtigung des Fernmeldeturms Schäferberg Wannsee, Führung zu Berliner Zoo-Bauten (Vortrag Hans-Werner *Klünner*), Besuch der Bundesdruckerei, Besuch der Ausstellung „Widerstand gegen den Nationalsozialismus“ (Vortrag Gerd *Gnewuch*).

18 Wanderungen und Führungen, darunter 2 Friedhofsführungen sowie zum 84. Mal die traditionelle Wanderung durch den weihnachtlichen Grunewald und eine Nachtwanderung durch die Spandauer Stadtförst, setzten die Tradition unserer Vereinigung auch im beengten Raum von Westberlin fort, den Spuren der Geschichte und Heimatkunde an Ort und Stelle nachzugehen. Unter der Führung unseres Mitgliedes Prof. Werner *March* unternahmen wir am 5. Oktober 1968 mit 50 Teilnehmern eine Bus-Fahrt zum Olympia-Stadion und seinen Bauten. (Vgl. Mitt.-Bl. Nr. 60 vom 1. 1. 69 „Das ehemalige Reichssportfeld in Berlin“). In den Tagen vor Weihnachten 1968 ver-

sammelten wir uns in gewohnter Weise zur Weihnachtsfeier im Spenerhaus der Königin-Luise-Gedächtnisgemeinde. Turnusgemäß fand am 31. Januar 1969 die Jahres-Mitgliederversammlung 1969 statt.

Die starke Beteiligung an den Veranstaltungen bestätigte das erfolgreiche Bemühen ihrer Führer und Leiter wie Vortragenden, das historische Wissen und die Kenntnis der Forschungsergebnisse über die besuchten Stätten wie behandelten Themen zu verbreiten. Wie immer, bereicherten sich dabei am Wissen die Führenden selbst am meisten. Es spricht für die Aktivität in unserem Kreis, daß in den gebotenen 43 Veranstaltungen 30 verschiedene Vortragende, Führer und Leiter auftraten.

Unsere Brandenburgische Studienfahrt 1969 führte zu Himelfahrt in den nordwestdeutschen Raum bis an die Nordsee-Küste. Vom 15. bis 18. Mai hielten sich 50 Mitglieder mit dem Standort Aurich im einstigen Fürstentum Ostfriesland auf. Die mit viel Mühe und eingehenden Vorbereitungen arrangierte Exkursion überraschte durch die noch ausgeprägt spürbaren geschichtlichen Beziehungen Ostfrieslands zu Brandenburg-Preußen und durch landschaftskundliche Eindrücke. Höhepunkte der Fahrt waren der Besuch von Schloß und Park Lütetsburg, „auf Fontanes Spuren“, sowie die deich- und wasserkundliche Führung im Raum Emden / Knock. Ausführliche Berichte bringen unsere Mitteilungsblätter. Für die wohlgelungene Exkursion gilt den Mitgliedern, die sie leiteten und vorbereiteten — insbesondere den Herren Axthelm und Klünner — der Dank, aber auch S.D. Fürst Wilhelm Edzard zu Inn- und Knyphausen für die Aufnahme in Lütetsburg sowie Oberdeich- und Sielrichter Jannes Ohling für die Führung in Knock und Campen. Staatsarchivdirektor Dr. Günther Möhlmann in Aurich und Landesmuseums-Direktor Dr. Eichhorn in Emden sind wir für die geschichtlichen Vorträge dankbar, — der Ostfriesischen Landschaft Aurich, Herrn Dr. Ramm für die Unterstützung bei der Exkursionsvorbereitung.

Die Bücherei und das Archiv unserer Vereinigung, aufgestellt in den Räumen der Amerika-Gedenkbibliothek, Berlin — heimatkundliche Abteilung, wurden laufend aufgesucht. Ihre Benutzung durch Mitglieder und Heimatfreunde steigerte sich derart, daß die Mitglieder des Bibliotheks-Ausschusses mehrmals wöchentlich zur Bewältigung der erforderlichen Arbeiten zusammenkommen müssen.

An Veröffentlichungen brachten wir im Berichtszeitraum neben diesem Band 20 unseres Jahrbuchs die Mitteilungsblätter Nr. 59—61 heraus, die in Fortsetzung der einstigen Monatsblätter unserer Vereinigung nun im 70. Jahrgang erscheinen.

Für die Förderung unserer Vereinstätigkeit durch Wort, Schrift und Tat gilt auch für den Berichtszeitraum unser herzlicher Dank allen Mitgliedern und Freunden unserer Vereinigung.

In der Genugtuung und Freude über ein ergebnisreiches Jahr seien die verstorbenen Mitglieder nicht vergessen. Wir gedenken ihrer in Trauer und Ehren: Gerda Dible, Karl Salomo, Hans Freiberg, Harry Methling, Dr. Lilly Moritz, Dr. Walther Moritz, Otto Müller, Dr. Gerhard Richter, Otto Wachowiuss, Margarete Wilberg, Peter Bünzel. Ihr Andenken würdigten wir in den Nachrufen der Mitteilungsblätter.

Gerhard Küchler

Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte

Inhalt der Bände 1—19, 1950—1968

- 1950 Hermann Lucke: Theodor Fontane — ein Vermächtnis / Hermann Fricke: Fontanes Bild berlinisch-brandenburgischer Dichtung / Eberhard Faden: Berlin Hauptstadt — seit wann und wodurch? / Albert Ludwig: Die Askanierhofburg Spandau / Joachim Seeger: Gemälde im Jagdschloß Grunewald / Georg Michel: Auf dem Wege zu einer Grabstättenbildkartei für Berlin und die Mark Brandenburg / Bruno Stephan: Der Hermsdorfer Milow, seine Familie und seine Zeit / Willy Hoppe: Luther und die Mark Brandenburg / Emil Schwartz: Die Kalandbruderschaft in Prenzlau; Der Neuruppiner Kaland (Urkunde von 1391) / Harry Methling: Schifffahrt auf der Ucker / Martin Henning: Vom Wanderbericht zum Jahrbuch.
- 1951 Günter Stein: Berlins Stadtmauer / Erich Zornemann: Berlin im Leben und Werk Wilhelm Raabes / Gertrud Schacht geb. Mengel: Meine Erinnerungen an Theodor Fontane / Mario Kramer: Aus Theodor Fontanes Jugendland / Hermann Fricke: Dobbertin. Eine erhalten gebliebene Fontanestätte / Berthold Schulze: Der Anteil der Zisterzienser an der ostdeutschen Kolonisation, besonders in Brandenburg / Willy Hoppe: Biesenthal. Zur askanischen Besitzergreifung des Barnim / Harry Methling: Das Wunderblut von Wilsnack / Emil Schwartz: Beiträge zur Geschichte der Reformation in der Mark Brandenburg. 1. Das Ausscheiden der nördlichen Uckermark aus der Diözese des Bistums Kammin; 2. Der Prozeß des Prenzlauer Kalands gegen Dorothea Sander (1537—1543) / Max Krügel: Buckow in vor- und frühgeschichtlicher Zeit / Georg Klünder: Die Zauche und ihre Pfarreien bis 1600 / Hermann Mitgau: Alt-Frankfurter Studententrachten.
- 1952 Berthold Schulze: 200 Jahre staatlicher Verwaltungsbezirk Berlin / Hermann Fricke: Louis Vogel, Kleists Freund im alten Landeshause der Kurmark / Erich Zornemann: Brückenbauer zwischen Stadt und Land, Dem Berliner Heinrich Sohnrey zum Gedächtnis / Ulrich Stroschein: Das Gutshaus Dahlem / Hans Pappenheim: Das Rätsel der Dahlemer Dorfaue / Hermann Kügler: Gräberts Berliner Volkstheater. Anhang: Wer war Pietsch? / Günter Stein: Burg Liebenwalde in der Mark / Herbert Hohn: Karl Ernst Albrecht Kunth. Zur Lebensgeschichte des Berliner Geologen / Max Krügel: Buckow als Mediatstadt.
- 1953 Johanna Schmidt: Die steinerne Chronik am Rathaus von Berlin / Felix Raede: Das „Graue Kloster“ / Hermann Fricke: Jean Pauls Berliner Abenteuer / Curt Meyer: Aus Akten der alten preußischen Theaterzensur / Hermann Kügler: Fischerstechen und Halloren / Hans Pappenheim: Karten und Vermessungswesen im Schaffen Theodor Fontanes / Günter Stein: Zur Baugeschichte der askanischen Burg Spandau / Emil Schwartz: Die Gilden der Gewandschneider,

der Krämer und der Höker in Prenzlau / Walter Delius: Peter Gustav Schweitzer, Oberprediger zu Kremmen / Max Krügel: Buckow. Kämpfe um die Selbstverwaltung / Rudolf Lehmann: Niederlausitzer Ständevertreter im preußischen Hauptquartier im Dezember 1762.

- 1954 Ernst Kaerber: Willy Hoppe als märkischer Historiker / Hermann Fricke: Fontanes Historik / Albert Ludwig: Markt und Kaufhaus im mittelalterlichen Spandau / Eberhard Faden: Der Berliner Tumult von 1615 / Rudolf Lehmann: Lübbenau im Revolutionsjahr 1848 / Curt Meyer: Das Theater Franz Wallners (1855—1867) / Wilhelm Eulert: Julius Schoppe — ein Maler des Biedermeier / Hermann Kügler: Der Maler Gottlob Samuel Rösel und Goethe / Friedrich Solger: Die Entstehung der Buckower Landschaft / Otto Korn: Wabrenze — Lorenzfeld. Zur Wüstungskunde der Altmark / Emil Schwartz: Der Handelsstand in Prenzlau vom Dreißigjährigen Kriege bis zur Einführung der Gewerbefreiheit / Hans Pappenheim: Geographie als Rüstzeug Theodor Fontanes.
- 1955 Friedrich Solger: Heimatliche Geschichtsforschung und Volksbildung / Liselotte Richter: Kierkegaard in Berlin / Albert Ludwig: Die Ausgrabungen in der Nicolaikirche zu Berlin / Hans Branig: Aus den späteren Lebensjahren der Gräfin von Lichtenau / Mario Krammer: Clemens Brentano und Berlin. Bilder aus den Tagen der Romantik / Peter Klein: Ein Menzelbrief aus dem Nachlaß von Linda Kögel / Arthur Suhle: Die Münzprägung in Brandenburg von den Anfängen bis zum Tode Ottos I. / Rudolf Lehmann: Tagebuchaufzeichnungen der Frau von Thielau auf Neu-Döbern vom 13. Mai bis zum 3. Juni 1813 / Günter Stein: Zur Datierung des Bergfrieds der Burg Stolpe a. d. Oder. — Der Bergfried im märkischen Bereich.
- 1956 Willy Hoppe: Bekenntnis zur Kurmark. Ansprache bei der 70-Jahr-Feier der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg in Schildhorn am 29. Mai 1954 / Rudolf Lehmann: Die Erforschung des Spreewaldes / Emil Schwartz: Die Tuchmachergilde in Prenzlau / Hermann Fricke: Die Ellora und das Rytly. Zwei Seitentriebe des Tunnel über der Spree. Anhang: Aus Theodor Fontanes Tagebuch 1867: An Frau von Katte-Wust / Hans Pappenheim: Das Belvedere auf dem Pichelsberg. Ein Beitrag zur Geschichte der Berliner Gartenpavillons im 18. Jh. / Hans Saring: Karl Friedrich von Beyme / Kurt Pomplun: Das Gutshaus in Steglitz / Curt Meyer: Hundert Jahre „Aktienbudiker“. Ein Beitrag zur Berliner Theatergeschichte / Mario Krammer: Clemens Brentano und Berlin. Bilder aus den Tagen der Romantik.
- 1957 Hermann Fricke: Joachim Christian Blum. Der Spaziergänger von Ratenau / Johannes Wütschke: Der „Brückenkopf Magdeburg“ nach dem Slavenaufstand von 982 / Walter Delius: Der Jurist Johannes Brunnemann (1608—1672) und der Pietismus / Joachim Wiese: Sprachgrenzen in der Mark Brandenburg / Eckhard Unger: Chorgestaltung

und Ostgiebel der Hauptkirchen von Gransee, Prenzlau, Wittstock und Neubrandenburg / Harry Methling: Geschichtliche Entwicklung im Kartenbild / Joachim Seeger: Der Berliner Kupferstecher Eduard Eichens und seine Künstlerfahrt nach Paris und Parma / Günter Stein: Ein Schloßbau Joachims I. Baugeschichtliche Untersuchungen auf der Spandauer Zitadelle / Oswald Kohut: Aus der Geschichte der Kolonie Grunewald / Eberhard Faden: Uran in Berlin.

- 1958 Hans Zopf: Karl Theophil Guichard gen. v. Quintus Icilius / Friedrich Gustav Bernhard: Emil von Arnstedt / Berthold Schulze: Geist von Beeren / Hermann Fricke: Erinnerungen an Theodor Storm von Theodor Fontane. Ein nicht vollendeter Nekrolog / Karl Thiemel: Zwei Brandenburg-Preussische Verordnungen über „Eximierte“ aus dem Jahre 1748 / Hermann Schall: Der Name Potsdam und die „Insel des Chotëmysl“ / Günter Stein: Ofenkeramik der Gotik und Renaissance auf der Spandauer Zitadelle / Emil Schwartz: Im Prenzlauer Posthaus zur Franzosenzeit 1806—1815.
- 1959 Eberhard Faden: Martin Henning / Berthold Schulze: Die Einführung der Städteordnung in Berlin und der Mark 1808/09 / Walter Heynen: Kugler-Menzel. Ein Erinnerungsblatt / Martin Henning: Noch einmal „Emil von Arnstedt“ / Bruno Stephan: In Tegeler Erdreich gepflanzt — auf Tegeler Boden gewachsen / Emil Schwartz: Eine mittelniederdeutsche Übersetzung der Gründungsurkunde der Stadt Prenzlau / Willy Lademann: Vant olle Ssääldörp. So vanne 60er Joare int vörichte Joahundert an / Rudolf Lehmann: Brandenburg-Preußen und die Niederlausitz / Otto Kieser: Die brandenburgische Südgrenze bei Doberlug als Mundartgrenze / Ingeborg Kolb: Die „Vorbürg“ in Spandau / Friedrich Mielke: Vom Wiederaufbau in Potsdam / Eberhard Faden: Berlin und die Genfer Konvention vom Roten Kreuz / Harry Methling: Die Entwicklung des Eisenbahnnetzes in der ehemaligen Provinz Brandenburg bis zum Jahre 1939 / Hermann Schall: Der Pristavel und die Städtenamen Pritzwalk und Pasewalk.
- 1960 Hermann Fricke: Wanderer zur Weisheit und Freiheit. Calvinistische Züge im Staatsgedanken Jakob Burckhardts und Theodor Fontanes / Ludwig Hoffmann: Geschmacksinseln in Berlin. Aus den Lebenserinnerungen des Berliner Stadtbaurats / Wolfgang Scheffler: Ein Porzellantablett für George Hossauer / Ludwig Ganghofer: Über die Berliner / Karl Hohmann: Das Berliner Fischerdorf Schmöckwitz im Wandel der Zeiten / Hans Erich Kubach: Die Marienkirche zu Belzig / Oskar Lieichen: Die Entstehung von Luckenwalde / Fritz Bönnisch: Die Fluren der Gemarkung Klein-Räschen (Gemeinde Groß-Räschen Kr. Senftenberg) vor Ausführung der Gemeinheitsteilung / Alwin Arndt: Reichwalde Kr. Luckau. Ein Beitrag zur Vegetations-, Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte der Niederlausitz / Hans Erich Kubach: Der Kreis Oststernberg / Eberhard Faden: Willy Hoppe (1884—1960)
- 1961 Lilli Moritz: Die Geschichte des „Schoelerschlößchens“ zu Berlin-Wilmersdorf / Peter Rohrlach: Die Sammlungen des Grauen Klosters

in Berlin / Arne Hengsbach: Havel und Spree — Spandaus Lebensadern. Eine wirtschaftsgeschichtliche Betrachtung / Harry Methling: Mittelraddampfer „Prinzessin Charlotte von Preußen“, das erste in Deutschland gebaute Dampfschiff / Georg Hummel: Der Berliner Maler Fritz Hummel / Richard Kieser: Die Zauche erkaufte nach dem Dreißigjährigen Krieg den Frieden / Hilde-Lore Schmidt: Friderizianische Siedlungspolitik in der Mark Brandenburg / Werner Bastine: Christian Konrad Sprengel, ein vergessener märkischer Botaniker / Willy Hoppe: Ernst von Stubenrauch. Ein preußischer Landrat aus der Zeit Wilhelms II.

- 1962 Eberhard Faden: Berlinertum — eine Europa-Mischung? / Gerhard Kutzsch: Verwaltung und Selbstverwaltung in Berlin unter der ersten Städteordnung / Ernst Heinrich: Der „Hobrechtplan“ / Hans-Herbert Möller: Die ehemalige Moritzkirche zu Spandau / Ekhart Berckenhagen: Bildnisse der Gräfin Lichtenau / Hans Saring: Die ältere Geschichte der Stadt Dahme bis zum Dreißigjährigen Krieg / Heinz-Dieter Krausch: Die Menzer Heide. Beiträge zur Geschichte eines märkischen Waldes / Hermann Fricke: Theodor Fontanes Wanderungen durch die Mark Brandenburg als Vorstufe seiner epischen Dichtung / Johanna Jaenicke-Nickel: Neuruppiner Bilderbogen.
- 1963 Carl Nagel: St. Gertrud und ihre Hospitäler in der Mark Brandenburg / Rudolf Lehmann: Die wirtschaftliche Lage der Stadt Cottbus zur Zeit der Kontinentalsperre / Silvia Schmidt-Berg-Lorenz: Zur Kulturgeschichte des Zuckers in Berlin und der Mark Brandenburg / Werner Bastine: Brandenburgisches Manna (*Glyceria fluitans* [L.] R. Br.). Ein Beitrag zur Monographie eines Wildgetreides / Willy Lademann: Ut et olle Stelitz / Hans-Werner Klünner: Die Berolina — Symbol und Denkmal einer Epoche / Arne Hengsbach: Das Berliner Pferdeomnibuswesen / Hans Pappenheim: In den Zelten — durch die Zeiten. Kulturgeschichte am Tiergartenrand 1740—1960.
- 1964 Günter Schade: Zur Baugeschichte der Frankfurter Marienkirche / Heinz-Dieter Krausch: Die Wälder der früheren Herrschaft Baruth gegen Ende des 16. Jh. / Klaus Konrad Weber: Die ‚belebende Idee‘ des Glienicker Parkes / Richard Beitzl: Da kriecht ne Spinne, sagt Minne. Namensneckrufe aus Berlin-Steglitz / Martin Rudolph: Friedrichsgracht Nr. 58 / Ulrich Eckstein — Manfred Stürzbecher: Die medizinische Versorgung der Bevölkerung im Kreise Prenzlau 1850 / Georg Betke: Der Dichterpastor Friedrich Wilhelm August Schmidt von Werneuchen / Liselott Ziegert-HackbARTH: Emilie Zöllner — die „Chevalière“ aus Fontanes Freundeskreis / Antonie Meinecke: Erinnerungen an Theodor Fontane und seinen Hausarzt Dr. Wilhelm Delhaes / Hermann Fricke: Das Theodor-Fontane-Archiv. Einst und jetzt.
- 1965 Johannes Schultze: Das Tafelsilber des Grafen Adam von Schwarzenberg / Walter Hoffmann-Axthelm: Aus dem Leben und Wirken

des märkischen Landarztes Dr. Carl Ludwig Ganzel / Rudolf Lehmann: Die Kirchenvisitationen im Luckauer Kreise 1653—1658 / Paul Holz: Theodor Fontane und sein Fuhrherr Moll aus Fürstenwalde / Erich Biehahn: Heinse und das Paradies von Pankow / Klaus Konrad Weber: Jugendstil im U-Bahn-Wagen / Waldemar Kuhn: Robert Lorenz und die Straße In den Zelten / Barbara Burghardt: Zur Geschichte der Großbeerenstraße in Berlin-Kreuzberg / Martin Rudolph: Nochmals Friedrichsgracht Nr. 58. Nachträge und Berichtigungen.

- 1966 Erich Biehahn: Der alte Züllichauer Verlagsbuchhandel / Johannes Schultze: Die Stadtrechte der Mark Brandenburg / Hermann Fricke: Der Sohn des Dichters. In memoriam Friedrich Fontane / Günter Schade: St. Nikolai in Berlin. Ein bauhistorischer Deutungsversuch des Hallenchores mit Kapellenkranz / Arne Hengsbach: Die Berliner Dampfstraßenbahn. Ein Beitrag zur Verkehrsgeschichte des 19. Jh. / Hans-Georg Eichler: Die Glocken des Kreises Angermünde.
- 1967 Emil Schwartz: Wurde Markgraf Heinrich das Kind 1320 in der Marienkirche in Prenzlau beigesetzt? / Heinz-Dieter Krausch: Der frühere Weinbau in der Niederlausitz / Erich Biehahn: Libyen und Arkadien in der Mark. Aus der Entdeckungsgeschichte der märkischen Landschaft / Hans Saring: Die Kosten der brandenburgischen Gesandtschaften zur Zeit des Großen Kurfürsten / Gustav Hermann: Darstellungen märkischer Soldaten aus einem unkriegerischen Zeitalter / Johannes Schultze: Der Spandauer Knüttelkrieg / Werner Vogel: die Quellen zum Spandauer Knüttelkrieg / Johannes Wagner: Oscar Wagner — ein fast vergessener Berliner Schriftsteller / Gerd Gnewuch: Moses Mendelssohns Stellung zum Selbstmord / Erika Schachinger: Ältere Wohnhäuser in der Berliner Innenstadt / Arne Hengsbach: Decksitz- und Metropolverkehrsmittel / Reinhard Barby: Der Solgerstein bei Medewitz im Fläming, eine fast vergessene Ehrung / Eberhard Faden: Friedrich Solger 1877—1965.
- 1968 Gerhard Küchler: Nachruf auf Harry Methling / Wilhelm Weßling: Die Märkischen Streifzüge von August Trinius und Theodor Fontanes Wanderungen durch die Mark Brandenburg / Vally Tennigkeit: Een Mensch namens Nante. Zur Geschichte der Nante-Darstellung / Irmgard Wirth: Unveröffentlichte Briefe von Theodor Hosemann und eine Erwerbung des Berlin-Museums a. d. Jahre 1968 / Johannes Schultze: Heinrich I. von Schlesien im Barnim und Teltow? / Friedrich Hülsen: Besiedlung und Entstehung der Hufengewannflur in Groß und Klein Behnitz im Havelland / Friedrich Ucker: Der Maria-Magdalenen-Tag in Prenzlau nach 1543 / Helmut Kublick: Die Agrarreformen im Kreise Cottbus seit 1763 / Erich Biehahn: Nicolai und der Runenstein von Langheinersdorf / Arne Hengsbach: Kladow um 1900 / Friedrich Dehmlow: Die Verkaufsurkunde für Berlin-Zehlendorf v. J. 1242 und das Dorfordnungsbuch von 1686 / Hans Saring: Ein wenig bekannter Gedenkstein im Tiergarten (Constantin von Doppelmaier).

www.books2ebooks.eu